Biogr.
3115 i

(Hordt)

<366337735300019

Bayer. Staatsbibliothek

(Nordl.)

Denkwürdigkeiten

oder

Lebens-Geschichte

eines

Schwedischen Edelmanns,

von Ihm selbst

in seiner Einsamkeit im Jahr 1784 geschrieben,

aus dem Französischen übersetzt

von

G. W. Bartoldy.

Berlin,

bey S. Pitra, Königl. Buchhändler.

1788.

g.m.8908

45 H

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Königl. Hoheit,

dem Prinzen

Friedrich Heinrich Ludwig

von Preussen.

&c. &c. &c.

Durchlauchtigster Prinz!

In tiefster Unterthänigkeit wage ich es, Ew. Königl. Hoheit die

„Denkwürdigkeiten eines Schwedischen Edelmanns"

zuzueignen. Ich glaube, daß dieses eben so sehr die höchste Gnade Ew. Königl. Hoheit, welche Sie für den Verfasser dieser Denkwürdigkeiten, den Grafen von Hordt, jederzeit geäussert haben, als das Gefühl des tiefsten Respekts in den Augen Ew. Königl. Hoheit entschuldigen werde, welches ich Hochdenselben vorzulegen für meine vornehmste Pflicht halte.

Den Ruhm, welchen sich Ew. Königl. Hoheit im Kriege durch Thaten des Helden sowohl, als durch politische Unter-

handlungen im Frieden erworben haben, und welchen nur die Gnade und Güte Ew. Königl. Hoheit gleich kommt, erlauben mir Vergebung darüber zu hoffen, daß ich es wagte, diesem Werke dadurch einen neuen Glanz zu geben, daß ich ihm den Nahmen des größten Königlichen Helden und Staatsmanns vorsetzte.

Meine Dreistigkeit wird Ew. Königl. Hoheit um so weniger mißfallen, da dieses Werk von einem Verfasser ist, der unter der Anführung Ew. Königl. Hoheit den Feinden Preussens so furchtbar wurde, wie er es unter einen Prinzen werden mußte, dessen Verdienste als Feldherr diesen Feinden eben so furchtbar waren, als Seine Gnade und Güte der Gegenstand ihrer dankbaren Bewunderung wurde.

Ich ersterbe in tiefster Unterwerfung,

Ew. Königl. Hoheit,

Berlin,
den 22. August
1788.

Allerunterthänigster Knecht.
Samuel Pitra,
Königl. Buchhändler.

Vorbericht
des Verlegers.

Ich glaube dem Publikum Vergnügen zu machen, wenn ich ihm Rechenschaft davon ablege, wie ich zu diesen Denkwürdigkeiten gekommen bin. Da ich das Glück habe, mit der Gnade des Hohen Herrn Verfassers beehrt zu werden, einer Gnade, worauf ich stolzer bin, als auf jeden andern Vorzug; so hatte ich einstens Gelegenheit, diese Handschrift zu sehen, und flüchtig durchzulaufen. Ich gestehe, daß sie um so mehr meine Neugierde reizte, da ich darin viele in der That wissenswerthe und wichtige Dinge zu finden glaubte. Ich nahm mir die Freiheit, Ihn zu ersuchen, daß er mir erlauben möchte, sie mit mehr Bedachtsamkeit durch zu lesen, und nur mit einiger Mühe erhielt ich dies von seiner Bescheidenheit. Endlich hatte er die Güte,

meinen Bitten nachzugeben; und ich hatte noch nicht volle zwanzig Seiten von diesem Werk gelesen; so war ich schon im höchsten Grade nach dem Besizze desselben begierig, um das Publikum damit beschenken zu können. Ich ward unbescheiden: ich hörte nicht auf, Ihm vorzustellen, daß, wenn er mir die Gnade erwiese, mir den Druck dieser Denkwürdigkeiten zu erlauben, dieses nicht nur ein Mittel sein würde, mich für all den ungeheuren Verlust zu entschädigen, den ich seit zwei Jahren erlitten hätte; sondern zugleich eine sehr würksame Unterstüzzung, um mich mehr zur fernern Erhaltung meiner Familie in Stand zu sezzen.

Mein lebhaftes Flehen erschütterte sein empfindsames Herz, welches an den Leiden seines Nächsten Antheil nimmt, wie man davon so schöne karakteristische Züge in seinem ganzen Lebenslauf findet.

Er war großmüthig genug, mir zu versprechen, daß ich, im Fall er sich je entschliessen könnte, seine Denkwürdigkeiten in die Hände des Publikums zu geben, darauf rechnen sollte, daß er mich allein damit begünstigen würde;

und

und da er mir zugleich bezeugte, daß er sehr fürchte, ich möchte dabei verlieren, wenn ich es wagte, (dies sind seine eigne Ausdrücke) der Herausgeber davon zu sein; so zeigte er mir noch mehr durch diese gewiß ungegründete Furcht so wohl den Antheil, welchen er so gnädig an meiner Wohlfarth nahm, als den geringen Werth, welchen er auf dies Produkt seiner Muße sezte. Ich ließ mich nicht abschrecken; ich wurde noch zudringlicher, so sehr es, ohne verwegen zu seyn, geschehen konnte. Endlich hatte er die Gnade, mir zu sagen:

„Da Sie mich so sehr versichern, daß dies „eine günstige Gelegenheit seyn wird, Sie für „Ihren ansehnlichen Verlust zu entschädigen, so „will ich Ihren Bitten nachgeben. „— Ich „schenke Ihnen die Handschrift und wünsche Ih„nen viel Vortheil davon."

Konnte ich so viel Beweise von Güte, von Großmuth, von Uneigennuz erwarten? Dies Geschenk ist mir um so viel werther, da ich es auf keine Art verdienet habe, und da ich darauf rechne, daß meine Bemühungen und Kosten nicht verlohren seyn werden, und daß das Pu=

blikum mir gewissermaßen dafür verbunden seyn wird, weil es sich dabei ergözzen, und zugleich von verschiedenen Thatsachen und Umständen unterrichten wird, welche bis jezt noch nie so wahrhaft, so uneigennüzzig, und so zuverläßig erzählt sind.

In der That man wird in diesen Denkwürdigkeiten eine Menge von kleinen Zügen finden, die den Leser ergözzen und vergnügen, und alles ausserdem, was eine große Menge von Thatsachen, die sich auf Staatskunst und Kriegswesen beziehen, Anziehendes haben, wobei zugleich in dem ganzen Werke der Ton des Biedersinns und der Unpartheylichkeit herrscht. Man trifft darin allenthalben Züge eines Mannes von Ehre und Rechtschaffenheit an, welcher, über die öffentlichen Begebenheiten, wovon er Zeuge gewesen ist, und über seine eigene Handlungen stets mit Freymüthigkeit, ohne Leidenschaft, und ohne Theilnahme an den Streit irgend einer Parthey, spricht. Man findet darin eben so sehr einen genauen und urtheilenden Beobachter, und einen strengen Richter. Er berichtet alles, was er selbst gesehen und gehört hat, oder was glaubwür-

würdige Leute Ihm in Vertrauen erzählt haben. Er muß also schlechterdings äusserst wahrhaft seyn, und eben daher sind seine Denkwürdigkeiten um desto schäzbarer. Endlich, ohne ihm eine Lobrede halten zu wollen (denn ich weis, wie sehr seine Bescheidenheit darunter leiden würde) schränke ich mich darauf ein, blos hinzuzufügen, daß man in diesen Denkwürdigkeiten das Gemählde eines guten Patrioten, eines ehrerbietigen und dankbaren Sohns, eines guten Vaters, eines zärtlichen und treuen Gemahls, eines liebenswürdigen, empfindsamen und tugendhaften Mannes, und endlich — eines Freundes der Menschheit finden wird.

Die besondern Anekdoten, welche man darin antrift, sind mannigfaltig und anziehend; und die meisten derselben schildern die Sitten von Nationen und Privatleute, und karakterisiren den Geist der Regierungen.

Ich glaube also würklich dem Publikum ein Vergnügen zu machen, wenn ich ihn diese Denkwürdigkeiten übergebe. Der Absatz, welchen ich davon erwarte, wird mir zeigen, ob ich mich geirrt habe; aber ich kann zum Voraus

ver=

versichern, daß es niemand gereuen wird, einige Augenblikke dem Lesen eines lehrreichen Werkes geweiht zu haben, das zugleich so ergözzend ist, und daß man daraus mehrere Kenntnisse schöppen wird, als aus so vielen modischen Büchern, worin vielleicht mehr Wiz glänzt, ohne daß sie eben so viele nüzliche und wissenswerthe Dinge enthalten.

Ich stamme aus einem alten Geschlecht, das einen ausgezeichneten Rang unter dem schwedischen Adel behauptet. Fast alle meine Vorfahren waren in Kriegsdiensten, und erwarben sich eben so grosse Verdienste um den Staat, als um den König in dieser ruhmvollen Laufbahn, der sie sich eben so wohl aus eigner Neigung, als vermöge des Einflusses von Familienbeispielen widmeten, welche so mächtig auf unser Herz und auf unsern Verstand zu wirken pflegen. Meine Dankbarkeit zollt ihnen dieses gerechte Lob: und für zu glüklich werde ich mich halten, wenn ich, bei dem Vorzuge ihrer Verwandschaft, ihnen wenigstens durch einige Tugenden ähnlich bin.

Mein Vater *) diente in Frankreich, und machte die lezten Feldzüge in dem Kriege mit, der durch den Ryswikischen Friedensschluß 1697 geendigt ward; aber im Jahr 1700 wurde er nach Schweden zurükberufen.

*) Er war im Jahr 1674 gebohren.

Karl XI war gestorben, und kaum bestieg sein Sohn, Karl XII im funfzehnten Jahr seines Alters den väterlichen Thron; so verbanden sich drei mißgünstige Mächte, ihn zu bekriegen. Friedrich IV König von Dännemark, Peter I Czar von Moskau und August, König von Polen, dachten ohne Zweifel von seiner Jugend Vortheil zu ziehn, weit entfernt vorauszusehn, was bald eine traurige Erfahrung sie lehrte, daß sie mit einem zweiten Alexander zu kämpfen hätten.

Jedermann weiß, daß die Thaten des schwedischen Helden einem Wunder ähnlich sehn. Er dringt in Dänemark ein, belagert Koppenhagen, besiegt das feindliche Heer in seinen Verschanzungen, und bedroht den König Friedrich, sein Reich und seine Hauptstadt mit Feuer und Schwert zu verwüsten, wenn er nicht sogleich seinen Bundesgenossen den Herzog von Holstein zufrieden stellt, gegen den er einige Feindseeligkeiten unternommen hat. Als Ueberwinder der Dänen, die er in weniger als sechs Wochen zwingt, ihn um Frieden zu bitten, begnügt er sich, sie zu demüthigen, indem er mit ihnen den Traktat von Travendahl unterzeichnet, geht eilends auf den Czar Peter I los, greift vor Narva sein Heer von achtzigtausend Mann an, und nachdem er dreißigtausend Feinde niedergemacht oder ersäuft und ausserdem zwanzigtausend von ihnen gezwungen hat, sich als Gefangene zu ergeben; so zerstreuet er die übrigen, ohne mehr als zwölfhundert Schweden von den

achttausend eingebüßt zu haben, die seine ganze Kriegsmacht ausmachen. Dann eilt er, um sich am Könige August zu rächen. Er geht über die Düna, schlägt den Marschall von Steinau, der ihm diesen Uebergang streitig macht und erhält den auszeichnendsten Sieg über die Sachsen. Kurland ergiebt sich ihm: Lithauen widersezt sich ihm vergebens. Er sucht den August auf nach der Einnahme von Warschau, verfolgt ihn hizzig, gewinnt die Schlacht bei Klitschow, schlägt von neuem das sächsische Heer in die Flucht, belagert Thoren, und läßt, unterstüzt durch die Ränke des Kardinal Primas, den Stanislaus Leczinski zum Könige von Polen erwählen.

Welch ein Unglük für Schweden, daß dieser junge Monarch, verblendet durch sein Glük und durch seine Triumphe, damals nicht seine Vortheile zu benuzzen verstand, und daß er den Frieden ausschlug, welchen alle seine Feinde mit gleichem Eifer ihm anboten. Niemals wäre eine Regierung ruhmvoller gewesen. Das Königreich hätte nicht nachher einen sehr grossen Theil der Krongüter eingebüßt: — vielleicht wäre es sogar durch einige eroberte Provinzen vergrössert worden, und die Schweden, im Besiz innerer Ruhe und Glükseeligkeit, wären auswärts immerfort im Genusse des Ansehens geblieben, welches sie unter diesem grossen Feldherrn durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Aber aus Leidenschaft für den Krieg überschritt er die Gränzen weiser Mäßigung. Im Jahr 1706 schrieb er dem August

die Friedensbedingungen vor, und zwang ihn, den Stanislaus als König von Polen anzuerkennen; und anstatt mit dem Czar sich auszusöhnen, drang er von neuem in seine Staaten ein, in der Hofnung, ihn vielleicht gar vom Throne zu stürzen. Allein nach zwei vollen Jahren von Siegen sah er sich endlich bei Pultawa am neunten July 1709 vom Glükke verlassen, und in die grausame Nothwendigkeit gesezt, bei den Ottomannen eine Freistadt zu suchen.

Mein Vater hatte die Ehre, diesen Fürsten während des ganzen Krieges bis zu seiner Rükkehr aus der Türkei zu begleiten. Seine langen und treuen Dienste hatten ihn zum General der Reiterei und zum Capitain-Lieutenant der Trabanten oder der Leibwache erhoben. Da aber seine Strapazen und seine Wunden ihn zu fernern Kriegsdiensten ausser Stand sezten; so legte er seine Würden nieder und Ihro Majestät gaben ihm zugleich zur Belohnung seiner Dienste eine der ersten und ansehnlichsten Statthalterschaften in Schweden.

Dieser Zug des Wohlwollens beweiset eben so viel für die Billigkeit des Monarchen, als für das Verdienst des Unterthans. Wehe dem Staat, wo man bei dergleichen Umständen seine eifrigen Diener vergessen kann! Nur Nacheiferung kann die Menschen zu grossen Thaten anfeuern; und ohne die angenehme Aussicht auf eine ehrenvolle Ruhe ist die Empfindung des Patriotismus unthätig und ohne Schnellkraft.

Sich selbst wiedergegeben und im Genuß einer Art von Ruhe, dachte mein Vater vorzüglich auf die Wahl einer Gattinn, die durch ihre Empfindungen, durch ihre Gemüthsart, durch ihren Karakter ihm vollends die Glükseeligkeit seiner übrigen Tage vergewissern konnte, und verheurathete sich. Er war damals sechsundvierzig Jahre alt. Zwei Söhne und eine Tochter waren bald die Frucht dieser Verbindung.

Die immerwährende Zerstreuung und das Umherschweifen eines Soldaten scheinen nicht sehr geschikt, Neigung zum häuslichen und zum Privatleben zu erwekken, und man sollte glauben, wenn jemand seine Jugend mitten unter dem Feldgetümmel und unter den Greueln des Krieges zugebracht habe; so sey er unfähig, Vergnügen und Glükseeligkeit bei der Beschäftigung mit den geringfügigen Kleinigkeiten seines Hauswesens und den ruhigen Sorgen für seine Familie zu finden. Indessen beweiset eine tägliche Erfahrung das Gegentheil. Nie fühlt man besser, wie süß es ist, sich den sanften Empfindungen des Gatten und Vaters zu überlassen, und die Pflichten zu erfüllen, welche diese beiden ehrwürdigen Verhältnisse von uns fordern, als wenn eine lange Reihe von Zufällen und Abwechselungen uns in den Stand gesezt hat, die Hirngespinnste des Ehrgeizes und das Nichts der meisten menschlichen Angelegenheiten richtig zu würdigen.

Dieß war der Fall meines Vaters im Schooße der ehelichen und kindlichen Liebe. Als Mann von Ehre, als eifriger Patriot, als ein Unterthan, der eben so dankbar als treu gegen seinen Monarchen gesinnt war, vernachläßigte er nie die Pflichten seiner Statthalterschaft: ja, ich darf sagen, daß er sie mit musterhafter Weisheit und Geschiklichkeit verwaltete; aber nach Erfüllung seiner öffentlichen Pflichten, lebte er für sich selbst, für seine Gattinn, für seine Kinder und vorzüglich unserer Erziehung weihte er sich mit ausdaurendem Eifer.

Karl XII blieb den elften December 1718 vor Friederichs-Hall, das er belagerte; und die Reichsstände führten ihre ehemalige Regierungsart wieder ein. Sie hatten so viel Zutrauen zu meinem Vater, daß sie sich beeiferten, ihn in den Senat zu ziehn. Genöthigt also, seine Geschäfte und seine Statthalterschaft zu verlassen, hielt er sich stets in der Hauptstadt auf, die neue Mittel ihm darbot, die Erziehung seiner Kinder zu vervollkommnen.

Mein Bruder und ich wurden unter die Leibwache zu Fuß als gemeine Soldaten gegeben, um uns mit dem ganzen kleinen Dienst bekannt zu machen, um uns frühzeitig zur Subordinazion zu gewöhnen, und um uns die wichtige Wahrheit zu lehren, die heutiges Tages, leider! nur zu sehr in manchen Staaten verkannt wird, daß die Geburt nie ein hinreichendes Recht auf die ersten Ehrenstellen giebt, und daß sie nie den Mangel an

Verdienst ersezzen kann. Ein Dienst dieser Art schien uns im geringsten nicht verächtlich oder lächerlich; er beseelte uns im Gegentheil mit einer edeln Nacheiferung.

Nachdem wir einige Zeit gedient hatten, ging mein Bruder, der älter als ich war, als Offizier zu einem andern Regiment und ich blieb als Fahnenjunker bei der Leibwache zu Fuß. Ich war vierzehn Jahr alt: meine Lebhaftigkeit in diesem Alter war ausserordentlich; und noch wenig im Stande, Ueberlegungen anzustellen und meine Blikke auf die Zukunft zu richten, glaubte ich, daß ich nach dem Beispiel meiner meisten Mitgenossen mir einfallen lassen könnte, nach meinem Kopfe zu leben. Da ich indeß bei meinen Aeltern wohnte; so zwang ich mich in ihrer Gegenwart: aber die meiste Zeit mir selbst überlassen, beging ich so viel Unbesonnenheiten, daß einige derselben meinem Vater bekannt wurden. Seine Zärtlichkeit litt dabei; um aber die traurigen Folgen davon zu hindern, faßte er den vesten Entschluß mich von der grossen Welt zu entfernen, und mir Beschäftigungen zu geben, die mir unvermerkt den Geschmak an Jugendthorheiten benähmen.

Friederich I Erbprinz von Hessen-Kassel hatte sich den vierten April 1715 mit Ulrike Eleonore von Schweden, Schwester Karls XII, vermählt; und diese Fürstinn, die nach dem Tode ihres Bruders den dritten Februar 1719 auf dem Throne ihm nachfolgte, hatte im

folgenden Jahr der königlichen Würde zum Besten ihres durchlauchtigen Gemahls entsagt, welcher den vierten April 1720 die Regierung antrat. Beim Könige Friederich, der also damals regierte, nahm sich mein Vater die Freiheit, um eine Fähndrichsstelle für mich anzuhalten; und Ihro Majestät, die seine Beweggründe kannten und billigten, genehmigten sein Gesuch ohne die geringste Schwierigkeit.

Meine Abreise von Stockholm war mir um so schmerzhafter, da ich fast keine Leidenschaft ausser der Liebe kannte, die gewöhnlich beim ersten Aufbrausen der Jugend so lebhaft und heftig ist. Der Kummer aber, den ich bei meiner Entfernung von der Hauptstadt empfand, da ich von allen meinen Vergnügen gleichsam entwöhnt ward, wurde dennoch ein wenig durch die Freude darüber gelindert, daß ich Offizier geworden war. Ich habe mich nachher bei weitem nicht so sehr über den Generalstitel gefreuet, als über diese erste Beförderung.

Das Regiment, zu welchem ich ging, gehörte zu denen, die nach den alten Landeseinrichtungen von dem Ertrage eines Erdstriches lebten, den man ihnen zu bebauen gab. Ein jeder, vom Obristen an bis zum Musketier hatte seinen Antheil Erdreich zu bebauen, der nach Maaßgabe seiner Würde grösser oder kleiner war. Plözlich also in einen Landmann verwandelt, und genöthigt, das kleine mir angewiesene Gütchen zu bebauen,

dachte ich nur darauf, meine Lage bestmöglichst zu nuzzen.

Mein einziger Gesellschafter war der Pfarrer des Kirchspiels; die Offizier meiner Kompagnie sah ich nur einmahl monatlich und die beiden Tage hindurch, an welchen sie sich zu den Waffenübungen versammleten.

Wie sehr war diese stille einsiedlerische Lebensart von jener verschieden, die ich in Stockholm führte! Ich beugte mich unter das Joch der Nothwendigkeit. Die häusliche und ländliche Wirthschaft machte fast mein ganzes Studium aus, und das Vergnügen der Jagd diente mir statt aller derer, die ich verloren hatte. Ich fing an, ernsthafte Ueberlegungen anzustellen. Ich fühlte, daß ich unter diesen Umständen keine andere Parthei ergreifen konnte, als mich gänzlich auf die Gegenstände meiner Geschäfte zu legen, da es nicht von mir abhing, mir andere zu verschaffen, die mehr nach meinem Geschmak gewesen wären; und allmählich fand ich da Zufriedenheit, wo ich anfänglich und mit der Länge der Zeit nur Mühe und Verdruß vermuthet hatte.

Ausserdem war der Befehlshaber des Regiments ein besonderer Freund meines Vaters; und beehrte mich, in Rüksicht auf ihn, mit seiner Gewogenheit. Er erlaubte mir, ihn dann und wann zu besuchen, und da meine Eltern nicht weit von der Provinz, wohin ich verwiesen war, Landgüter hatten; so erhielt ich sogar zuweilen die Erlaubniß, mich einige Zeit bei ihnen auf-

zuhalten, was denn nicht wenig dazu beitrug, die Unannehmlichkeiten meiner Einsamkeit zu versüssen.

So brachte ich beinahe drei Jahre zu: und ich habe sie niemals in reifem Alter bereuet; weil diese Lebensart mich dahin brachte, über meine Unbesonnenheiten nachzudenken, von meinen Verirrungen zurükzukehren, und mir eine Art von Entwurf zu meiner künftigen Aufführung zu machen.

Bei dem allen brannte ich für Ungeduld, Stockholm und meine ehemaligen Bekanntschaften wiederzusehn. Es bot sich eine günstige Gelegenheit dar, daß ich zu einer Reise dahin um Erlaubniß anhalten konnte; und ich ergrif sie. Die Versammlung der Reichsstände wurde 1738 eröfnet, und da die Regimenter während des Reichstages keine Waffenübungen vornehmen; so konnte ich mich füglich von meinem Wohnorte entfernen. Ich bat um Urlaub, erhielt ihn, und flog nach Stockholm zurük. Allenthalben war ich willkommen, und verlebte meine Zeit höchst angenehm.

Bald öfnete sich mir eine neue Laufbahn. Im Jahr 1740 starb Karl VI, sechzehnter und lezter Kaiser aus dem Hause Oesterreich, dessen männlicher Stamm mit seinem Tode erlosch; und Frankreich unter der Verwaltung des Kardinal Fleury hatte den Plan, dem Hause Baiern den kaiserlichen Thron zu verschaffen; da aber Rußland wegen des engen Bündnisses, worinn es seit langer Zeit mit dem Hause Oesterreich stand,

den Absichten des Hofes von Versailles hinderlich war; so dachte selbiger darauf, dieser Macht Schweden entgegenzusezzen, um sie mit ihren eignen Angelegenheiten zu beschäftigen; und er zweifelte nicht daran, wenn es ihm gelänge, die Schweden gegen die Russen in Bewegung zu sezzen; so würde ein Angrif von dieser Seite hinreichend seyn, ihm die Ausführung seiner Entwürfe zu erleichtrrn.

Ich war bei dieser Gelegenheit im Stande, die Ränke des französischen Hofes in ihrem Anfange zu bemerken, und ihrem Fortgange zu folgen. Der Graf von Saint-Severin, der um diese Zeit Gesandter desselben beim unsrigen, und einige Jahre nachher im Jahre 1748 als bevollmächtigter Minister beim Kongreß in Aachen zugegen war, sparte weder Sorgfalt, noch Bemühungen, noch Geld, um die Gemüther zu gewinnen; und man weiß aus einer durchgängigen Erfahrung aller Zeiten und aller Länder, welch ein wirksames Hülfsmittel vorzüglich das Geld bei einer republikanischen Regierungsform ist. Es wurde ihm nicht schwer, sich in der Versammlung der Stände eine grosse Parthei zu machen; und diese, welche sich völlig nach seinem Gefallen bequemte, bekam bald ein so grosses Uebergewicht, daß die Reichsräthe, welche die Anmuth des Friedens den sehr ungewissen Vortheilen eines neuen Krieges gegen Rußland vorzogen, der um so furchtbarer war, da dasselbe sich durch die Beute von Karl XII

vergrössert hatte, zurükgeschikt und auf Pension gesezt wurden, und daß man ihnen sehr förmlich erklärte, wie die Stände, ungeachtet ihrer treuen Dienste kein Zutrauen zu ihrer Verwaltung hätten.

Mein Vater war unter der Zahl dieser Rechtschaffenen, die wegen ihrer Redlichkeit und ihres Patriotismus ausgeschlossen wurden, und deren Eifer und Treue man doch — ein sehr sonderbarer Contrast! — laut anzuerkennen sich genöthigt sah. Er zog sich auf seine Güter zurük und lebte noch lange genug, um das Vergnügen zu genießen, sich nebst den andern Reichsräthen, die seinen Unfall theilten, durch den Ausgang vor den Augen des Publikums gerechtfertigt zu sehn; wenn es überall treuen Dienern des Staats und des Monarchen möglich ist, mitten unter den Unfällen des Vaterlandes irgend ein Vergnügen zu empfinden. Jedermann weiß, daß Schweden in diesem Kriege noch einen grossen Theil von Finnland verlor, daß mehrere tausend Soldaten nicht so wohl durch Feindes Schwerdt, als durch Krankheit darinn umkamen; und daß ungeachtet der französischen Hülfsgelder, die Finanzen des Königreichs gänzlich erschöpft wurden.

Der Graf von Saint-Severin hörte nicht auf bei diesem verwegenen Unternehmen die günstigsten Aussichten vorzuspiegeln, und da seine Beredsamkeit durch sein mit vollen Händen ausgestreuetes Geld, bewunderungswürdig unterstüzt ward; so überwogen seine Ränke die

weisen Rathschläge redlicher Patrioten. Also siegte die Menge über den vernünftigern Theil der Nation und der unglükliche Krieg ward entschieden.

Man nahm nicht einmahl den schiklichen Zeitpunkt zu den Kriegsrüstungen wahr. Die finnländischen Truppen wurden sogleich durch zwei Regimenter Fußvolk verstärkt, wozu die wegen des schlechten Zustandes der Vestungen erforderlichen Arbeiten als Vorwand dienen mußten, und da im folgenden Jahr die Glieder des Reichstages aus einander gingen; so überließen sie alle weitere Maaßregeln jenem Senat, der seit der Zerstreuung seiner ansehnlichsten Glieder so gänzlich auf Frankreichs Seite war und dessen Absichten den Vortheil des Staats und des Monarchen aufopferte, ohne Rüksicht auf die Zukunft.

Kurze Zeit nach dem Schluß dieses berüchtigten Reichstages bekamen sechstausend Mann Fußvolk Befehl unter der Anführung des General-Major von Budenbrock, nach Finnland überzugehen. Ich war unter seinem Regiment, wovon zwei Bataillons aufbrachen; da ich aber zu dem dritten gehörte, welches zu Besazzung der Gränzen von Norwegen zurükbleiben sollte; so bat ich es mir zu Gnade aus, gegen einen Offizier von einem der beiden nach Finnland bestimmten Bataillons ausgewechselt zu werden; und ich erhielt es von meinem Befehlshaber ohne Schwierigkeit. In diesem Augenblik vergaß ich alles meinem Vater angethane Un-

recht; und ungehindert durch die Irrthümer der Staatskunst, ließ ich mich von einer für die Jugend so natürlichen Begierde dahinreissen, mich auszuzeichnen, wenn die Gelegenheit dazu sich darböte, und in meiner Laufbahn mich empor zu schwingen.

Gegen das Ende des Jahres erreichten wir den Ort unserer Bestimmung. Unser Heer bestand aus funfzehntausend Mann und war folglich stark genug, um uns zu der Hofnung zu berechtigen, daß wir unsere Vortheile bis vor die Thore von St. Petersburg verfolgen könnten; weil der größte Theil der Russischen Kriegsvölker sich damals, unter Anführung des Marschalls von Münnich, in der Krimm und der Moldau befand: allein, entweder verstand man nicht, den Augenblik zu nuzzen, oder man suchte eine Art von Ruhm darin, das Zusammenziehen der feindlichen Macht zu erwarten, um sie ehrenvoller zu bekämpfen; kurz, man begnügte sich damit, uns Winterquartiere anzuweisen, wo wir in der völligsten Unthätigkeit blieben.

Frankreich hatte auf die Dauer des Krieges zwischen den Russen und Türken gerechnet; allein der Ausgang entsprach nicht seiner staatsklugen Rechnung. Der Hof von Wien hatte am ersten September 1739, jenen berühmten Traktat unterzeichnet, in welchem er den kaiserlichen Antheil an der Wallachei, Servien, Belgrad, und Sabatz, dessen Vestungswerke geschleift wurden, dem Großherrn abtrat, und in Zukunft die Flüsse

Donau und Sau als die Gränzen zwischen Ungarn und dem ottomannischen Reich annahm. Nach diesem Beispiel, sah kaum der Hof von St. Petersburg sich mit einem Kriege von den Schweden bedroht, welche die eitle Hofnung beseelte, alles wieder zu erobern, was sie unter Karl XII verloren hatten; so schloß er eilends Frieden mit der Pforte; und war bald im Stande, uns ein ansehnliches Heer entgegenzustellen, so daß von beiden Seiten fernerhin alles in Ruhe blieb, und daß man sich darauf einschränkte, sich gegenseitig zu beobachten.

Diese Unentschlossenheit endigte sich bald nach dem Tode der Kaiserinn Anna Iwanowna und des Kaisers Karl VI, welche fast zu gleicher Zeit, beide im Jahr 1740, starben. Dadurch erwachte die Staatsklugheit wieder und Frankreich, begierig sein Werk zu vollenden, nuzte diesen Umstand.

Der Kurfürst von Baiern forderte vermöge des Testaments von Ferdinand I, das Königreich Böhmen zurük, ferner Oberösterreich als eine seinem Kurfürstenthum entrissene Provinz, und Tyrol als eine seinem Hause entzogene Erbschaft. Er weigerte sich, die Erzherzoginn Marie Theresie für allgemeine Erbinn des Hauses Oesterreich anzuerkennen und widersezte sich der pragmatischen Sanktion. Seine Forderungen gegründet oder nicht, waren die Losung zum Kriege von 1741.

Im folgenden Jahr wurde er durch das Glük der französischen Waffen in Linz zum Herzoge von Oesterreich, in Prag zum Könige von Böhmen und in Frankfurt au Main unter dem Namen Karl VII zum Kaiser gekrönt. Schweden seinerseits sollte, nach den verabredeten Anordnungen, Rußland hindern, der Königinn von Ungarn Hülfe zu leisten; und man schmeichelte sich um desto mehr mit einem glüklichen Erfolg der uns zu gefallenen Verrichtung, da man in St. Petersburg eine Empörung zum Besten der Prinzeßinn Elisabeth, Tochter Peter I ansponn, welche die Kaiserinn Anne in ihrem Testament vom Thron ausgeschlossen und dagegen den Prinz Iwan, Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig und der Prinzeßinn Anne, unter der Vormundschaft ihres Lieblings, des Herzogs von Kurland zu ihrem Nachfolger ernannt hatte. Frankreich gab den Schweden zu verstehen, wie günstig dieser Augenblik zum Angrif der Rußen sey. Die Reichsstände wurden also außerordentlich nach Stokholm zusammenberufen, obgleich der vorige Reichstag nur vor kurzem geendigt war, und der Graf von Saint-Severin machte seine Anstalten so treflich, daß der Krieg bei Pauken- und Trompetenschall bekannt gemacht wurde, ohne daß man einmal den anführenden Generalen in Finnland Zeit ließ, ihre Kriegsvölker zusammenzuziehen, die in dem ganzen weitläuftigen Herzogthum, das sich auf mehr als hundert teutsche Meilen erstrekt, allenthalben zerstreuet waren.

So gehts fast immer, wenn eine in Parteien getheilte Nation von den Ränken einer auswärtigen Macht dahin gerissen wird. Man denkt auf nichts, als seiner Meinung das Uebergewicht zu geben: man sucht nur darin eine Ehre der entgegengesezten Partei einen Stoß zu geben und sie zu Grunde zu richten. Der wesentliche Punkt, sagt man, ist gewonnen: Zeit und Umstände werden das übrige thun: aber was entsteht aus solchen übereilten Entschlüssen? selten krönt sie ein glüklicher Erfolg und gewöhnlich sind sie mit Verlust und mit Schande, so wohl für diejenigen verbunden, die sie gefaßt, als für die, welche sie angerathen haben.

Der Graf von Löwenhaupt, Marschall des Reichstages, wurde zum Lohn seines bewiesenen Eifers, die Entwürfe Frankreichs zu befördern, als Befehlshaber des Heeres ernannt, das zum Angrif bestimmt war, und welches mit vier Regimenter Reiterei, zwei Bataillons Leibwache zu Fuß, funfzig Feldstükken nebst der dazu nöthigen Mannschaft, und ausserdem mit allen den Regimentern verstärkt wurde, die sich schon in Finnland befanden, so daß es sich auf siebenundzwanzigtausend Mann belief.

Mehr waren auch in einem Lande, wie das, welches jezt der Schauplaz des Krieges werden sollte, nicht nöthig, wenn sonst alle übrigen Maaßregeln, die man hätte ergreifen müssen, der Wichtigkeit des Unternehmens entsprochen hätten. Man rüstete zwanzig Schiffe

und vierzig Galeeren aus; und diese Flotte seegelte nach Finnland wo sich endlich alles vereinigte, außer dem Generalanführer, welcher, da er Stokholm vor Endigung des Reichstages nicht verlassen konnte, das Manifest oder die Kriegserklärung vor sich hergehen ließ, die er in aller Eil durch einen Courier dem General von Buddenbrock übersandte.

Dieser ließ sogleich das Manifest zum nächsten Posten bringen, welchen die Russen bei ihren Gränzvestungen ausgestellt hatten, und hernach schikte er Befehl an alle unsre Regimenter, ihre Quartiere zu verlassen und weiter vorzudringen.

Solch ein Wahnsinn ist unbegreiflich. Warum zogen wir nicht erst unsre ganze Macht zusammen, ehe wir unsre Feinde davon benachrichtigten, daß wir sie zu bekriegen Willens wären, und ehe wir feierlich den Krieg in der Hauptstadt bekannt machten? Und konnte man nicht leicht voraussehen, daß sie über uns herfallen würden, so bald sie Nachricht von unserm Vorhaben hätten? Allein man glaubte, man habe noch mit eben jenen Russen zu thun, die man vordem bei Narva geschlagen hatte, und man könnte sagen, man habe in Finnland wie in Stockholm sich nur durch eitle und kindische Großsprechereien auszuzeichnen gesucht.

Die unter dem Herrn von Buddenbrock dienenden Generale ahndeten die traurigen Folgen der Uebereilung, womit er zu Werk gegangen war, und stellten ihm leb-

haft vor, wie nothwendig es sey, durch beschleunigte Märsche den Russen zuvorzukommen. Er hörte nicht auf ihre weisen Rathschläge, und nichts war im Stande, ihn aus seiner eingebildeten Sicherheit zu reißen. Ihm genügte daran, den Generalmajor von Wrangel an der Spizze von dreihundert Dragonern und fünf Bataillons abzuschikken, mit dem Befehl, zwischen den beiden Vestungen Friedrichsham und Willmanstrand (wenn sie ja Vestungen heißen können) seine Stellung zu nehmen, damit er im Stande wäre, sie zu dekken, und derjenigen von beiden, die es am nöthigsten haben möchte, zu Hülfe zu kommen.

Bald erhielten wir die Nachricht, daß die Russen, gleich nach dem Empfang unserer Kriegserklärung, sich funfzehntausend Mann stark, unter Anführung des Marschall von Lascy, gegen unsre Gränzen in Bewegung gesezt hätten. Herr von Buddenbrock folgte dem Herrn von Wrangel mit dem übrigen Theil seines Heeres, wovon die unglüklicher Weise sehr zerstreuten Regimenter nur nach und nach äußerst langsam zu ihm stießen: dasjenige, bei welchem ich diente, war eines der ersten.

Wir lagerten uns in den Gegenden von Friedrichsham, und anstatt den Feind anzugreifen, was man natürlich erwarten konnte, da wir ihm den Krieg ankündigten, dachten wir bloß darauf uns in Vertheidigungsstand zu sezzen.

Der Marschall von Lascy wußte sehr wohl, daß unsre Völker nicht allein noch sehr entfernt von den Gränzen, sondern auch weit von einander standen. Er benuzte geschikt diesen Umstand, und eilte auf uns zu, um uns theilweise zu schlagen, ehe wir unser Heer völlig vereinigt hätten. Er ging gerade auf Willmanstrand los, welches nur einen schwachen Wall hatte und dessen ganze Besazzung aus einem einzigen Bataillon bestand.

Wrangel, durch seine Dragoner von diesen Bewegungen benachrichtigt, verließ sein Lager, welches vier Meilen von diesem Ort entlegen war, und schikte sich an, ihn mit den fünf Bataillons zu dekken, welche er anführte. Zugleich berichtete er den Vorgang an den General von Buddenbrock, in der Hofnung, daß er eilends zu ihm stoßen würde, damit sie den Marschall von Lascy am weitern Vorrükken hindern könnten; und in Erwartung dieser Vereinigung, nahm er seine Stellung unter dem Geschüz der Vestung und auf einer Anhöhe so vortheilhaft, als die steile Lage dieses Orts es ihm erlauben wollte. Er ließ zur Verstärkung seiner fünf Bataillons noch das, welches die Besazzung ausmachte, mit sechs Kanonen herauskommen und stellte sie in eine Linie: die dreihundert Dragoner standen an den beiden Flügeln seines Fußvolks, und alles Geschüz wurde oben auf der Anhöhe aufgepflanzt.

So bald der General von Buddenbrock den Courier erhalten hatte; so befehligte er die sieben zu ihm gestossenen Bataillons zum Marsch, denn der übrige Theil des Heers war noch weit entfernt; aber es herrschte ein unglaubliches Schrekken unter uns: man ergrif lauter falsche Maaßregeln, und wir verloren vierundzwanzig Stunden.

Herr von Lasey durch seine Patrullen und Spionen davon benachrichtiget, daß es uns unmöglich sey, dem General Wrangel bei Zeiten zu Hülfe zu kommen, entschloß sich sogleich, ihn mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Die Schweden vertheidigten sich mit einer Tapferkeit und einer Unerschrokkenheit, wodurch sie sich sogar das Lob ihrer Feinde erwarben. Lange Zeit behaupteten sie das Schlachtfeld: aber endlich wichen sie der Uebermacht. Alles wurde gefangen genommen oder zerstreut. Wrangel, schwer verwundet, gab sich gefangen, so wie eine Menge anderer Offiziere: das Geschüz wurde weggeführt und die Vestung eingenommen.

Ich will diesen schreklichen Tag nicht weitläuftiger beschreiben, weil ich nicht unter der Zahl der Streiter war: wer ihn aber genauer kennen lernen will, darf nur die Denkwürdigkeiten des General von Mannstein nachsehen, welcher damals in russischen Deinsten war und sich in diesem Gefechte an der Spizze des Regiments Fußvolk hervorthat, welches er anführte.

In der folgenden Nacht erhielten wir die traurige Nachricht durch einige Flüchtlinge. Wir waren nur noch um eine gute Tagereise von Willmanstrand entfernt; und hatten Stillstand gemacht, um die Truppen bis an den folgenden Tag ruhen zu lassin. Herr von Buddenbrock hatte nichts angelegentlichers, als den Rükzug zu befehlen, und wieder unser voriges Lager zu beziehen.

Der Marschall von Lasey seiner seits zog sich ebenfalls zurük, vertheilte sein Heer in die Winterquartiere hinter Wiburg und ließ, um uns zu beobachten, bloß einen Haufen Kosaken zurük, die, ihrer Gewohnheit und ihren Sitten gemäß, das ganze Land verheerten und die unerhörtesten Grausamkeiiten gegen die unglüklichen Einwohner verübten.

Der General Graf von Löwenhaupt war endlich in unserm Lager angelangt, und wir fanden ihn dort bei unserer Rükkunft. Die übrigen Truppen kamen ebenfalls dort an: allein der erste Streich war uns versezt und es hing nicht mehr von uns ab, ihm zuvorzukommen.

Solch ein Anfang im Kriege ermangelt selten, den wichtigsten Einfluß auf die Zukunft zu haben. Er schlägt den Muth eines Heers nieder durch die üble Meinung, die es dadurch von seinen Anführern faßt, und durch die Furcht, die er ihm einflößt, daß ihre fernern Unternehmungen eben so schlecht überdacht werden möch-

ten; und in der Folge sahen wir dies nur allzusehr bestätigt.

Wir blieben in unserm Lager, einer gleichsam auf den andern gepakt, da Finnland kein bequemes Land ist, viele Truppen zusammen zu fassen: allein die Lage der Oerter hat wenigstens den Vortheil, daß man wenige Leute braucht, wenn man es nur will: und wofern man nicht, wie wir im folgenden Feldzuge, nach einander alle seine Lagerörter aus Mangel an Erfahrung, an Geschiklichkeit, oder an gutem Willen verläßt, so darf man sich gar nicht fürchten, darinn über den Haufen geworfen zu werden.

Der Graf von Löwenhaupt ließ uns keine Bewegung machen. Indessen hatten sich unsere Feinde weiter, als zwanzig Meilen von uns zurükgezogen. Ihre Generale waren nach Petersburg abgereiset, und hatten vor ihrer Abreise befohlen, den Herrn von Wrangel und alle andere Gefangenen von dem unglüklichen Gefecht von Willmanstrand ebenfalls dahin zu führen; der General Keith, welcher hernach als Feldmarschall in preussische Dienste ging, war allein in Wiburg zurükgeblieben, um in der Abwesenheit des Herrn von Lascy ihr Heer anzuführen.

Da es schon sehr spät im Jahr war, so waren wir gezwungen, unsre Zelte abzubrechen, um uns in der Erde Baraken zu machen, und uns also, so gut als

möglich gegen die Strenge der Kälte zu schüzzen, bis unsre Winterquartiere angeordnet wären.

Die Krankheiten fingen darauf unter uns die grösste Verheerung an. Ein eben so starkes Sterben herrschte auf unsern Galeeren und auf unsern Schiffen; und ohne mir eine Uebertreibung zu Schulden kommen zu lassen, glaube ich versichern zu können, daß wir vor dem Verlauf dieses Jahres das Unglük hatten, über den dritten Theil so wol unsrer Seemacht, als unsrer Landmacht zu verlieren.

Ich wurde krank, wie so viele andere in der engen und traurigen Höle, die ich bewohnte. Glüklicherweise kam das Regiment der Leibwache an, und mein Bruder, der Offizier dabei war, führte mir einen Arzt zu, welcher durch seine Sorgfalt und seine Geschiklichkeit mich wiederherstellte: ihnen beiden verdanke ich meine Erhaltung.

Im Monat November wurden die Winterquartiere angewiesen, und man suchte die Regimenter wieder vollzählig zu machen, die in dem Treffen bei Willmanstrand so viel gelitten hatten. Dieserhalb nahm man aus den übrigen Regimentern des Heers, die Offiziere, welche nothwendig waren, um die bei jenen fehlenden zu ersezzen; und ich befand mich gleichfalls unter dieser Anzahl. Man sezte mich, als Lieutenant bei dem Regimente von Dalekarlien an. Zum Hauptquartier ward die Stadt Friedrichsham bestimmt: man vertheilte das

Fußvolk und die Artillerie, bald gut bald schlecht, in die umliegenden Gegenden, und die Reiterei ward ziemlich weit in die Provinz zurükgeschikt, weil man an den Gränzen kaum alles Fußvolk unterbringen konnte.

Die Kompagnie zum Beispiel, bei welcher ich war, und die aus vier Offizieren, sechs Unteroffizieren, und hundert und funfzig Gemeinen bestand, hatte zu ihrer ganzen Wohnung nicht mehr, als zehn erbärmliche Bauerhütten. Die Lebensmittel waren sehr selten; denn das Land, welches sehr unfruchtbar und folglich wenig bevölkert ist, war nicht im Stande, uns reichlich damit zu versorgen: allein, nach unserm etwas langwierigem Aufenthalt im Lager, wo wir in dem geringen Umfange unsrer Hölen und mitten unter Schneehaufen gewissermaaßen vergraben waren, hatten wir wenigstens den Trost, nicht mehr einer ausnehmend strengen Kälte ausgesezt zu sein, und die Ruhe zu genießen.

Diese Ruhe ward aber bald unterbrochen. Der Marquis von Chetardie, französischer Gesandter am russischen Hofe, fand Mittel, uns zu benachrichtigen, daß die zu Gunsten der Fürstin Elisabeth entworfene Empörung wieder im Begrif wäre, auszubrechen, und daß es Zeit wäre, daß unser Heer sich in Bewegung sezze, und auf die Russen losgehe, um den glüklichen Erfolg derselben zu erleichtern.

Wir hatten damals überhaupt nur vier Generale, nemlich den kommandierenden General, einen General-

lieutenant, und zwei Generalmajors. Die drei ältsten wollten gleichmäßig die Gefahren einer Unternehmung theilen, bei welcher sie großen Ruhm zu erwerben hofften, indem sie ihrem Vaterlande die größten Vortheile vergewisserten. An der Spizze von sechstausend Mann, welche den Feinden am nächsten waren, bahnten sie sich einen Weg quer durch den Schnee, unter dem Vorwande, daß sie den Russen einige Magazine wegnehmen wollten, die sie bei ihrem Zurükzuge nach dem Gefecht bei Willmanstrand hinter sich gelassen hatten.

Das Regiment, bei dem ich diente, war unter denen, die man zu diesem Unternehmen auswählte. Bei unserer Ankunft an den Gränzen, vertheilten wir uns in drei Dörfer; und vier Tage nachher sahen wir in unserm Hauptquartier einen von unsern gefangen genommenen Hauptleuten in Begleitung von einem Trompeter, einem Offizier und von dreißig Dragonern, mit der wichtigen Nachricht ankommen, daß die Prinzeßinn Elisabeth den kaiserlichen Thron bestiegen habe, daß der junge Fürst Iwan nebst seiner Amme und allen seinen Verwandten eingezogen sey, daß den Marschall von Münnich, so wie verschiedene andere Großen von seiner Parthei eben dieß Schiksal betroffen habe.

Dieser zurükgeschikte schwedische Hauptmann hatte ein Geschenk von fünfhundert Dukaten bekommen, um die Kosten seiner Rükkehr zum Heere zu bestreiten: und hatte den Auftrag von dort, eben diese Neuigkeit un-

ferm Hofe zu melden und von Seiten der Kaiserinn zu erklären, daß während ihrer Regierung ihr immerwährendes Verlangen und Bestreben dahin abzwekken werde, die Vergießung alles Menschenbluts zu hindern, daß zufolge der friedliebenden Neigungen dieser Regentinn unsre vorgerükten Truppen sich zurükziehen könnten; daß endlich Ihro Kaiserliche Majestät uns eine gänzliche Genugthuung geben würden. Nach so bestimmten Versicherungen schloß man auf drei Monate einen Waffenstillstand; und wir gingen mit der lebhaftesten Freude und den schmeichelhaftesten Hofnungen, nach unserm Winterquartieren zurük.

Der General von Wrangel, geheilt von seinen Wunden, aber sein übriges Leben hindurch ein Krüppel, kam ebenfalls bald hernach an; wiederholte uns von Seiten der neuen Kaiserinn die stärksten Versicherungen von der engen und aufrichtigen Freundschaft, welche sie zwischen ihrem Reich und zwischen Schweden zu knüpfen wünschte, und sezte seinen Weg nach Stockholm fort.

Wir blieben ruhig, die Unterhandlungen fingen an; und unser befehlshabende General hatte Vollmacht mit dem Petersburger Hofe zu unterhandeln.

Alles ging durch die Hände des französischen Gesandten. Die Kaiserinn erbot sich, die Kriegskosten zu ersezzen. Wir verlangten, daß Wiburg und der ganze Strich zwischen dieser Vestung und unserm Gebiete, an

uns sollte abgetreten werden. Zwei ganze Monate wurden mit Konferenzen zugebracht, ohne etwas abzuschliessen.

Wie groß war unser Erstaunen, als wir im Monat März an den Thoren von Friedrichsham einen russischen Offizier, von einem Trompeter begleitet, erscheinen sahn, der mit dem Grafen von Löwenhaupt zu sprechen begehrte. Der Waffenstillstand war noch nicht verlaufen, also ließ man ihn ins Lager kommen. Er kündigte im Namen des Marschalls von Lascy an, da die vestgesezte Zeit des Waffenstillstands verlaufen sey, und sein Hof ihm noch keinen Befehl zur Verlängerung desselben gegeben hätte, so benachrichtige er uns hiemit, daß die Feindseeligkeiten mit diesem Tage wieder angehen würden.

Wir vernahmen wirklich zu gleicher Zeit, daß die Russen durch Wiburg defilirten um sich kantonnirungsweise gegen unsre Gränzen auszubreiten. Der rußische Offizier ging zurük; und unser ganzes Heer erhielt Befehl, sich wieder Friedrichsham zu nähern. Die Bestürzung war allgemein; und die Uebereilung, womit wir unsre Maaßregeln nahmen, veranlaßte die entsezlichste Verwirrung. Schon glaubte man den Feind unter den Stadtmauren zu sehn, ob er gleich noch ziemlich weit von uns stand, und ihn sogar die Strenge der Jahrszeit hinderte, mit einer so ansehnlichen Macht auf

uns loszugehn, um etwas wichtiges unternehmen zu können.

Es wurde beschlossen, daß wir, im Fall er sich uns zeigen würde, die Stadt verlassen, zuvor aber die Wälle sprengen und die Vorrathshäufer zerstören wollten. Man eilte sogar diesen übereilten Entschluß grossentheils in Ansehung unserer Vorrathshäuser auszuführen.

Bald nachher wurden wir unterrichtet, daß das rußische Heer noch um sechs Meilen von uns entfernt wäre, und daß bis dahin blos einige Kosaken einen Ausfall gethan hätten. Unsere Verwirrung zerstreute sich; und wir kehrten zum dritten mahl in unsre Quartiere zurük, doch mit dem eingeschärften Befehl, uns bereit zu halten, den Feldzug früh zu eröfnen.

Diese Ruhe dauerte bis ans Ende des May; denn nur damals erst endigte sich der Winter in dieser Gegend. Die Unterhandlungen zwischen beiden Höfen gingen unterdessen immer ihren Gang und wir sahen sehr häufig Couriers durchgehn, welche sie sich wechselseitig zuschikten: da aber der unsere sich weigerte, seine Forderungen in Ansehung der Provinzen die wir unter Karl XII verloren hatten, oder in Ansehung eines Theils derselben, aufzugeben, und da der Petersburger Hof sich zu nichts weiter verstehen wollte als zu einer Schadloshaltung an Gelde wegen der Kriegskosten; so wurden die Unterhandlungen abgebrochen ungeachtet aller Bemü-

hungen der beiden französischen Gesandten, und wir eröfneten wirklich den Feldzug mit dem Maimonat.

Seit meiner Jugend, wo ich in den Soldatenstand trat, bis zu diesem Augenblik, habe ich zwölf Feldzügen beigewohnt, deren Erfolg mehr oder weniger glüklich oder unglüklich war; denn das Glük, vorzüglich das Kriegsglük, ist unbeständig, und die Unfälle halten fast stets dem glüklichen Erfolge die Waage: aber in dieser langwierigen und beschwerlichen Laufbahn erinnere ich mich nicht, je einen Feldzug angesehn zu haben, wo man sich mit weniger Klugheit betragen und mehr Fehler gemacht hätte.

Gleich anfangs, hätten wir, als der angreifende Theil unwidersprechlich den Angrif thun müssen, und wir schränkten uns auf die bloße Vertheidigung ein. Ein Fehler, dessen sämmtliche Folgen nur erfahrne Krieger gehörig einsehen können. Wenn man wenigstens weise Maaßregeln ergriffen hätte, um sich vor dem Ueberfall des Feindes zu sichern, und um sich in den Stand zu sezzen, ihn mit Nachdruk zurükzutreiben; aber man that gar nichts von dem, was man hätte thun sollen. Das Betragen unsers Anführers war in jeder Rüksicht sonderbar, und seine Verfügungen sind ohne alle Vergleichung.

Finnland gehört unter diejenigen Länder Europens die am meisten von Flüssen, Gebirgen, Wäldern und Morästen durchschnitten sind. Man findet sehr wenige

Ebenen daselbst, und einige Kessel, wo man kaum ein Lager von zwölf bis funfzehntausend Mann aufschlagen kann. Es besteht aus Bergketten, deren Päße so eng sind, daß eine kleine Armee nur mit der größten Schwierigkeit hindurch kommen kann. Die Küsten sind mit einer Menge von Inseln und Felsen umgeben, wodurch höchstens vier Galeeren zu gleicher Zeit gehen können; und die Hafen, welche von den Mündungen gebildet werden, sezzen eine Flotte gegen jeden Anfall in Sicherheit; daß also die Galeeren, da sie nicht von der Seite angegriffen und geschlagen werden können, zu gleicher Zeit die Seite der Landtruppen dekken.

Unsre Flotte war schon in See, um den Feldzug zu eröfnen. Sie war in sehr gutem Stande und der rußischen überlegen, welche seit Peters des Großen Tode sehr vernachläßigt war. Unsere Galeeren kamen an der Zahl nicht den feindlichen gleich; allein sie waren unendlich besser. Unser Proviant war auf Kauffartheischiffen, die unsern Galeeren folgten; und unser Heer bestand, troz aller Unfälle, die es im vorigen Jahr erlitten hatte, aus zwanzigtausend Mann, wovon der vierte Theil Reiterei war. Unsere Artillerie war mit funfzig guten Feldstükken versehn, welche Dreipfünder, Sechspfünder und einige Zwölfpfünder waren.

So eröfneten wir diesen Feldzug, indem wir uns Friedrichsham näherten. Der Feind konnte nicht anders zu uns kommen, als durch einen engen Paß, wel-

cher nur eine Meile jenseits der Stadt war. Unser General ließ einen Obristen mit tausend Mann zu Fuß dahin rükken. Man machte daselbst von beiden Seiten einen großen Verhak von Bäumen. Es war also den Russen schlechterdings unmöglich, den Posten über den Haufen zu werfen, oder ihn anders als in dem engen Paß mit einer Fronte von zwanzig Mann anzugreifen; und selbst an diesem Ort hatte man einen Verhak von Bäumen gemacht, der mehr als zwanzig Schuh tief war: allein, so bald der Feind erschien, wurde dieser Posten verlassen, der fast gar nicht hätte können angegriffen werden. Der Obrist brachte seine Leute ins Lager zurük, ohne ein einziges Gewehr abschießen zu lassen, unter dem Vorwande, daß er Befehl gehabt habe, sich bei der Annäherung der Russen zurükzuziehn. Der General läugnete dieses bloß, und dieser schändliche Rükzug blieb ungestraft.

Man sandte hernach einen Obristlieutenant mit dreihundert Mann dahin: da aber dieser den Posten schon vom Feinde besezt fand, so kam er eilends wieder zurük; und ob ihn gleich die Kosaken und Husaren etwas beunruhigt hatten; so stieß er doch wieder zu uns, ohne daß ein einziger von seinen Leuten getödtet oder verwundet wäre, worüber er außerordentlich gelobt wurde: denn so führten sich damals unsre Schweden auf, daß der geringste Widerstand, den sie machten, etwas ganz außerordentliches war, worüber man Wunder rief.

Indessen erschien am folgenden Tage der Feind vor der Stadt, hinter welcher wir uns gelagert hatten, und sogleich wurde beschlossen, sie zu verlassen, die Besazzung daraus an uns zu ziehn, das Pulvermagazin, das ansehnlich war, zu sprengen, und die Ma azine mit Mundvorrath zu verbrennen; was wir auch in der folgenden Nacht thaten.

Unser Heer lagerte sich disseits des Flusses Kimiene der an dieser Stelle beinahe dreihundert Schritt breit ist, nachdem wir die Brükke abgebrannt hatten; und die Reiterei, einige Schaaren von der Leibwache ausgenommen, die man zurükbehielt, wurde weiter vorwärts geschikt. Wir blieben einige Tage in dieser Stellung.

Der Feind nuzte diese Zeit, um sich der Stadt zu bemächtigen, die wir nicht vertheidigten. Er ließ das Feuer auslöschen, die Werke ein wenig ausbessern, und warf sich hinein.

Wir hatten zu unsrer Linken im Innern des Landes einen zweiten Paß, der für ein ansehnliches Heer geräumig genug war. Ein Obrist wurde mit tausend Dragonern befehligt, den Eingang desselben zu besezzen: und diese Anzahl war hinreichend, in Rüksicht auf die Lage des Orts.

Die Russen, von unsrer Stellung unterrichtet, gingen aus Friedrichsham, und lagerten sich uns gegenüber jenseits des Flusses; und hier wurde zum ersten mahl seit der Eröfnung des Feldzuges von beiden Seiten

einige Tage hindurch aus dem groben Geschüz gefeuert: aber bald verließ unser General seinen Posten, da er die Nachricht erhielt, daß unsre Flotte und unsre Galeeren sich zurükzögen, damit die feindlichen sie nicht abschneiden könnten. Er glaubte sich sicherer hinter dem zweiten Arm des Flusses Kimiene der eben so breit, eben so sehr mit Bergen besezt war, als der erste, den wir verlassen hatten; und da schlug er sein neues Lager auf.

Der Feind dachte ernstlich darauf, uns zu verfolgen; weil er aber Zeit brauchte, um eine Brükke zu bauen, oder die von uns verbrannte wiederherzustellen; so blieben wir einige Tage in Ruhe.

Die Lebensmittel fingen an, uns auszugehn. Deshalb erhielt ich Befehl, mit funzig Mann und der gehörigen Anzahl von Booten, neuen Vorrath von den Transportschiffen zu holen, welche nebst den Galeeren an der Küste kreuzten. Nur nach zwei Tagen konnte ich zurükkehren; aber wie groß war nicht mein Erstaunen, da ich, bei meiner Ankunft an dem Ort, wo ich unser Heer verlassen hatte, nichts als Kosaken sah, die über den Fluß geschwommen und mit Plündern bei dem Trümmern unsers Lagers und in den umliegenden Dörfern sich beschäftigten! Ich stieg aus, und mit dreißig von meinen Leuten ging ich aufs nächste Dorf zu, um Nachrichten von unserm Heer einzuziehn. Ich fand keine Seele. Die armen Einwohner waren alle in die Wälder geflüchtet. Ich entschloß mich zu meinen Booten zu-

rükzukehren. Unterdessen beunruhigten mich etwa hundert Kosaken, die am Ufer des Flusses flankirten, ohne mich aus den Augen zu lassen; aber von beiden Seiten wurden nur einige Schüsse gewechselt.

Ich ging zu Schiffe und seegelte mit meiner Flotte ab, ohne zu wissen, wo ich hin sollte, und meine Bootsknechte wußten eben so wenig, wie ich, welchen Weg wir zu nehmen hätten. Wir durchstrichen auf gut Glük die verschiedenen kleinen Inseln, die an den Küsten liegen; und wir entdekten von fern die Flotte und die Galeeren des Feindes: glüklicherweise fiel die Nacht ein, und eine gänzliche Windstille hinderte die Russen, sich zu nähern. Ein Fischer, den ich in einer dieser Inseln aufgrif, führte mich zu unsern Galeeren, die sich ebenfalls zurükgezogen hatten.

Den folgenden Tag stieß ich zu unserm Heer, welches, seitdem ich es verlassen hatte, mehr als sechs Meilen zurükgewichen war. Meine Ankunft verursachte das größte Vergnügen, und ich ward im Lager sehr wohl aufgenommen; kaum aber waren die Lebensmittel vertheilt, die ich mitgebracht hatte; so erhielten wir Befehl, die folgende Nacht aufzubrechen.

Es ist wahr, unsre Stellung war nichts weniger als vortheilhaft. Höchstens konnte sie uns dazu dienen, die nöthigen Verbindungen zu unterhalten; dagegen war unsre neue höchst günstig; außer daß die Reiterei zur linken eine halbe Meile weit vom Fußvolk entfernt war,

da zwischen ihnen ein Moraſt und ein großer Wald lag. Dieſer Wald dekte unſer Fußvolk von vorn und von beiden Seiten, und ein Verhak funfzig Schuh tief machte unſer Lager faſt unzugänglich.

Man hofte, daß wir uns in dieſer Stellung halten würden, wenn unſre Feinde es auch wagten uns daraus zu vertreiben, obgleich unſre Flotte in ſo üblem Stande war, daß zwei Drittheile der Matroſen und Soldaten geſtorben, oder krankheitshalber außer Dienſt waren. Die Galeeren indeſſen, die unſer bewegliches Magazin dekten, behielten dieſelbe Stellung, um uns nicht gänzlich den Feinden Preis zu geben.

Sie wagten einen Anfall auf unſre Reiterei, aber ohne einigen Erfolg; denn dieſe trieb den Feind lebhaft und mit jener Tapferkeit zurük, durch welche ſie faſt immer ſich ausgezeichnet hat. Vier Bataillons, welche unſer General ſogleich zu ihrem Beiſtande abgehn ließ, und welche zu rechter Zeit ankamen, nöthigten ſie, ihr Unternehmen aufzugeben. Ich war unter der Anzahl der Offiziere, welche dieſes Detachement ausmachten.

Wir hatten zwei Märſche zu thun. Der erſte ging ziemlich ruhig ab; aber am zweiten Tage nuzten die Ruſſen unſer Verſehen, daß wir nicht, um unſern Marſch zu dekken, auf den Höhen abgeſchikte Poſten hingeſtellt hatten, und errichteten daſelbſt in der Nacht eine Batterie, von wo ſie auf unſern Zug ein unausgeſeztes Feuer gaben. Glüklicher Weiſe war die Reiterei

vorauf, daß also nur das Fußvolk darunter litt. Wir verloren auf diesem Wege etwa funfzig Mann.

Unsere Generale, denjenigen ausgenommen, welcher den hintern Theil des Zuges anführte, wußten von diesem Vorgange nichts, da sie bei dem Baron von Hollken, gewesenem Minister unsers Hofes in Petersburg, zu Mittage speisten. Er kam zu Wasser bei uns auf einer Jacht an, die man ihm gegeben hatte, damit er immer im Stande sey, nöthigen Falls die Unterhandlungen wieder anzufangen.

Wir lagerten uns ganz nahe bei der Stadt Hellsingfort. Sonderbar wars, daß wir gerade in dieselben Fehler wieder verfielen, die uns zum Vorwande gedient hatten, so oft wir uns vorher zurükzogen. Hellsingfort liegt auf einer Erdzunge, welche sich in die Ostsee hinein erstrekt. Diese Stadt hat nur den einen Zugang, durch welchen wir kamen, und einen zweiten an der andern Seite vermittelst einer gebahnten Strasse, die längst dem Meer nach Abo führt. Wir befanden uns hier also gleichsam in einem Sakke. Der Feind, welcher sich der engen Pässe, durch welche wir ins Lager gegangen waren, bemächtigt hatte, schikte von seiner Rechten eine hinlängliche Anzahl ab, welche uns hindern konnte, nach der andern Seite zu entwischen; so daß unser ganzes Heer, Reiterei, Fußvolk, und Artillerie sich bald von beiden Seiten eingeschlossen befand. Es

blieb uns kein anderer Weg übrig, als zu Wasser nach Schweden zurükzukehren.

Wir waren nur zwei oder drei Tage im Lager, so fing es schon an, uns an Proviant, vorzüglich an Heu und Stroh zu mangeln. Die Reiterei litt außerordentlich durch diesen Mangel. Man entledigte sich der Pferde die den Offizieren, zur Artillerie und zum Fußvolk gehörten. Man tödtete einen Theil, und die andern wurden fortgejagt und den Kosaken zur Beute überlassen. Indessen hatten wir noch immer Ueberfluß an Lebensmitteln, da unser schwimmendes Magazin nebst unsern Galeeren im Hafen lag. Einige Tage vergingen in dieser Stellung. Wir erblikten von unserm Feinden nichts als die Feldwachen, der unsrigen gegenüber, und ihre Generale, welche sich oft auf den Höhen zeigten, um die Gegend zu rekognoziren.

In einer Nacht indessen wollte uns Crasnaschock, ein Kosaken Brigadier überfallen, und wagte es, durch den Morast zu gehn, der die Vorderseite unsers Lagers dekte; unsre Patrullen entdekten ihn. Unsre Pikets drangen vor, feuerten auf die Kosaken, und nöthigten sie zum plözlichen Zurükzuge; Crasnaschock, dem sein Pferd stürzte, bekam einen Schuß, an welchem er auf der Stelle blieb.

Den folgenden Tag schikte der Feldmarschall von Lascy einen Tromperer zu unsrer Hauptwache, um Nachricht von diesem Offizier einzuholen, von welchem er ohne

Zweifel glaubte, daß wir ihn gefangen genommen hätten, als man ihm aber antwortete, daß alles auf dem Plazze geblieben sei, so kam am dritten Tage ein zweiter Trompeter, um sich die Erlaubniß zu erbitten, daß man den Leichnam des Crasnaschock suchen könnte. Unser General hatte ihn in ein Haus bringen lassen. Man bewilligte ohne Schwierigkeit das Gesuch des Herrn von Lascy. Ein Kosakenoffizier kam also den folgenden Tag von Bedienten begleitet, und brachte auf einem Drumedarius schikliche Kleider zur Bedekkung des Leichnams. Sie legten ihm einen Kafftan von Brokat an; und nach Endigung der bei solchen Gelegenheiten üblichen Gebete und Zerimonien, brachten sie die Leiche auf dem Drumedar fort, und bedekten diesen mit einem großen Teppich, dessen vier Zipfel vnn vier Bedienten getragen wurden; so begab sich dieser Leichenzug zum rußischen Heer zurük.

Der Tod dieses Offiziers sezte seinen Sohn in den Besiz von sechsmahlhunderttausend Dukaten. Crasnaschock hatte sie in dem Kriege gegen die Türken und die Tatarn gesammlet. Ich habe hernach von verschiedenen rußischen Offizieren gehört, daß dieser Mann im höchsten Grade dem Trunk ergeben, und von Natur so wild gewesen sei, daß er sich zuweilen Duzende von Gefangenen vorführen ließ, denen er zu seinem Vergnügen mit seinem Säbel den Kopf abhieb, um seine Geschiklichkeit zu zeigen.

Wenige Tage nachher, da der Leichnam dieses Ungeheuers in menschlicher Gestalt weggebracht war, kam ein neuer Trompeter zu unsrer Hauptwache, von einem Adjutanten des Marschalls von Lascy begleitet, welcher mit unserm General von Seiten des Feldmarschalls zu sprechen verlangte. Von der Feldwache aus wurde Bericht erstattet und sogleich ward befohlen, daß man sie mit den bei solchen Umständen gewöhnlichen Vorsichtigkeitsregeln nach der Stadt führen sollte, wo unsre Generale ihre Quartire hatten. Der Adjutant stellte vor, da unser Heer von allen Seiten eingeschlossen, und es schon tief im Jahr sei; so würden wir es nicht vermeiden können, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben; da aber die Kaiserinn diesen Krieg nur gezwungen und wider ihren Willen führe, so biete uns der Feldmarschall, um uns einen Beweis von dem Wohlwollen seiner Beherrscherinn zu geben, eine gute Kapitulation an, wenn wir einen von unsern Offizieren zu ihm schikken wollten, um dieselbe zu verabreden. Die erste Antwort war, daß man entschlossen sei, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, allein dieser Adjutant, der nach zwei Tagen wieder erschien, erklärte, daß, wenn man länger darauf bestände seine Anerbietungen zu verwerfen, so werde der Marschall nicht weiter sich zu einer Kapitulation verstehen, und wir alle würden über die Klinge springen müssen.

Während dieser Verhandlung hatte unser Hof von Stockholm einen Obristen mit einer Jacht abgeschikt, um unser Heer aufzusuchen; und wenn er es fände, war er mit den nöthigen Befehlen versehn, unsre Generale in Verhaft zu nehmen und sie gerade in die Hauptstadt zu führen; und alles übrige unter der Obhut und dem Schuz der Vorsehung zu lassen.

Der Generalmajor von Bousguet war allein davon ausgenommen: man trug ihm die Anführung des Heers auf.

Niemals hat sich ein General in einer traurigern Lage befunden. Ich muß zu seinem Lobe sagen, daß er unter allen Offizieren des Generalstabes immer die meiste Empfindlichkeit bei Gelegenheit unsrer Zurükzüge äußerte, und daß seine Tapferkeit nie zweifelhaft war.

Auch bei diesen unglüklichen Umständen war sein erster Entschluß, sich an der Spizze seines Heers gegen Abo Luft zu schaffen; in der Hofnung, daß die Annäherung des Winters den Feind hindern würde uns zu verfolgen; allein da der Kriegsrath dieserhalb versammlet ward; so stellten alle unsre Offiziere ihm einmüthig vor, daß das Heer außer Stand sei, einen so langen und mühsamen Rükzug zu wagen, und daß wir, wenn wir gerade durch das feindliche Lager dringen wollten, augenscheinlich Gefahr liefen, allesammt umzukommen.

Das Resultat dieses Kriegsraths war also, an den Feldmarschall von Lascy einen Offizier von Rang abzuschikken, um ihm die Veränderung zu berichten, die in Ansehung der Befehlhaberstelle bei unserm Heer vorgefallen war, und um ihm den Vorschlag zu thun, daß er die vorläufigen Artikel der Kapitulation anordnen möchte.

Endlich erhielten zwei Obristen von beiden Seiten den Auftrag, die Bedingungen festzusezzen; und am dritten Tage ihrer Berathschlagungen wurde alles zu Stande gebracht: man kann sich wohl vorstellen, daß der Sieger Gesezze gab; und folgendes waren die Hauptartikel der Kapitulation.

Man vereinigte sich dahin, daß das Heer sich nach Schweden zurükbegeben sollte; daß das Fußvolk sollte auf den Galeeren eingeschift werden; und die Reiterei, welche zu Lande zurükkehren mußte, von dem Feldmarschall von Lascy bis nach Torno der Grenzstadt des westlichen Bothniens, welches Schweden von Finnland trennt, und beinahe um hundert Meilen von unserm Lagerplaz entfernt war, einen Paß erhalten sollte; daß die finnländischen Regimenter, nemlich zwei Dragonerregimenter, jedes zu tausend Pferden, und sechs Regimenter Fußvolk zu zwölfhundert Mann die Waffen niederlegen und die Pferde an den Feind liefern sollten; daß alle diejenigen, woraus diese verschiedenen Haufen bestünden, sich zu Hause begeben und ruhig in

der Provinz leben sollten, die in Zukunft der Botmäßigkeit der Kaiserinn unterworfen sein sollte; endlich daß all unser Geschüz, welches damals im Verhältniß zu unsrer Armee so schön und zahlreich als möglich war, nebst allem Zubehör, den Feinden übergeben werden sollte.

Der Tag zur Ausführung dieser schimpflichen und erniedrigenden Kapitulation wurde festgesezt: bis zum Frühlinge wurde Waffenstillstand gemacht. Alles ward von beiden Seiten unterzeichnet und ratificirt; und wir rüsteten uns, abzuziehn.

Unterdessen benuzten wir aus einer natürlichen Neugierde die Einstellung der Feindseeligkeiten, um das feindliche Heer zu durchlaufen; und die Russen ihrerseits besahn das unsrige.

Bei dieser Gelegenheit sah ich den Feldmarschall von Lascy, diesen höchst verehrungswerthen Greis, und alle die übrigen Generale, welche unter ihm dienten; den Herrn von Keith, welcher nachher Feldmarschall des preußischen Heers ward, und den Herrn von Löwendahl, der einige Zeit nachher in französische Dienste trat und den Marschallstab daselbst erhielt. Alle diese Offiziere, betrugen sich gegen uns mit einer Höflichkeit die wir kaum erwarten konnten.

Die Verfassung ihres Lagers sezte uns in Erstaunen; so sehr war sie von der unsern verschieden. Mannschaft und Pferde waren im besten Stande; die Lebens-

mittel waren im Ueberfluß vorhanden, und selbst die Krämerbuden, welche wir rund um das Hauptquartier in diesem fast wüsten Lande, wohin man uns verfolgt hatte, antrafen, zogen unsre Aufmerksamkeit auf sich, und sezten uns in nicht geringe Verwunderung.

Drei Tage nach Unterzeichnung der Kapitulation, schiften wir das Fußvolk auf die Galeeren ein. Zugleich ging die Reiterei durch das feindliche Lager, um sich an den Ort ihrer Bestimmung zu begeben. Die finnländischen Truppen legten die Waffen nieder; und unser Geschüz, das vor der Vorderseite unsers Lagers aufgepflanzt war, wurde an ein rußisches Bataillon überliefert, welches herankam, um dasselbe in Besiz zu nehmen.

Zum erstenmal war ich hier Zeuge eines so traurigen, so schmerzhaften Schauspiels; und Dank sei dem Himmel, nie hab' ich wieder ein ähnliches gesehn, nie werd' ich jemals es sehn; aber ich begreife nicht, wie Leute von Ehre, deren Geist nicht alle Spannkraft verlohren hat, bei dergleichen Gelegenheiten nicht lieber den Eingebungen der Verzweifelung folgen, als sich durch eine so entehrende Kapitulation beschimpfen, dazu wenigstens werde ich stets meinen Sohn ermahnen, wenn er sich je in diese schrekliche Nothwendigkeit versezt sieht.

Zu Boden gedrükt durch Unruhe und Schmerz über unsre Lage, verglich ich die damaligen Schweden mit den Schweden im Anfang dieses Jahrhunderts;

und ach! wie sehr fand ich sie von einander verschieden! Vierzig Jahre waren es, daß Karl XII mit achttausend Schweden achtzigtausend Russen schlug; so wahr ists, daß die Regierung den wirksamsten Einfluß auf den Geist, und die Sitten der Völker hat, und daß es moralisch-unmöglich ist, große Thaten in einem Staate zu verrichten, der ein Raub verschiedener Partheien ist, und worinn jedes einzelne Mitglied nur seinen Eigensinn und seinen Eigennuz zu Rathe zieht.

So endigte sich dieser Feldzug. Wir dachten auf nichts weiter, als diesen Schauplaz des Schrekkens schnell zu verlassen. Ich befand mich unter denen, die auf den Galeeren eingeschift, nach Stockholm abreisen sollten. Die Ueberfahrt war über achtzig Meilen lang, und wir waren gleichsam einer auf den andern gepakt. Auch verlohren wir unterwegs mehr, als die Hälfte unsrer Leute, und ich weiß gewiß, wenn man, statt der Annahme jener erniedrigenden Bedingung, welche die Russen uns aufgedrungen hatten, sich muthig entschlossen hätte, den Plaz bei so viel vortheilhaften Stellungen zu vertheidigen, oder selbst sich mitten durch den Feind einen Weg zu bahnen, als man sich einmal in Hellsingfort von allen Seiten hatte einschließen lassen; so hätte nie der Verlust unsers Heers so beträchtlich sein können.

Meine beiden Bedienten wurden krank: ich selbst fürchtete, angestekt zu werden; und da es doch nur dar-

auf ankam, daß wir nach Stockholm gehn sollten; so erhielt ich Erlaubniß auf der Post vorauf zu reisen. Ich erreichte ohne Unfall die Küsten von Schweden; aber kaum war ich gelandet; so fiel ich in ein hizziges Fieber. Noch hatte ich zehn Meilen zu Lande nach Stockholm. Allein, und ohne meine Bedienten, sezte ich meinen Weg auf einem Postwagen fort; und ich kam endlich in dieser Hauptstadt mitten in der Nacht an, ohne zu wissen, wo ich absteigen sollte; denn damals gab es noch keine Gasthöfe daselbst.

Mein Bruder war vor mir angekommen, allein ich wußte nicht, wo er wohnte. Glüklicherweise traf ich auf einen Freund, welcher mir sehr artig seine Stube und sein Bett bei seinen Eltern anbot, deren Haus ich kannte; und da ich den folgenden Tag meines Bruders Aufenthalt erfuhr, so meldete ich ihm meine Ankunft und meine Lage. Er besuchte mich sogleich, und machte die nöthigen Veranstaltungen, mich nach seiner Wohnung bringen zu lassen.

Mein Freund und seine Eltern überhäuften mich mit Höflichkeiten; und ihre Sorgfalt für mich hätte nicht größer sein können, wenn ich das Glük gehabt hätte, zu ihrer Familie zu gehören. Sie wollten sogar nicht zugeben, daß ich ihr Haus verlassen sollte, so lange ich mein hizziges Fieber hätte; allein ungeachtet der Erkenntlichkeit gegen ihre Güte, von der ich durchdrungen war, gab ich den Bitten meines Bruders nach, und wurde

zu ihm gebracht, wo ich, durch meine gute Natur, vielleicht auch durch die Geschiklichkeit meines Arztes, so gut und so vollkommen hergestellt ward, daß in weniger als drei Wochen keine Spur von Krankheit sich weiter an mir wahrnehmen ließ. Das Fieber hatte alle meine gallichten Feuchtigkeiten verzehrt, und alles böse Blut verbessert, was ich während des Feldzugs gesammlet hatte.

Die Reichsstände waren damals versammlet. Der König und der Senat hatten es gleich rathsam gefunden, einen außerordentlichen Reichstag zusammen zu berufen, um allen weitern traurigen Folgen von unsern Unfällen in Finnland Einhalt zu thun. Man hörte nur eine Stimme gegen die Regierung und unsre Generale. Man machte diesen den Proceß und die beiden vornehmsten wurden enthauptet. Die übrigen kamen mit einigen Monaten Stubenverhaft davon, wobei ihnen eine Schildwache vor die Thür gestellt ward.

So bald unsre Galeeren mit den Trümmern des Heers ankamen, schikte man die Regimenter in ihre Provinzen zurük, um sich auszuruhn. Einige andre Regimenter mußten der Reiterei nach Torno entgegen gehn, und bis zu den weitern im Frühlinge zu ergreifenden Maaßregeln daselbst bleiben.

Der Reichstag blieb immerfort sehr unruhig. Alle Gemüther waren in der heftigsten Gährung. Man zankte sich: man brach in Murren gegen die Regierung

aus, und es hatte allen Anschein zu einer Empörung. Um also die Nation zu beschäftigen, und das Uebel zu verhüten, welches ihr drohte, mußte man neue Materien auf die Bahn bringen. Friederich I, der damals regierte, war in hohem Alter. Die Königinn war seit einem Jahr todt, und da sie keinen Erben erzeugt hatten; so gab es Leute, welche die Geschiklichkeit hatten, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Thronfolge zu lenken.

Anfänglich warf man die Augen auf den Prinzen von Holstein Gottorp, ob er gleich noch sehr jung war: allein, da die Kaiserinn von Rußland diesen Prinzen zu sich nach Petersburg gerufen hatte, damit er einst ihr Nachfolger sein sollte, so schlug derselbe das Anerbieten des schwedischen Throns aus, oder man verwarf es vielmehr in seinem Namen, welches ihm hernach, da er es vernahm, sehr unangenehm war. Das hat er mir selbst nachher in Petersburg gestanden.

Da diese Antwort durch den Baron von Peckin den Sohn des hollsteinschen Ministers von unserm Hofe, der bei uns Dienste genommen hatte, nach Stockholm gebracht wurde: so entstanden sogleich zwei Partheien, wovon die eine sich für den regierenden Herzog von Zweibrük, die andere für den Erbprinzen von Dännemark erklärte. Der erste ward von Frankreich unterstüzt; aber das Volk war dem zweiten geneigt; so daß dieser auch den Sieg davon getragen hätte, wenn nicht hernach

in dem zu Abo mit Rußland geschlossenen Frieden die Bedingung festgesezt wäre, daß der Prinz vnn Holstein Adolph Friederich, Bischof von Lübek, zum Thronfolger ernannt werden sollte.

Während aller dieser Unterhandlungen, welche nicht nur den ganzen Winter, sondern noch den Früh= ling, und selbst einen Theil des Sommers hindurch währten, unterdessen daß die Bevollmächtigten der bei= den kriegführenden Höfe, die sich in Abo versammlet hatten, mit der lebhaftesten Thätigkeit am großen Frie= denswerke arbeiteten, machte man doch alle mögliche Zu= rüstungen zum Kriege. Die Reiterei, die uns in Finn= land verlassen hatte, war zu Torno angekommen, und erhielt Befehl, nebst dem Fußvolk, das man ihr entge= gengeschikt hatte, daselbst zu bleiben.

Unsre Galeeren liefen aus, so bald es die Jahrs= zeit erlaubte. Sie trafen auf die rußischen bei der In= sel Aland, in deren Besiz sich der General von Keith schon gesezt hatte. Die Unsrigen thaten den Angrif, der General aber, der schon auf dem festen Lande gute Batterien errichtet hatte, um seine Galeeren zu dekken, grif uns von der Seite an, und beschoß uns einige Stunden hindurch mit vieler Lebhaftigkeit. Wir sahn uns also zum Rükzuge genöthigt und ankerten bei den schwedischen Küsten.

Die Landtruppen gingen zu ihrer Bestimmung ab; unter diesen auch das Regiment von Dalekarlien, bei

dem ich diente. Ich eilte, um mich zu demselben in der Provinz zu verfügen. Aber wie groß war mein Erstaunen, da ich bei meiner Ankunft die Fahne des Aufruhrs wehen sah, und an eben dem Tage, als das Regiment sich in Fahlun der Hauptstadt der Provinz, und bestimmten Saammelplaz einfinden sollte, um hernach seinen Weg gegen die Grenze fortzusezzen, kamen zu gleicher Zeit mit dem Regiment zwölftausend Bauern an, die sich mit Hellebarden und allen Arten von Waffen versehn hatten, die sie noch, wenn ich nicht irre, von den Zeiten des Gustav Wasa her erhalten hatten. Sie bemächtigten sich des Statthalters und gingen auf Stockholm zu. Einige Offiziere folgten ihnen, einige mit Gewalt, andere freiwillig: sie wurden hernach dafür nach Verdienst gestraft, aber die meisten, wozu auch ich gehörte, bedachten sich gar nicht, sich so gut sie konnten, zurükzuziehn. Unser Obriste schikte einen Kourier ab, der glüklicherweise durch die Bauern hindurch gelangte, ob sie gleich alle Wege besezt hatten, und vor den Empörern in Stockholm ankam. Wir verbargen uns im Lande, so gut wir konnten, und hielten uns ruhig, um das Ende der Empörung zu erwarten: zwei oder drei Offiziere von eben dem Regimente hatten mit mir diese Parthei ergriffen. Es war uns unmöglich fortzukommen, und noch unmöglicher einigen Widerstand zu thun, da wir über keinen einzigen Mann zu befehlen hatten.

Die zwölftausend Bauern drangen bis vor Stockholm, unter Anführung der Soldaten vom Regiment, die sie zu ihren Offizieren gemacht hatten. Vor der Hauptstadt fanden sie in Begleitung einiger weniger Personen den König, der ihnen entgegen gegangen war, um einen Versuch zu machen, sie zu ihrer Pflicht zurükzuführen, und sie zur Zurükkehr in ihre Heimath zu bereden: allein sie erklärten Seiner Majestärt, daß sie bei der Wahl seines Thronfolgers zugegen sein, und sich nach den Ursachen dieses unglüklichen Kriegs erkundigen wollten.

Der König ging nach Stockholm zurük, und die Aufrührer folgten ihm dahin. Sie gingen ruhig, mit klingenden Trommeln, mitten durch die Truppen hindurch, die man vor die Stadt gestellt hatte, und wovon ein Theil, ohne sich weiter Mühe um Verhinderung ihrer Vorschritte zu geben, sich in guter Ordnung zurükzog.

So groß war die Unschlüßigkeit, die bei diesen gefährlichen Umständen herrschte. Zum Glük zerstreueten sich die Aufrührer nach ihrem Eingang in die Stadt unordentlich in alle Quartiere, begaben sich in voller Verwirrung in die Häuser, ließen sich zu essen und zu trinken geben; brauchten indessen die Vorsicht einige Wachen auf die Hauptplätze zu vertheilen. Hernach schikten sie einige Abgesandte aufs Schloß, um ihre Vorschläge zu thun, oder vielmehr, um ihre Forderungen

anzubringen: aber ein einziger Kanonenschuß, welchen ein Offizier von der Artillerie aus eigener Bewegung auf ihre Hauptwache zu thun beliebte, erregte so viel Unruhe bei diesen Bauern, daß sie sich nach allen Seiten zerstreueten. Sie wollten sich wieder sammlen. Sie feuerten auf ein Regiment Fußvolk, welches sich ihnen gegenüber befand; aber kaum hatte dieses Regiment bei seinem Vordringen einige Kanonen abgefeuert; so ergriffen sie die Flucht. Zwei Schwadronen Reiterei, die zugegen waren, fielen über sie her und zerstreueten sie. Man nahm alles gefangen, was sich nicht retten konnte, und zu gleicher Zeit nahm man die Abgesandten im Schlosse in Verhaft, von denen ich schon geredet habe. Man machte ihnen sogleich den Proceß. Ihre vornehmsten Anführer wurden zum Rade verdammt, andre zum Staupbesen, und alle übrigen wurden nach ihrer Heimath, unter sicherer Begleitung zurükgeschikt.

Der Reichsrath Baron von Adlerfeld, welchem der König, nebst dem Grafen von Rosen die Anführung der Truppen gegen diese Empörer aufgetragen hatte, war so unglüklich, einen Schuß zu empfangen, an welchem er nach einigen Tagen starb. Der Obriste, welcher sie mit seinem Regiment angegriffen hatte, bekam eine leichte Kopfwunde. Ein Duzzend Bauern verloren ihr Leben in der Hizze des Gefechts; und um neun Uhr des Abends war die Ruhe vollkommen wieder in der Stadt hergestellt.

Dieser Aufruhr hätte die ernsthaftesten Folgen haben können, wenn die Dalekarlier damals einen Gustav Wasa an ihrer Spizze gehabt hätten: aber dergleichen Männer trift man nicht in allen Jahrhunderten. So rettete damals noch der Zufall diejenigen, welche leichtsinnig diesen Krieg ohne rechtmäßige Beweggründe, oder, um mich freimüthiger auszudrükken, aus Gefälligkeit für Frankreich angezündet hatten, ohne an die Lage zu denken, worinn sich noch Schweden seit der unglüklichen Regierung Karls XII befand, und welche es vielleicht nie verbessern wird, vorzüglich seit der Vergrößerung des rußischen Reichs.

Indem dieß in Stockholm vorging, kam der Kongreß zu Abo mit dem Friedensschluß zu Ende, unter der Bedingung, daß der Prinz von Holstein Eutin zum Thronfolger erklärt werden, und daß Finnland uns bis an den Fluß Kimiene wiedergegeben werden sollte, so, daß wir demungeachtet einen guten Theil dieses Herzogthums nebst den drei Städten Friedrichsham, Willmanstrand und Nyslott verloren. An die Kriegskosten war nicht weiter zu denken; und da die Hülfsgelder von Frankreich nicht die Hälfte der dabei aufgewandten Kosten betrugen, so mußten die armen Einwohner des Reichs das noch fehlende tragen.

Da der Prinz von Holstein zum Thronfolger erklärt war; so wurden sogleich zwei Reichsräthe nach Hamburg, wo er sich damals aufhielt, abgeschikt, um

es ihm bekannt zu machen. Sein ganzer Hof begab sich zu gleicher Zeit zu ihm; und von diesem glänzenden Gefolge begleitet, wurde er über Stralsund nach Stockholm gebracht. Da man von Seiten Dännemarks einige Feindseeligkeiten befürchtete, welches auch außer den etwanigen Ansprüchen des Erbprinzen, einen Prinzen von Holstein nicht gleichgültig als schwedischen Thronerben sehn konnte; so hatte der Kongreß von Abo zugleich ausgemacht, daß zehntausend rußische Hülfsvölker sich im Nothfall mit unsern Truppen verbinden sollten: und wirklich kam der General Keith bald nachher an, und brachte auf den Galeeren die bestimmte Anzahl mit sich. Er schlug sein Hauptquartier in Stockholm auf, und seine Truppen wurden in die benachbarten Städte vertheilt.

Was möchte wohl Karl XII gedacht haben, wenn er bei diesen unglüklichen Umständen wiederaufgelebt wäre, und die traurigen Folgen seiner Regierung und seines Ehrgeizes hätte sehen können! Was würde er zu diesen zehntausend Russen gesagt haben, die den Schweden gegen die Dänen beistehen sollten, dieser tapfere und unerschrokkene Fürst, der mit einer Hand voll von seinen Unterthanen so oft diese beide Nationen geschlagen hatte? Endlich da der Friede mit den Russen geschlossen, die Thronfolge festgesezt, die Dalekarlier für ihren Aufruhr gestraft und in ihre Provinz zurükgeschikt waren; so endigte der Reichstag seine Sizzungen; und man be-

schäftigte sich bloß mit den Maaßregeln gegen Dännemark.

Der Reichsrath Graf von Teßin, wurde als Gesandter dahin geschikt, um eine gütliche Beilegung der Streitigkeiten zu Stande zu bringen, welche ausgebrochen waren: da aber die Dänen zwischen Koppenhagen und Hellsingör ein Lager von ohngefähr zwölftausend Mann, und noch ein anderes in Norwegen aufschlugen, so sezte man verschiedene Regimenter, welche Befehl hatten, sich in Schonen zu vereinigen, und andere gegen die Grenzen von Norwegen, in Bewegung.

Das Regiment von Dalekarlien, wobei ich war, gehörte zu denen, welche die Armee in Schonen ausmachen sollten, und sein Winterquartier wurde ihm in den Städten Kalmar und Karlskron angewiesen. Meine Eltern hatten ein Gut in Schonen; und da ich sie seit einigen Jahren nicht gesehn hatte; so erhielt ich sogleich nach Endigung der Unordnungen in Dalekarlien, die Erlaubniß, sie zu besuchen. Ich blieb also bei ihnen, mit dem Vorsaz mich zu meinem Regiment zu begeben, so bald es den Ort seiner Bestimmung erreicht hätte.

Um eben diese Zeit hatte ich das Unglük meinen Vater im siebzigsten Jahr seines Alters zu verlieren. Er war gegen seine Kinder stets mehr Freund als Vater gewesen, und um desto tiefer empfanden wir seinen Verlust.

Das Hauptquartier dieses Heers wurde in Christianstadt aufgeschlagen, wohin sich also die Generale begaben.

Der Generalmajor Graf von Dohna machte mich zu seinem Adjutanten; aber den Winter hindurch wurden alle Zwistigkeiten beigelegt, daß also im Frühlinge alle Regimenter Befehl erhielten, sich jedes in seine Provinz zurükzugeben. Die rußischen Hülfsvölker, welche den Winter in der Gegend von Stockholm zugebracht hatten, schiften sich auf den Galeeren ein, und seegelten nach Petersburg.

Ich begab mich nach Karlskron zu meinem Regimente; und da es sich noch vierzehn Tage dort aufhielt, ehe es aufbrechen und nach Dalekarlien zurükkehren konnte, so nuzte ich diese Zeit, um die Einrichtung der Flotte zu besehn, die damals in diesem Hafen lag.

Da machte ich Bekanntschaft mit der Tochter des Admirals Grafen von W***, welche sich daselbst mit ihrer Mutter, damals als Wittwe, befand. Der Eindruk, welchen sie auf mich machte, war eben so lebhaft als tief. Ich wurde sterblich in sie verliebt: aber ich dachte damals noch nicht daran, sie zu meiner Gattinn zu nehmen. Endlich reisten wir von dieser Stadt ab, und meine Liebe verdoppelte sich nur durch die Abwesenheit und Entfernung, welche gewöhnlich die heftigsten Leidenschaften schwächen. Ich erfuhr, daß Frau von W*** mit ihrer Tochter den Brunnen in Lokka brau-

chen und einen Theil des Sommers dort zubringen würden. Dieser Umstand war viel zu vortheilhaft für meine Neigung, als daß ich ihn hätte aus der Acht lassen sollen; und nichts stand mir im Wege, weil unser Regiment, so wie alle übrige, dieses Jahr hindurch, von den Waffenübungen frei war. Ich schrieb also an meinen Befehlshaber, meine Gesundheit sei so sehr erschüttert, daß ich den Brunnen gebrauchen müßte, und bat ihn um Erlaubniß dazu. Ich erhielt sie. Ich flog hin an den Ort, wo ich den Gegenstand wiedersehn sollte, der mich gänzlich beschäftigte. Ich fand Fräulein von W*** immer liebenswürdiger. Meine Liebe zu ihr stieg bis auf den höchsten Grad, und ich faßte den Entschluß, ihr meine Empfindungen zu bekennen, und ihr die Erklärung zu thun, daß ich mich für glüklich halten würde, wenn sie mir ihre Einwilligung gäbe, ihre übrigen Tage an meiner Seite zu verleben. Ihre Antwort, obgleich etwas unbestimmt, gab mir zu verstehn, daß ich das Glük hoffen könne, nach welchem ich strebte, daß ich aber zuvor mich der Einwilligung ihrer Mutter vergewissern müßte. Ich hatte nur auf einen Monat Urlaub, und nach Verlauf dieser vier Wochen, die ich sehr angenehm zubrachte, mußte ich mich wieder zu meinem Regimente begeben, aber mit dem festen Entschluß, unter irgend einem Vorwande bald wieder in Karlskron zu erscheinen, wohin Mutter und Tochter zurükkehren wollten, so bald sie mit dem Gebrauch des Wassers zu Ende wären.

Ich habe schon gesagt, daß der Thronfolger, der Herzog von Holstein in Schweden angekommen war. Es kam darauf an, ihm eine Prinzeßinn zur Gemalinn auszusuchen; und man warf die Augen auf eine von den Schwestern des Königs von Preußen. Der Graf von Teßin, der seine Gesandtschaft nach Dännemark glüklich geendigt hatte, reiste also nach Berlin ab. Seine Majestät der König von Preußen genehmigte den Vorschlag des schwedischen Hofes; und die Prinzeßinn Louise Ulrike wurde zu dieser Verbindung gewählt. Gegen Ende des Sommers kam sie in Stockholm an. Die Vermählung wurde mit dem größten Gepränge auf dem Lustschloß Drottningholm, welches um eine Meile von dieser Hauptstadt entfernt ist, vollzogen. Man erlaubte mir dahin zu gehen, um allen Festen beizuwohnen. Ihre Königlichen Hoheiten hielten hernach ihren Einzug in Stockholm, in Begleitung eines höchst glänzenden Gefolgs, und mit aller Pracht, die man nur bei dergleichen Gelegenheiten anbringen kann.

Zu gleicher Zeit hörte ich, daß der Krieg in Deutschland zwischen Frankreich und England fortdauern würde, und ich faßte den Vorsaz bei einer oder der andern dieser beiden Nationen Dienste zu nehmen, um mich in der Kriegskunst zu vervollkommnen.

Einerseits riß mich mein Ehrgeiz dahin, da mich auf der andern Seite meine Liebe zurükhielt. Ich war sehr beliebt bei meinem Befehlshaber: er erhielt für mich

des Königs Erlaubniß zur Abreise; und nach Erfüllung der Pflichten, welche die Erkenntlichkeit mir auflegte, machte ich die nöthigen Zurüstungen zu meiner Reise.

Ich ging über Karlskron, und stets voll von meiner Leidenschaft, hielt ich bei der Frau von W*** um ihre Tochter an; allein beide wunderten sich nicht wenig, da ich ihnen die Nachricht gab, daß ich in auswärtige Dienste treten wollte und dazu vom Könige Erlaubniß hatte. Dieß vertrug sich nicht gar zu gut mit meiner eben angebrachten Bitte; indessen nahm die Tochter mein Erbieten an; und die Mutter verschob ihre Einwilligung und Entscheidung bis dahin, daß ich nach Schweden zurükkehren würde. Hernach begab ich mich zu meiner Mutter, die seit ihrer Wittwenschaft ruhig auf ihren Gütern lebte. Sie erstaunte nicht minder, als ich ihr meine Verbindung und zugleich die eben erhaltene Erlaubniß des Königs meldete, außer Landes einen Feldzug mitzumachen. Sie misbilligte mein Verhalten nicht, und so schmerzhaft eine so unerwartete Trennung auch für ihre mütterliche Zärtlichkeit war; so hielt sie mich doch nicht allein gar nicht zurük, sondern gab mir auch das wenige Geld, was sie vorräthig hatte. Meinen Bruder hatte ich in Stockholm gelassen, wo sein Regiment in Garnison lag; aber meine Schwester hielt sich bei meiner Mutter auf. Nach der zärtlichsten Umarmung reiste ich ab. Es war im Winter. Noch wußte ich nicht, unter welchem Heer ich Dienste nehmen woll-

te: aber ich wollte ankommen, ehe die Heere ins Feld rükken konnten.

Ich fand in Helsingburg, der lezten schwedischen Stadt, beim Sunde, den Fürst Casimir von Ysenburg, der von Rußland, wo er einige Jahre gedient hatte, zurükkehrte, um in hessische Dienste zu treten. Friedrich I, König von Schweden und zugleich Landgraf von Hessen-Kassel hatte ihm ein Regiment gegeben; ich kannte ihn von Stockholm her, da er als Offizier bei den Hülfsvölkern stand, die der Feldmarschall von Keith nach Schweden gebracht hatte. Wir entschlossen uns, zusammen bis Koppenhagen zu gehn. Das Eis hielt uns ein Paar Tage auf, worüber wir sehr in Ungeduld waren; und wir beredeten die Bootsknechte, uns über den Sund zwischen Helsingburg und Helsingör zu bringen. Obgleich diese Ueberfahrt nur eine Meile beträgt; so wurden wir doch vom Eise so viel umhergeworfen, daß wir einige Stunden brauchten, um an den dänischen Küsten zu landen, und in der größten Lebensgefahr waren: Wir schliefen in Helsingör und sezten den folgenden Tag unsre Reise nach Koppenhagen fort. Ich ward durch unsren Gesandten den Freiherrn von Hopken, der mir sehr viel Höflichkeiten erwies, dem Hofe und nachher dem ganzen Adel dieser Hauptstadt vorgestellt. Der Herzog von Würtemberg-Oels, General bei der Reiterei und Obrister bei der Leibwache zu Pferde, spielte damals eine große Rolle daselbst.

Gleich am Tage unsrer Ankunft speiste ich mit meinem Reisegefährten bei ihm zu Abend. Wir machten die Spielparthie der Herzoginn. Diese Fürstinn war eben so schön als liebenswürdig. Man spielte sehr hoch; und das war gar nicht meine Sache: denn theils liebe ich überhaupt das Spiel nicht; theils ist es mir nur höchst selten günstig. Indessen als Fremder konnte ich keine Entschuldigungen vorbringen, um mich dem Spiel zu entziehn; und ich verlor mein Geld.

Ich besah alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt; die Anordnung beim Seewesen, welches keinem in Europa etwas nachgiebt; das sehr schöne Schloß, die Hofkapelle, die Ställe und die Reitbahn, wo ich eine Menge von schönen und so wohlzugerittenen Pferden fand, daß bei einem Lustrennen, welches während meines Aufenthalts gehalten ward, Friedrich V damaliger Kronprinz, der Herzog von Würtemberg und zwei andre dänische Große, ein Ballet aufführten, das man allgemein bewunderte. Man zeigte mir dort auch jene berühmte Maschine, von der Erfindung des Tycho-Brahe, welche vermittelst eines Rades das Planetensystem vorstellt, so wie es von ihm entworfen war.

Einige Offiziere kamen aus den Niederlanden zurük, wo sie den vorigen Feldzug in dem Heer der Verbündeten mitgemacht hatten: sie machten bei mir die Lust rege, bei diesem Heer Dienste zu suchen.

Von Koppenhagen ging ich nach Hamburg, wo ich mich einige Tage aufhielt, um die nöthigen Veranstaltungen in Ansehung der Summen zu treffen, deren ich zum Feldzuge benöthigt war. Die Herzoginn von Holstein, Mutter des schwedischen Kronprinzen, hielt sich in dieser Stadt auf. Ich machte ihr meine Aufwartung. Sie bat mich zum Abendessen. Die Gesellschaft war sehr zahlreich; denn diese Prinzeßinn lebte sehr prächtig. Ich ward bezaubert von der Artigkeit, womit sie jedermann begegnete. Ich fand bei ihr unter andern den Residenten von Frankreich, der schon ziemlich bei Jahren war, und dessen Geist schon die gewöhnliche Schwachheit des Alters ein wenig empfand. Da er erfuhr, daß ich ein junger schwedischer Offizier sei, der nach den Niederlanden ginge, um ein Paar Feldzüge mitzumachen, so bot er mir sehr artig Empfehlungsschreiben an, wenn ich unter die französische Armee gehn wollte. Ich dankte ihm für seine Höflichkeit und fügte hinzu, daß ich Willens sei, in der Armee der Verbündeten zu dienen. Der gute Greis gerieth in Hizze, und konnte gar nicht begreifen, wie ein Schwede diesen Vorsaz fassen könnte. Ich antwortete ihm, daß Trojaner oder Rutuler mir alles gleich wäre, und daß ich in dem Dienst treten würde, der mir am zuträglichsten schiene, und so trennten wir uns.

Ich reiste nach Haag. Die vereinigten Provinzen schikten dem Wiener und Londner Hofe zu dem jezt zu

eröfnenden Feldzuge vierzigtausend Mann Hülfsvölker; und vertraueten dieselben dem Befehle des regierenden Fürsten von Walldeck an, der zu gleicher Zeit in den Diensten der Königinn von Ungarn General war. Bei meiner Ankunft in Haag war dieser Fürst schon nach Brüssel gereist, wo das Heer der Verbündeten sich versammlen sollte. Ich versah mich mit verschiedenen Empfehlungsbriefen an ihn; und reiste sogleich nach den österreichischen Niederlanden, um ihm meine Dienste als Volontär anzubieten. Er nahm sie mit vieler Artigkeit an; er forderte von mir, daß ich an seinem Tisch speisen sollte, und erlaubte mir, meine Equipage mit der seinigen zu verbinden.

Dieser Prinz war im höchsten Grade höflich und leutseelig. Er war für den Krieg geboren; und, was seine Talente als General unendlich erhebt, er besaß sehr viel Menschenfreundlichkeit und Seelengröße.

Der Herzog von Cumberland, welcher als Oberbefehlshaber die Verbündeten in diesem Feldzuge anführen sollte, kam einige Tage darauf nach Brüssel, und zugleich der Marschall von Königseck, welcher als Unterbefehlshaber oder vielmehr, zur Leitung dieses Fürsten, welcher noch sehr jung und ohne Erfahrung war, von Wien geschikt ward.

Das Heer bestand aus englischen, österreichischen, holländischen, hannövrischen und heßischen Völkern, welche leztere im englischen Sold standen.

Da den ersten May alle verschiedenen Haufen sich vereinigt hatten, so rükte man, siebzigtausend Mann stark ins Feld. Das französische Heer unter Anführung des Marschalls von Sachsen rükte gegen Turnai an, mit allem versehn, was zu einer Belagerung dieser Stadt nöthig war. Nach zwei Tagen erfuhr man, daß die Belagerung dieses Orts eröfnet war; und faßte den Entschluß dem Feinde entgegen zu rükken, um ihn zum Zurükzuge zu nöthigen, oder ihm eine Schlacht zu liefern.

Die drei ersten Märsche thaten wir in Ruhe; erfuhren aber, daß der Marschall von Sachsen hatte die Laufgräben eröfnen lassen, und die Belagerung sehr nachdrücklich fortsezte. Tournai ist eine der besten Vestungen in den Niederlanden, und hatte damals eine zahlreiche Besazzung: war also im Stande eine langwierige Belagerung auszuhalten. In der Entfernung von zwei Tagereisen machten wir Halt, um das Benehmen des Feindes wahrzunehmen. Er sezte nicht nur die Belagerung mit eben der Lebhaftigkeit als vor unsrer Annäherung, fort; sondern schikte sich auch dazu an, uns wohl zu empfangen. Der König von Frankreich und der Dauphin befanden sich damals selbst im Heer.

Den 10ten May sezten wir uns wieder in vier Kolonnen in Marsch. Ich war bei der Avantgarde, welche das Land von den französischen Vorposten reinigte; und an eben dem Abende kamen die beiden Heere noch

einander zu Gesicht. Das feindliche, welches bis dahin in der Belagerung ununterbrochen fortgefahren war, ließ dort bloß eine Bedekkung der Laufgräben, und wandte die Nacht dazu an, sich in Schlachtordnung zu stellen. Dazu suchte es die Höhen aus, die uns gegenüber lagen, der rechte Flügel stand an der Burg Antonig, der Linke am Walde von Barris, und der Mittelpunkt im Dorfe Fontenoi. Der rechte Flügel war durch einen guten Graben gedekt, das Dorf Fontenoi war mit Pallisaden und bis zum Ueberfluß mit Mannschaft und Geschüz versehn; und der linke Flügel wurde durch gute Schanzen gedekt.

Den 11ten mit Anbruch des Tages rükte unser Heer an und stellte sich in Schlachtordnung. Das grobe Geschüz fing von beiden Seiten an zu spielen; und um acht Uhr des Morgens näherten wir uns zum Angrif. Diese Schlacht ist so oft beschrieben, daß es unnüz wäre, sie hier genau zu erzählen. Nur das will ich hinzusezzen, daß wir unstreitig den Sieg davon getragen hätten, wenn wir, anstatt gerade auf den Feind loszugehn, uns bloß an unsrer rechten Seite ausgedehnt hätten und das Gehölz von Barris umgangen wären, und wenn wir mit unserm rechten Flügel den linken des französischen Heers angegriffen, und unsern linken ihnen ganz entzogen hätten.

Der Herzog von Cumberland warf mit seinem rechten Flügel sogleich den ganzen linken Flügel der Franzo-

sen über den Haufen; da er aber weder durch den Mittelpunkt noch durch den linken Flügel unsers Heers unterstüzt ward, so drang er mit so viel Lebhaftigkeit vorwärts, daß er gänzlich die Linie zerrüttete. Der Feldmarschall von Sachsen benuzte diesen Umstand. Er ließ einige Brigaden seines Mittelpunks linksum machen, und von der Seite fiel er die Schaar des Herzogs von Cumberland, die schon zu weit vorgedrungen war, mit einer solchen Lebhaftigkeit an, daß er genöthigt ward, sich in einem großem Vierek mit vielem Verlust zurükzuziehn.

Unser Mittelpunkt unter Anführung des Fürsten von Walldeck grif das Dorf Fontenoi an, welches sich lebhaft vertheidigte und uns viele Leute kostete, ohne daß wir es doch einnehmen konnten. Unser linke Flügel, der den schon erwähnten großen Graben vor sich hatte, konnte nichts unternehmen, als das Feuer des Feindes auszuhalten.

Ich ward vom Prinzen abgeschikt, um die Generale, welche den linken Flügel anführten, zu befehligen, daß sie sich rechts ziehn und dem Mittelpunkt verstärken sollten, der beim Angrif des Dorfs ungeheuer gelitten hatte. Ich fand, daß verschiedene holländische Regimenter schon die Flucht ergriffen und dadurch eine große Lükke in der Linie verursacht hatten; und daß ein Regiment Reiterei ebenfalls sieben Meilen vom Schlachtfelde bis nach Brüssel geflohen war, wie wir hernach erfuhren

und daselbst die größte Bestürzung durch die Nachricht verbreitet hatte, es sei alles verloren und die Generale wänen gefährlich verwundet oder geblieben *).

Die übrige Reiterei, einige Regimenter Fußvolk und vorzüglich die holländische Leibwache, welche stets ihren Ruhm zu erhalten gewußt hat, hielten gegen alle Angriffe der Franzosen aus: allein indem man sich anschikte, die von mir gebrachten Befehle zu vollziehn, erhielt man schon Nachricht, daß man bloß auf den Rükzug zu denken hätte.

Der Herzog von Cumberland hatte das große Gehölz hinter uns gewonnen; und die französischen Völker, die ihn dahin verfolgt hatten, kamen in guter Ordnung zurük, um unsre rechte Seite anzugreifen. Man zog sich also eilends unter das Geschüz der Stadt Ath, anderthalb Meilen vom Schlachtfelde.

Dieser merkwürdige Tag kostete auf beiden Seiten viel Blut; den größten Verlust aber hatten die Engländer. Man muß ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß man unmöglich dem Feinde mit mehr Festigkeit, Zuversicht und Tapferkeit entgegen gehn kann. Sie ließen sich zerhakken; und der Kampfplaz war mit ihren verstümmelten Leichnamen bestreut. Sie verloren

*) Der Obriste dieses Regiments wurde für seine Feigheit bestraft: er wurde nebst einem großen Theil der übrigen Offiziere kaßiret.

viele von ihren Offiziren, und diese blutige Schlacht veranlaßte fast in allen großen Häusern der britannischen Inseln Trauer.

Ich ward während der Schlacht zwei oder drei mal zum Herzoge von Cumberland geschikt, um ihm etwas im Namen des Prinzen von Walldeck zu sagen: ich fand ihn stets im stärksten Feuer, an der Spizze seines Fußvolks. Weder er, noch die von ihm angeführte Schaar dachte an uns. Sie fochten, als wenn sie allein gewesen wären; und eben so zogen sie sich zurük: eben das bemerkte ich wieder zwei Jahr nachher in der Schlacht bei Lafeldt.

Diese Nation hat in der That etwas sonderbares, das sie vor allen andern auszeichnet; die Weiber selbst behalten ihr ganzes kaltes Blut in den größten Gefahren, und mitten unter den Greueln des Blutbads. Ich sah ein auffallendes Beispiel davon, welches wohl des Erzählens werth ist.

Eine Engländerinn war damit beschäftigt, auf dem Schlachtfelde die Tressen von der Uniform eines eben getödteten Offiziers zu trennen. Ich ritt nahe bei ihr vorbei; und in dem Augenblik nahm eine Kanonenkugel ihr den Kopf fort. Eine andere Engländerinn, die ihr Kind auf dem Arm hatte, ward diesen Zufall gewahr. Sie legte das Kind an die Erde, nahm das Messer, was jene gebraucht hatte, und vielleicht in ihren Händen noch fest hielt; und ohne Zweifel trennte sie die Tressen

vollends mit völliger Gleichgültigkeit ab, wenn nicht (welches ich nicht weiß, da ich meinen Weg fortsezte) eine neue Kanonenkugel sie, eben so wie die vorige, tödtete.

Unser Heer hielt sich zwei Tage in Ath auf, um unsern Flüchtlingen Zeit zu lassen, daß sie sich wieder sammlen konnten, und um sich wieder zu erholen.

Die schweizerischen und deutschen Regimenter, welche im Dienst der Republik Holland waren, zeichneten sich auch sehr in dieser Schlacht aus, und verloren viel Leute. Der allgemeine Verlust in beiden Armeen betrug überhaupt über zwanzigtausend Mann.

Der Herzog von Cumberland blieb unverlezt, aber der Marschall von Königseck, der alt, von Podagra geplagt, und also nothwendig ein schlechter Reiter war, hatte das Unglük vom Pferde zu stürzen und sich zu verwunden, da er das Regiment Reiterei, von dem ich eben erzählt habe, auf der Flucht wieder sammlen wollte.

Dem Prinzen von Walldeck wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, er nahm aber keinen weitern Schaden. Unter den Offizieren seines Gefolgs war ich noch einer der glüklichsten: mir wurde bloß ein Pferd unterm Leibe erschossen: aber ich hatte einen schwedischen Bedienten, der mich nicht verließ und meine Pferde führte; und da ich nicht viele zu verlieren hatte; so befahl ich ihm, sich von den Örten zu entfernen, wo das Feuer am lebhaftesten war. Er bestand darauf zu

bleiben, um eine Schlacht in der Nähe zu sehn. Einige Augenblikke nachher sah ich ihn zu Fuß und in Verzweifelung darüber, daß er noch zwei von meinen Pferden hatte todt schiessen lassen. Da ich dicht neben ihm vorbei ritt; so machte ich ihm viel Vorwürfe wegen seiner Unbesonnenheit. Demungeachtet drang er nicht weniger, auf die Erlaubniß bleiben zu dürfen; und bald sah ich ihn auf einem sehr guten Pferde zu mir reiten, stolzer, als wenn er die Schlacht gewonnen hätte, indem er mir zwei gute Reitpferde mit Sattel und Zeug zuführte. Er hatte sie auf den Schlachtfelde erbeutet. Ich freute mich über seinen Eifer und verzieh ihm.

Nur zufälliger Weise hatten wir unsern Standort unter dem Geschüz von Ath genommen. Wir wählten uns also einen andern Lagerort bei der Stadt Lessina. Dieser war für uns vortheilhafter, theils in Ansehung seiner Größe, theils, weil er von einem Fluß gedekt war. Wir blieben hier in Ruhe, acht Meilen weit von der französischen Armee entfernt, welche die Belagerung von Tournai fortsezte und den Ort eroberte.

Indessen wurde von beiden Seiten der kleine Krieg wieder angefangen. Herr von Cornabe ein schweizerischer Offizier und erster Adjutant beim Fürsten von Wallbeck, zog von Zeit zu Zeit mit mehr oder weniger Leuten Erkundigung von den Stellungen des feindlichen Heers ein. Ich ersuchte ihn um die Erlaubniß, ihm als Adjutant folgen zu dürfen. Aus seiner Antwort merkte

ich, daß er es nicht gerne sähe, wenn ihn jemand begleitete und seinen Ruhm theilte: da er mir aber die Erlaubniß nicht förmlich abgeschlagen hatte; so hielt ichs für rathsam, sie mir zu nehmen; und da ich in der folgenden Nacht den Augenblik hatte ausforschen lassen, wo er ausging, so stieg ich zu Pferde und schloß mich hinten an seinen Haufen an, um sehn zu können, was vorginge. Man machte Halt. Ich ging zu ihm, um mich wegen der Freiheit zu entschuldigen, mit der ich ihm folgte: ich sagte ihm, es sei für mein Alter natürlich, daß ich die Gelegenheiten zum Unterricht in meinem Berufe aufsuche, ich hofte also, er werde meine Aufführung nicht misbilligen; und übrigens könne er mich ganz nach Belieben zur Versendung seiner Befehle brauchen. Er antwortete mir sehr artig, daß meine Absichten sehr lobenswerth wären, und daß es ihm sehr angenehm sei, an mir einen Gesellschafter zu haben. Nach der Zeit wurden wir vertraute Freunde; und nie werde ich alle die Beweise der Achtung und der Zuneigung vergessen, die er mir unaufhörlich bei jeder Gelegenheit gab.

Unterdessen wir uns unterhielten, benachrichtigten uns die vorgedrungenen Patrullen, daß man einige hundert Mann Fußvolk gewahr geworden sei. Wir hatten nicht mehr bei uns als zweihundert Dragoner und hundert Mann zu Fuß. Herr von Cornabe rekognoscirte den Feind, der beim Anblik unsrer Reiterei sich stets im

Gehölz hielt. Wir griffen ihn in demselben an. Ein panisches Schrekken überfiel sie alle; und sie warfen sich in ein Dorf, das sie erreichten, ehe unser kleine Haufen Fußvolk zu uns stoßen konnte. Ich bat mir hundert Dragoner aus, um sie abzuschneiden; stieg mit der Hälfte meiner Mannschaft vom Pferde, und überfiel sie so plözlich, daß sie das Dorf verließen, nachdem sie dreißig Mann an Getödteten und Gefangenen verloren hatten. Durch diese erhielten wir eine genaue Kenntniß von der Lage des Feindes und von den Fortschritten der Belagerung von Tournai.

Wir kehrten ins Lager zurük, und der Kommendant war so zufrieden mit meinem Betragen bei dieser Gelegenheit, daß er mich nicht nur mit seiner Achtung und Freundschaft beehrte, sondern auch einen so vortheilhaften Bericht an den Fürsten von Walldeck erstattete, daß mich dieser seitdem mit seinem ganzen Zutrauen, und mit seiner Gewogenheit beschenkte.

Wir hatten mehr dergleichen kleine Vorfälle: aber bald erfuhren wir, daß die belagerte Stadt eingenommen und das französische Heer gegen uns auf dem Wege sei. Es war uns unmöglich, das Lager zu vertheidigen, worinn wir standen; und wir zogen uns in drei Tagereisen bis Brüssel zurük, stellten unsern rechten Flügel gegen diese Stadt, und den linken gegen Vilworden, vor uns aber behielten wir den Kanal, der diese beiden Städte mit einander verbindet.

Der Feldmarschall von Sachsen glaubte dieses Lager nicht angreifen zu können. Er schränkte sich darauf ein, den ganzen Strich Landes in Besiz zu nehmen, den wir verlassen hatten, Lebensmittel und starke Kontributionen daraus zu ziehn, die Vestungen zu belagern, die sich darinn befanden, und die sich zu schlecht vertheidigten, um ihn lange aufzuhalten.

Während dessen erhielten wir die angenehme Nachricht, daß die Engländer in Amerika sich zu Herrn des Kap Breton gemacht hatten. Die Offiziere dieser Nation, welche in unserm Heere standen, behaupteten, durch diese einzige Eroberung würden sie reichlich für alle ihre Kriegskosten entschädigt.

Eine zweite Neuigkeit vermehrte noch unsre Freude, oder, um mich genau auszudrükken, brachte den Kummer aus unserm Gedächtniß, den wir über den schlechten Erfolg dieses Feldzugs empfanden. Das war die Nachricht von der Wahl Franz I zum römischen Kaiser.

Man glaubte damals, diese Begebenheiten durch Feste und Ergözlichkeiten, so wohl im Heer als in Brüssel feiern zu müssen, obgleich die Feinde uns zwei Drittheile der Niederlande abgenommen, und die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl, des Kaisers Bruder, zwei Schlachten gegen den König von Preußen verloren hatten.

Wir blieben in unserm Lager bis zu Ende des Feldzugs ruhig, und vorzüglich deswegen in unsrer Unthätigkeit, weil der Herzog von Cumberland durch einen Courier, welchen der König sein Vater an ihn sandte, die Nachricht erhielt, daß der Prätendent in Schottland mit einigen französischen Truppen gelandet sei, daß die Einwohner dieses Königreichs sich großentheils für ihn erklärt hatten; und daß er auf London zuginge. Zugleich ward der Herzog von Cumberland befehligt, sich eilends mit den englischen und heßischen Truppen auf die Transportschiffe, die Seine Majestät zu diesen Behuf schon geschikt hatte einzuschiffen, und schnell zur Rettung des Vaterlandes herbei zu eilen.

Er ging mit seiner Schaar ab, kam glüklich nach England, ging sogleich dem Prätendenten entgegen, schlug ihn bei Collvedert, und zertrümmerte alle die schönen Hofnungen, die man auf dieß Unternehmen gebauet hatte.

Unser Heer blieb in seiner vormaligen Ruhe. Man schränkte sich auf den kleinen Krieg ein. Der Fürst von Walldeck erhielt von den Generalstaaten, daß man so viel leichte Truppen ausheben wollte, als nöthig wären, um die Vorposten zu besezzen, und die regelmäßigen Truppen wieder vollständig zu machen, welche bei den Scharmüzeln und immerwährenden Märschen viel gelitten hatten.

Man zog aus Baiern ein ganzes Regiment Husaren; denn der Kurfürst hatte mit dem Wiener Hofe Frieden gemacht, und um seine Einkünfte und sein Land zu verbessern, das unter der Regierung seines Vaters, Kaiser Karl VII gänzlich erschöpft war, faßte er den Entschluß einen Theil seiner Kriegsvölker eingehn zu lassen.

Zu diesem Regiment, das aus Baiern zu uns kam, und sich schon auf dem Wege befand, gab man noch zwei Freikompagnien von hundert und funfzig Mann zu Fuß, funfzig Dragoner und eben so viel Husaren. Diese kleinen Schaaren nahm man aus den französischen Ueberläufern, die in großer Anzahl ankamen und sogar hinreichten, um noch zwei neue Kompagnien daraus zu machen.

Der Fürst von Walldeck bot mir die erste derselben an. Ungeachtet ich damals gar keinen Begrif von dieser Art von Kriegsvölkern hatte, nahm ich sie, jedoch erst nach vielen Weigerungen, an. In der Folge verdankte ichs dem Fürsten gar sehr, daß er mich dazu beredet hatte, denn meine Besoldung stieg bald auf achthundert Dukaten, und diese ward mit viel Genauigkeit ausgezahlt, welches ich, die Wahrheit zu gestehen, eben nicht erwartet hatte: man weiß, daß die Republik Holland in Kriegszeiten ihre Soldaten sehr gut bezahlt. Dagegen bezahlt sie dieselben in Friedenszeiten sehr schlecht.

Die erste dieser Kompagnien ward mir also, erwähnter Maaßen, zu Theil; aber so wie die andern ausgehoben und einigermaaßen in den Waffen geübt waren, gab sie der Fürst ebenfalls unter meine Anführung; und ich sparte weder Mühe noch Sorgfalt, um sie immerdar in Thätigkeit zu erhalten.

Der erste mir angewiesene Posten war die Vorstadt von Brüssel von der Seite des Feindes, welcher eine Tagereise von da, nahe bei der Stadt Alost im Lager stand, wo Ludwig XV und der Feldmarschall von Sachsen ihr Hauptquartier errichtet hatten. Diese Nähe beider Armeen veranlaßte häufige Scharmüzel; und da die Generale von beiden Seiten oft die Stellungen und die Gegend rekognoscirten; so waren wir alle Tage handgemein. Dennoch fiel eben nichts merkwürdiges vor, und ich erinnere mich nur einer einzigen sonderbaren Begebenheit, die ich, zu verschweigen, mich nicht entschließen kann.

Ein Haufe von dreihundert Franzosen war hervorgerükt, und hatte einen Offizier mit funfzig Mann vorausgeschikt, um meinen Posten anzufallen. Ich ging sogleich mit meiner ganzen Mannschaft hinaus, um sie zurükzutreiben. Sie stellten sich bei meiner Annäherung, als ob sie zurükwichen. Ihre Absicht war, mich in einen Hinterhalt zu lokken. Ich gab an einen Offizier funfzig Mann ab, mit dem Befehl sie zu verfolgen; und ging zur Rechten und zur Linken (bekanntlich ist die

Gegend von Brüssel voller Kanäle) mit zwei andern kleinen Haufen von eben dieser Stärke vorwärts. Meine übrige Mannschaft zu Fuß und zu Pferde sollte mir langsam folgen, um mich im Nothfall unterstüzzen zu können.

Von ohngefähr erkannte der Offizier, welcher die funfzig Mann anführte, die ich zur Verfolgung der erwähnten fünfzig Franzosen abgeschikt hatte, denjenigen, der an ihrer Spizze war, da er in Frankreich mit ihm unter einem Regimente gedient hatte; und in der Hizze des Gefechts ruft er ihn ganz laut bei Namen. Dieser erkannte ebenfalls seinen ehemaligen Mitgenossen: die beiden jungen Thoren halten im Feuern an und umarmen sich. Ich erstaunte sehr über diese Unterbrechung und eilte hinzu, um zu sehn, was es gäbe. Ich fand sie beide im Wortwechsel, da hingegen ihre Soldaten mit dem Gewehr auf der Schulter, sich begnügten, bei diesem warlich komischen Auftritt bloß Zuschauer zu sein. Es kam ihnen darauf an zu wissen, wer von beiden Kriegsgefangener sei. Das schien mir höchst sonderbar. Ich sagte zum französischen Offizier, er solle den Befehlshaber ihres ganzen Haufens rufen lassen; und dadurch entdekte ich, daß noch andre Mannschaft im Hinterhalt sei. Ich schikte sogleich einen Unteroffizier ab. Einen Augenblik darauf kam der Anführer, ein Obristlieutenant, nebst allen Offizieren des Haufens, die aus Neugierde ihm folgten. Ich behauptete, er müsse dies

sem Offizier und seinen funfzig Mann befehlen, sich uns zu Kriegsgefangenen zu ergeben: und er dagegen, daß ich den meinigen eben diesen Befehl geben müsse. Ich ward im Ernst böse, erklärte ihm, daß er nur zu seiner ganzen Mannschaft zurükkehren sollte, und daß wir dann bald sehn würden, wer von uns beiden dem andern Gesezze vorschreiben sollte.

Während dieses heftigen Wortwechsels kam der Fürst von Walldeck mit verschiedenen andren Generalen die das Musketenfeuer gehört hatten, gleichfalls an. Beim Anblik aller französischen Offiziere, erkundigte sich der Fürst, was vorging. Einer von meinen Lieutenants erzählte es ihm. Ich war nicht mehr da; und hatte eben meine Veranstaltungen gemacht, um den Feind zu umzingeln. Der Fürst ließ sogleich alle Offiziere gefangen nehmen. Ich lief herbei, um ihm vorzustellen, daß sie nur auf mein Wort gekommen wären, und bat ihn inständigst, sie zu ihrer Schaar zurükzuschikken. Ich versprach ihm zugleich, sie ihm, nach der kurzen Zwischenzeit von einer halben Stunde, als Gefangene wiederzubringen, da ich ungezweifelt den Ort wußte, wohin sich der ganze Haufe in Hinterhalt gelegt hatte. Er fand es, so wie auch die andern Generale, sehr sonderbar von mir, daß ich das Gefecht wieder anfangen wolle. Ich mochte ihm immerhin sagen, daß ich nicht umhin könnte, so zu handeln, da ich mein Wort von mir gegeben hätte; er antwortete mir, da diese Offiziere die

Thorheit begangen hätten, sich von ihrer Mannschaft zu entfernen, so hätten sie alles sich selbst zu verdanken; überdem gewinne die Sache durch seine Gegenwart ein anderes Ansehn, da er sein Wort nicht gegeben habe; und er befahl mir, bloß einen Offizier nebst einem Trommelschläger abzuschikken, um den ganzen im Hinterhalt liegenden Haufen zur Uebergabe aufzufordern. Ich gehorchte: die feindliche Mannschaft, ihrer Anführer beraubt, strekte gutwillig die Waffen; und wir kehrten zu unsern Posten zurük und ließen unsre Gefangene dreihundert Gemeine und elf Offiziere in die Stadt führen.

Der Feldmarschall von Sachsen, welcher wegen unsrer Stellung sich außer Stand sah, während der übrigen Zeit dieses Feldzugs, etwas von Wichtigkeit zu unternehmen, schikte nach allen Seiten Haufen ab, um Kontributionen zu heben. Ein Regiment, daß er von Ulanen und Dragonern errichtet hatte, und das seinen Namen führte, bakam diesen Auftrag: allein die Soldaten wagten sich zuweilen so weit, daß die unsrigen eine große Menge von ihnen nebst den Summen in die Hände bekamen, die sie den armen Einwohnern abgefordert hatten.

Wir gebrauchten Repressalien. Man befahl mir, einen Einfall in Frankreich zu thun und so viel Kontribution zu heben, als möglich. Ich nahm zweihundert Mann zu Pferde und eben so viel zu Fuß; ließ meine übrige Mannschaft in den Vorstädten von Brüssel um

den feindlichen Angriffen zu widerstehn, und mich auf den Weg. Ich ging Tag und Nacht; wenn meine Leute der Ruhe beburften, so verbar mich im Gehölz. So durchstrich ich den ganzen Hannegau, wo ich ansehnliche Kontributionen eintrieb; und nach drei Wochen kam ich wieder, um von meinem Aufträge Rechenschaft zu geben.

Es kann kein Geschäft geben, das unangenehmer und peinlicher für ein empfindbares Herz wäre als dieses. Wie sollte man nicht leiden, wenn man in der grausamen Notwendigkeit ist, Unglükliche zu machen! Dieß war meine erste Verrichtung dieser Art, und glüklicherweise für mich auch meine lezte.

Als ich zur Armee zurükkehrte, war man eben im Begrif, die Winterquartiere zu beziehn. Die Franzosen hatten eben die ihrigen bezogen; und der Feldmarschall von Sachsen war wegen seiner Unpäslichkeiten nach Paris gereist. Er ward bald wieder hergestellt. Auch kehrte er noch im Winter zurük, um uns einen ziemlich schlimmen Streich zu spielen, wie man hernach sehr wird.

Ich erhielt Befehl mit der mir untergebenen Mannschaft in der Vorstadt von Brüssel zu bleiben, um über die Bewegungen des Feindes zu wachen, und seine Märsche und Stellung zu beobachten. Ich hatte verschiedene Scharmüzel mit ihrem Nachtrab; und oft hatte ich Vortheil in denselben; denn ich nahm ihnen einige

hundert Gefangene ab, worunter sich auch verschiedene Offiziere befanden.

Endlich bezog man von beiden Seiten die Winterquartiere; und ich begab mich wieder auf meinen Posten, von wo ich Bericht wegen meiner Unternehmung an den Fürsten von Waldeck abstattete, der mit dem größten Theil des holländischen Fußvolks und zwei Regimentern Reiterei, eins von Dragonern, das andere von Husaren, sich in der Stadt befand. Der übrige Theil, wurde weiter hinten hingestellt, so wie die hannöverischen Truppen.

Von Oesterreichern hatten wir nur zwei Regimenter Husaren und zwei von Fußvolk. Der König von Preußen gab der Kaiserlichen Armee in Böhmen und in Sachsen so viel zu thun, daß es unmöglich gewesen war, uns nur einige Verstärkung zu schikken, ob wir gleich durch den Abzug der Engländer, die des Prätendenten wegen zurükgerufen wurden, ansehnlich geschwächt waren.

Der Anfang des Winters ging sehr ruhig hin. Auf die Kriegszüge und Waffenübungen folgten Feste, welche dadurch veranlaßt waren, daß der Großherzog von Toskana zum kaiserlichen Thron gelangte. Der Fürst von Waldeck, der seine Gemahlinn nach Brüssel kommen ließ, machte ein glänzendes Haus, so wie ebenfalls der Fürst Kaunitz, der damals unter dem Titel eines bevollmächtigten Ministers an der Spizze der

niederländischen Regierung stand. Außerdem war noch eine Menge großer Herren da, die mit eben so großer Pracht Haus hielten: so daß man sich sehr angenehm vergnügte und fast vergessen konnte, daß man Krieg führe.

Ich war nur fünfundzwanzig Jahr alt; und folglich nicht wenig eifrig, alle Vergnügen zu genießen. Ich bedauerte weiter nichts, als daß sie für mich besonders nicht lange währen würden, da ich auf dem mir angewiesenen Posten mehr als irgend jemand immer auf meiner Hut seyn mußte. Eines Abends befand ich mich in einer Gesellschaft an dem Spieltisch einer sehr liebenswürdigen Dame, die mir nichts weniger als gleichgültig war. Der Fürst von Waldeck kam sehr spät, rief mich, so bald er mich gewahr ward, und sagte mir ins Ohr, er habe so eben durch seine Spione Nachricht erhalten, daß ein Haufen Franzosen von der Besazzung in Ath die Stadt verlassen habe, um Kontibutionen einzutreiben, und bis zwei Meilen von Brüssel vorgedrungen sei. Er nannte mir die Abtey, in die man sie hatte hineingehn sehn, und befahl mir sogleich abzugehn, um sie zu verfolgen und das Land von ihnen zu säubern. Ich verließ den Spieltisch, obgleich nicht gern; und damit niemand merken könne, was vorgehe; so bat ich jemand, meine Karten zu nehmen.

Ich sammelte sogleich meine Leute: allein ich hatte vergessen, den Prinzen um die Stärke des feindlichen Haufens zu befragen. Auf gut Glük nahm ich also

zweihundert Mann zu Fuß und hundert Dragoner und Husaren. Es war Mitternacht. Ich ging auf die genannte Abtey los: aber bey meiner Ankunft erfuhr ich, daß die Franzosen gerade um Mitternacht weggezogen wären. Die armen Mönche waren höchst betrübt über den Verlust ihrer ganzen Baarschaft. Sie wußten nichts von dem Wege, den der Feind genommen hatte.

Ich ließ meine Mannschaft ungefähr zwei Stunden in einer Scheune ausruhn und die Pferde füttern. Unterdessen forschte ich nach, ob man in den benachbarten Dörfern nicht Hunde bellen gehört habe; kein Mensch aber konnte mir die geringste Nachricht von dem Feinde geben: er war so vorsichtig gewesen, bei der Rükkehr alles seitwärts liegen zu lassen, ohne einzukehren, um desto besser seinen Weg zu verheimlichen.

Ich nahm also den Weg, von dem ich voraussezzen zu müssen glaubte, daß ihn der Feind genommen habe; und mit Tagesanbruch schikte ich zur Rechten und zur Linken Patrullen auf Kundschaft aus.

Endlich brachte mir einer von meinen Leuten eine Frau, die den Feinden den Weg hatte zeigen müssen, und ohne Zweifel schlecht dafür belohnt war, denn sie bezeigte eben so viel Eifer mir den Ort zu bezeichnen, wo sie sich aufhielten, als ich fühlte, sie zu treffen. Ich erfuhr von ihr, daß es lauter Fußvolk sei.

Ich zog meine Patrullen wieder an mich; und ging auf den Ort zu, wo die Frau sie verlassen hatte. Nach-

dem ich eine Viertelmeile gemacht hatte, erzählte mir ein Bauer, daß der feindliche Haufe in dem Dorf, wo ich mich jezt befand, sich habe zu essen und zu trinken geben lassen, und sich in das Schloß begeben habe, was ich vor mir hatte, um sich auszuruhn. Ich schloß, daß er mir an der Zahl nicht sehr überlegen sein könne, da ein einziges kleines Dorf Lebensmittel genug für ihn gehabt hätte.

Ich sandte ganz stille und so heimlich als möglich meine hundert Reiter ans andere Ende des Dorfs und befahl ihnen sich im Hinterhalt zu legen, bis der Feind auf sie zukäme, oder sie von mir neue Befehle erhalten würden.

Ich rükte mit meinem Fußvolk ins Dorf, in der Absicht sie zu überfallen. Es gelang mir, ob es gleich heller Tag war. Sie warfen sich sogleich in das alte Schloß, verrammelten alle Thüren desselben und feuerten auf uns aus den Fenstern. Ich umgab das Schloß: stellte an den Eingang einen Offizier mit funfzig Mann, um sie zu hindern, daß sie nicht mit Gewalt herausbrechen sollten. Ich zog meine Reiterei an mich. Die Husaren mußten etwas vorwärts gehn, damit sie mich sogleich benachrichtigen konnten, wenn etwa Hülfsvölker für sie ankämen. Die Dragoner mußten absizzen, um sie besser bei einem etwanigen Ausfall zurükzutreiben; und hernach ließ ich sie durch einen Offizier und einen Trommelschläger zur Uebergabe auffordern. Sie wei-

gerten sich, ohne Zweifel in der Hofnung mir im Dunkel der Nacht zu entwischen. Ich ließ also Feuer ans Schloß legen, und sie zogen sich in einen alten Thurm.

Herr von Cornabe, mein Freund, erster Adjutant des Fürsten von Walldeck war mir den folgenden Tag mit dreihundert Dragonern gefolgt, um mich im Nothfall zu unterstüzzen. In der Entfernung einer Meile hatte er unsern Angrif gehört, und ließ mir seine Annäherung und zugleich die Verstärkung, die er mir brächte, melden.

Ich antwortete ihm, der feindliche Haufe sei schon eingeschlossen; er könne seine Mannschaft ruhen lassen, und habe nicht nöthig sie weiter abzumatten; allein wenn er selbst zu mir kommen wolle, so werde es mir ausnehmend angenehm sein.

Er eilte zu mir, und wir überlegten zusammen, was zu thun sei. Um Mitternacht forderten wir sie nochmals zur Uebergabe auf: aber sie blieben fest in ihrem Thurm.

Gegen Tagesanbruch war ich im Garten unter einem Baum eingeschlafen, überwältigt von den Strapazen und äußerst geschwächt durch ein viertägiges Fieber, das ich schon über zwei Monate hatte. Mein Freund, der mich nicht im Schlaf stören wollte, sandte eine neue Aufforderung an sie mit der Drohung, daß er einige Fässer Pulver herbeischaffen würde, um sie in die Luft zu sprengen, und unter den Trümmern ihrer Freistadt

zu begraben, wenn sie länger in ihree Hartnäkkigkeit beharrten. Diese Drohung bestimmte sie zur Uebergabe: und ich ward sehr angenehm von meinem Freunde gewekt, der mir die neun gefangenen Offiziere, unter welchen auch der Obristlieutenant, ihr Anführer, war, vorstellte. Der Haufe war nur zweihundert Mann stark.

Auf meiner Seite waren bei diesem Vorfall ein Offizier und vier Soldaten getödtet, und ein Offizier und vierzehn Soldaten verwundet. So kehrten wir nach Brüssel zurük: ich legte meine Leute wieder in ihre Quartiere; und nach dem Genuß einiger Ruhe ging ich wieder in die Stadt, um mich zu ergözzen und die Lebensart, die auf drei Tage unterbrochen war, fortzusezzen, und zu gleicher Zeit die Aerzte um Rath zu frazgen, wie ich mein viertägiges Fieber los werden könnte.

Der Fürst fand es rathsam, Besazzung in Nivelle zu legen, das sechs Meilen von Brüssel entfernt ist, um dadurch in Zukunft das Umherschweifen des Feindes im Lande zu hindern, und ihn mehr in Furcht zu halten. Zu dem Ende nahm er aus der Stadt einen Major mit zweihundert Schweizern; und ich erhielt ebenfalls Befehl, mich mit meiner Mannschaft dahin zu verfügen.

Ich mußte also mit Bedauren Brüssel verlassen, wo ich einige Bekanntschaften gemacht hatte, die mir nicht

wenig am Herzen lagen. Wir nahmen unsre Standquartiere in Nivelle.

Diese kleine Stadt war mit einer ziemlichen Mauer und einem troknen Graben umgeben. Es ist daselbst ein Fräuleinstift, worinn vierzig Stiftsfräulein aus den ersten Familien des Landes sich befanden, und wir hofften, unsre Winterquartiere da recht schön zu finden. Gewöhnlich ist eine Prinzeßinn Aebtißinn dieses Stifts. Wir fanden darinn verschiedene überaus liebenswürdige Stiftsfräulein. Selbst in der Stadt waren eine Menge Standesversonen, die nicht bemittelt genug, um die Kosten tragen zu können, die mit dem Aufenthalt in großen Städten verbunden sind, sich hier aufhielten, um wohlfeiler zu leben.

Sobald wir die nöthigen Anordnungen getroffen und alles veranstaltet hatten, was mit dem Dienst in Beziehung und zu unsrer Sicherheit nothwendig war; so machten wir der Aebtißinn unsre Aufwartung: sie nahm uns sehr gnädig auf, lud uns auf den folgenden Tag zum Abendessen ein, und bat uns hernach, die Assembleen zu besuchen, welche sie gewöhnlich zweimahl wöchentlich hielte. Die Pröbstinn folgte ihrem Beispiel; und auch bei ihr war zweimal wöchentlich Assemblee. Man erlaubte uns zu gleicher Zeit, einen Ball zu geben, um die Ergözlichkeiten vollständig zu machen, so daß wir unsern Winter sehr angenehm zubrachten. Jeder Offizier sorgte dafür, sich zu einem von diesen

Stiftsfräulein zu halten, und ich vergaß mich selbst auch nicht. Ich machte Cour bei einer jungen Dame, mit welcher ich schon in Brüssel bekannt geworden war. Sie war zu ihren Anverwandtinnen gekommen, die sie im Stifte hatte, und welche sie fleißig, und gewöhnlich auf lange Zeit, besuchte. Sie war schön, liebenswürdig und von einem sehr anziehenden Betragen: sie liebte die Tonkunst und ihre Stimme war sehr angenehm. Ich verabsäumte nichts, um mich in ihrer Gunst festzusezzen: da ich Klavier spielte; so machte ich mir das Vergnügen, ihren Gesang so oft damit zu begleiten, als es ihr zu singen beliebte; und in solchen Augenblikken unterließ ich nicht, ihre Reize und alle ihre schönen Eigenschaften zu preisen: sie aber, von Natur lebhaft, reizend, aufgeräumt, warf mir dagegen eine Dame vor, bei welcher sie mich in Brüssel sehr geschäftig gesehn hatte. Alle meine Versicherungen, daß mich nie eine andere gefesselt habe, waren vergeblich, und ich konnte sie nicht abhalten, sich darüber Aufklärung zu verschaffen, und mir einen eben so sonderbaren als unerwarteten Streich zu spielen. Ich gestand ihr, daß die Dame, von welcher sie mit mir sprach, ohne Zweifel viel Verdienste habe, und daß man sie mit Recht sehr liebenswürdig finde: allein, ungeachtet ich sie stets sehr hoch geschäzt habe, so hätte ich sie doch nie mit ihr zu vergleichen gewagt. Sie antwortete, meine ganze Beredsamkeit könne sie nicht überzeugen; und es werde ihr

schon noch einst gelingen, von mir das Geständniß der zärtlichen Empfindungen gegen dieselbe zu erpressen, die ich ihr jezt verheelte. Diese kleine Eifersucht behagte mir gar sehr. Ich fuhr in meinen Aufwartungen bei ihr fort, und wiederholte ihr immer dieselben Versicherungen; und sie ihrerseits hörte nicht auf, mir ihre Vorwürfe zu machen. Unterdessen erhielt ich einst aus Brüssel einen Brief von der gedachten Dame folgendes Inhalts:

„Mein Herr!

„Ich sehe mich genöthigt, eine Tante in Mons „zu besuchen; und werde ziemlich nahe bei ihrem Be„sazzungsort vorbeireisen. Wollen Sie wohl die „Gefälligkeit haben, übermorgen in G.... zu mir „zu kommen, ich bin begierig, Sie zu sprechen, und „Ihnen eine sonderbare Begebenheit zu erzählen, die „mir neulich begegnet ist, und die Ihnen viel Ver„gnügen machen wird. Ich schmeichle mir damit „nach allen den von Ihnen erhaltnen Freundschafts„beweisen.

Brüssel, den 14ten Jänner 1746.

Ich war ganz entzükt über diesen Brief; und mir war nichts angelegentlicher, als meine Veranstaltungen zu treffen, um mich am bestellten Ort einfinden zu können. Die Feinde zeigten sich täglich in der Gegend von

Nivelle. Ich beorderte zum folgenden Tage funfzig Husaren uud Dragoner unter dem Vorwande auf Kundschaft auszugehn.

Den Abend war ich mit jener Dame in Gesellschaft. Sie schlug mir für den folgenden Tag eine Landpartie zu ihren Eltern vor, die nicht weit von der Stadt wohnten. Ich bat sie, dieselbe auf einen andern Tag zu verschieben. „Was haben Sie denn morgen so „wichtiges zu thun, um es auszuschlagen?" Ich antwortete voll Zuversicht und Heiterkeit, daß ich nach dem Feinde zu das Land rekognoseiren müsse. Sie hörte meine Antwort und schien sich damit zu beruhigen; und unser gewöhnliche Streit erneuerte sich. Den folgenden Tag war die befehligte Mannschaft mit Tagesanbruch vor meiner Thür, und da ich eben zu Pferde steigen wollte, brachte man mir folgendes Billet:

„Geben Sie sich nicht die Mühe, mein Herr, der „Frau von * * * * * entgegen zu reiten. Sie ist ganz „ruhig in Brüssel und ich habe Ihnen diesen kleinen „Streich gespielt. Werden Sie nun noch gegen „mich behaupten, daß sie Ihnen gleichgültig ist? „Ich erwarte Sie heute Abend in der Gesellschaft, „um mit meinem Triumph zu prangen."

„Nivelle den 16ten Jänner 1746, bei Tages„anbruch.

Man kann sich leicht vorstellen, wie bestürzt ich war, als ich das Billet las; um aber meine Verwir-

rung nicht merken zu lassen, sezte ich mich zu Pferde und zog mit meinem Leuten aus, als wollte ich die Patrulle machen, die meiner Zusammenkunft zum Vorwande dienen sollte.

Nach Verlauf einiger Stunden kehrte ich in meine Besazzung zurük. Je mehr ich über meine Unbedachtsamkeit nachdachte, um desto mehr schämte ich mich. Ich konnte nicht begreifen, wie ich ohne weitere Ueberlegung diesen Brief für ächt genommen hatte, da ich die Hand jener Dame in Brüssel gar nicht kannte: aber was war zu thun?

Voll Schaam beschwört der Fuchs, ein wenig nur zu spät,
Daß man ihn so nicht wieder hintergeht.

Ich ging den Abend zur Gesellschaft, fest entschlossen, so gut als möglich in Fassung zu bleiben.

Man empfing mich mit selbstgenügsamen Lächeln und triumphirender Mine; indessen war man so diskret, daß niemanden in der Gesellschaft einfallen konnte, was vorging. Wir endigten diesen stummen Auftritt durch einen Friedensschluß.

Ich kam wieder in meinen alten Zug; und ich gestehe aufrichtig, daß mich diese Dame gewiß gefesselt haben würde, wenn ich mich nicht vor meiner Abreise aus Schweden mit dem Fräulein von W*** versprochen gehabt hätte. Sie hat hernach einen französischen

Offizier geheirathet, der seinen Abschied nahm und sehr glüklich mit ihr in der Gegend von Nivelle lebt.

Das viertägige Fieber, das ich wieder bekam, und wovon mich keine Arznei befreien konnte, bestimmte mich zu einer Reise nach Brüssel, um die Aerzte zu befragen, damit ich vor Eröfnung des Feldzugs davon befreit sein möchte.

Der Fürst von Walldeck war nach Haag gereißt und alle andere Generale waren in vollkommenster Ruhe. Ich hielt mich nur einige Tage in Brüssel auf, und kehrte in meine Besazzung zurück, wo ich alles eben so still und sicher fand. Wie groß war aber mein Erstaunen, als man mich den Tag nach meiner Ankunft mit Anbruch des Tages wekte und mir die Nachricht brachte, daß der Feind auf uns los gehe. Ich warf mich auf mein Pferd, um rekognosciren zu reiten, und ich merkte bald daß es kein blinder Lärm sei. Ich ward eine ganze Colonne gewahr, die mit beschleunigten Schritten sich uns näherte. Ich ritt augenbliklich zur Stadt zurük. Man schloß sogleich alle Thore, und verrammelte sie, und wir rüsteten uns, unsern Posten aufs beste zu vertheidigen. Kurz darauf hatten fünftausend Mann so wol Fußvolk als Reiterei die Stadt umgeben.

Wir wußten nicht, was wir von diesem Unternehmen denken sollten; denn ein Ueberfall mitten im Tage ist nicht gut möglich; und die Belagerung eines Orts wie

Nivelle, verlohnte sich nicht zu unternehmen: aber bald sahen wir, was unsre Feinde zur Absicht hatten.

Der Generallieutenant Marquis von Armentieres, führte diese Schaar an. So bald er seine Mannschaft um die Stadt vertheilt und seine Anordnungen getroffen hatte; schikte er uns einen Dragoneroffizier nebst einem Trommelschläger, die an ein Stadtthor kamen und mit dem Kommendanten zu sprechen verlangten. Man frug ihn um die Absicht seiner Sendung, er antworte, sein General verlange, daß man ihm einen Offizier von der Besazzung zuschikke; und er erbot sich, unterdessen in unsern Mauern als Geisel zu bleiben. Dieser Dragoneroffizier war Obristlieutenant.

Man schikte also einen von unsern Hauptleuten ab, jedoch mit dem Befehl, ohne Verzug zurükzukommen, wenn der französische General uns einen Vorschlag zur Uebergabe thun liesse.

Kaum war eine Stunde verflossen, so kehrte dieser Hauptmann zurük. Er berichtete uns, daß ihm der General gezeigt hätte, wie stark er wäre; wenn wir uns ihm übergäben, habe er gesagt, so würde er uns vortheilhafte Bedingungen bewilligen; wenn wir aber Widerstand versuchten; so würde er den Ort mit bewafneter Hand einnehmen; wir würden wol wissen, welchem Schiksal dann die Besazzung und die Einwohner ausgesezt wären, und besonders möchten wir an das Schiksal der Stifsfräulein

denken; wenn seine Grenadier durch Sturm in die Stadt drängen.

Wir wollten von keiner Kapitulazion hören; und schikten den Obristlieutenant zurük, den wir als Geisel erhalten hatten.

Eine halbe Stunde drauf fing eine Batterie an zu spielen, die der Feind auf einer Höhe angebracht hatte: sie that uns aber keinen weitern Schaden, als daß sie das Dach einiger Häuser zerschmetterte. Da wir kein grobes Geschüz hatten; so blieben wir ruhig auf unserm Posten. Das Fußvolk zog eine Linie um den Wall und unsere Husaren und Dragoner befanden sich auf dem Plaz versammlet, um hineilen zu können, wo es nöthig wäre.

Gegen die Nacht that man von einer Seite der Stadt einigemal einen verstellten Angrif, um dahin unsre Aufmerksamkeit zu richten, und auf der entgegengesezten bevestigte man Leitern, um die Mauer zu ersteigen. Da ich von einem Posten zum andern eilte, so befand ich mich von ohngefähr gerade an dem Orte, wo der Feind hinanstieg. Da die Schildwache Feuer gab; so eilte ich mit der Patrulle, die ich anführte, hinzu. Die nächste Wache kam in eben dem Augenblik herbei. Wir feuerten auf die Stürmenden so lebhaft, daß sie in der größten Verwirrung einer über dem andern zurükfielen, und daß sie bei ihrem Zurükzuge ihre Leitern, an der Mauer bevestigt im Stich liessen.

Dieser Lärm machte uns den übrigen Theil der Nacht hindurch desto wachsamer; allein mit Tagsanbruch kam ein Bauer unten an die Mauer und schrie uns zu, daß er einen sehr wichtigen Brief habe. Wir zogen ihn mit einem Seil herauf. Der Brief war von einem benachbarten Edelmann, der mir meldete, daß der Feldmarschall von Sachsen mit seinem Heer Brüssel belagert und daß eim bei ihm durchgegangenen französischer Offizier dem Marquis von Armentieres Befehl gebracht habe, seinen Marsch zu beschleunigen und so schnell als möglich mit seiner Mannschaft zu ihm zu stossen.

Diese Nachricht so unangenehm sie sonst auch war, stärkte unsern Muth. Da wir Proviantmangel und zu unsrer Vertheidigung nur eine schlechte Mauer gegen eine so grosse Anzahl des Feindes zu vertheidigen hatten; so konnten wir jeden Augenblik zur Uebergabe gezwungen werden.

So bald der Tag anbrach, sahen wir die Franzosen vor uns vorbey, den Weg nach Brüssel nehmen. Ich schikte meine Dragoner und Husaren aus, um sie zu verfolgen. Sie brachten mir verschiedne von ihrem Nachtrapp, von denen ich die Bestätigung der mir gemeldeten Nachricht erfuhr.

Der Marsch des Marschalls von Sachsen bei dieser Gelegenheit ist ein Meisterstük der Kriegskunst. Ob gleich sein Heer vierzigtausend Mann stark war, so rükte er doch so heimlich und so geschikt vorwärts, daß niemand

weder in Brüssel noch sonst wo daran dachte, bis auf den Augenblik, wo er die Stadt belagerte und die Laufgräben eröfnete. Es war mitten im Winter. Wir glaubten, der Marschall von Sachsen sey in Versailles, wohin er sich beim Schluß des vorigen Feldzugs begab, und sein Heer sei fern genug von uns in seinen Quartieren. Man muß gestehn, sein Unternehmen war äusserst gewagt. Die Besazzung von Brüssel bestand aus siebzehn Bataillonen Fußvolk, einem Regiment Dragoner und noch einem Regiment Husaren. Der übrige Theil unsers Heers, nemlich Holländer und Hannoveraner (der Herzog von Cumberland und seine Engländer und Hessen hatten uns, wie ich schon erzählt habe, verlassen) konnte dem Ort in zehn oder zwölf Tagen zu Hülfe kommen. Aber der Marschall von Sachsen wußte besser, was bei uns vorging als wir selbst. Ihm war bekannt, daß Uneinigkeit, mehr oder minder, stets in einer verbündeten Armee herrscht; daß alles dabei nur sehr langsam von statten geht; und auf diese seine Kenntniß bauete er ein Unternehmen, das man sonst als höchst gewagt ansehn konte, und gänzlich hätte scheitern können.

Der Fürst von Waldeck, der sein Winterquartier in Brüssel hatte, war seit vierzehn Tagen nach dem Haag gereist, um dort die Entwürfe zum nächsten Feldzuge zu verabreden. Ihm wurde durch einen Courier vom Marsch des Feindes Nachricht ertheilt.

Sogleich reiste er aus Haag ab, um sich nach Brüssel zu verfügen, aber er konnte nicht weiter als bis Mecheln kommen, das vier Meilen weit davon liegt. Er befahl dem ganzen Heer, sogleich zu ihm zu stossen, und wollte, so viel es ihn auch kosten möchte, die Belagerer angreifen, zugleich sollte die Besazzung der Stadt einen Ausfall thun, um alles, was sich ihnen in den Weg stellte über den Haufen zu werfen.

Unser kleines Nivelle schien uns in viel zu grosser Gefahr, seitdem das französische Heer vor Brüssel stand, und zu gleicher Zeit von zu geringem Nuzzen, als daß wir uns Mühe um seine Erhaltung hätten geben sollen; wir überliessen es also seinem unglüklichen Schiksal und beschlossen, zu unserm Heer zu stoßen, von dem wir glaubten, daß es der Stadt Brüssel zu Hülfe eilen würde. Wir liessen unsre Sachen da und alles was unserm Marsch hinderlich seyn konnte, vorzüglich wenn der Feind, bei welchem wir nahe vorbey mußten, ohne einen zu grossen Umweg zu nehmen, uns unterwegs angreifen sollte.

Meine Sachen vertrauete ich jener liebenswürdigen Dame an, die mir den schon erzählten Streich gespielt hatte. Sie hatte die Güte, sie so sorgfältig aufzubewahren, daß sie mir hernach wohlbehalten zugestellt wurden, troz der Drohungen der Franzosen, die nach unsrer Abreise die Stadt besezten und den Einwohnern befahlen, unsern etwanigen Nachlaß, den sie unter Händen hätten, ihnen auszuliefern.

Da wir eine Tagereise weit von Nivelle entfernt waren, geriethen wir mitten unter die feindlichen Patrullen; weshalb wir unsern Weg änderten und uns nach Namur zu wandten, um hinter dieser Vestung zu unserm Bestimmungsort zu gelangen; und da dieser Umweg, vorzüglich in der strengen Jahrszeit unsre Mannschaft sehr angrif, so hielten wir daselbst einen Ruhetag.

Ich meldete mich, wie es Sitte ist, nebst den andern Offiziers, beim Gouverneur. Er erzählte uns, man sei mit der Belagerung von Brüssel schon weit vorgerükt und es sei zu besorgen, daß durch den übeln Zustand der Wälle, da der Marschall von Sachsen vermittelst seiner zahlreichen Artillerie schon Bresche geschossen habe, die Besazzung bald zur Uebergabe genöthigt sein würde, wenn nicht der Fürst von Waldeck schleunig dem Orte zu Hülfe eile.

Er behielt uns zu Mittage. Es war ein sehr ehrwürdiger neunzigjähriger Greis. Er hatte der Republik zu Zeiten des Königs Wilhelm gedient. Nachdem er seine Befehle in Ansehung unsers weiteren Marsches, der auf den morgenden Tag festgesezt wurde, gegeben hatte, so sezte er sich mit uns zu Tische; ob er gleich vom Podagra und Chiragra so entsezlich geplagt war, daß zwei Bediente ihn tragen und ihm aufwarten mußten. Eine Aeusserung dieses guten Greises gegen uns machte auf mich den lebhaftesten Eindruk. „Meine Herren, „sagte er, Sie sehn hier einen neunzigjährigen Mann,

„der seines Leidens müde ist. Er wünscht nicht den Tod;
„aber, Gott sei Dank! er fürchtet ihn auch nicht."

Das ganze Tischgespräch betraf, wie man leicht denken kann, das Unternehmen des Grafen von Sachsen. So groß war die Meinung, die man von diesem General hegte, daß jedermann zu glauben geneigt war, es werde ihm glükken und er müsse doch seiner Sache gewiß sein. Indessen behielt man einige schwache Hofnung, daß es ihm mißglükken könne, da die alliirte Armee so in ihren Quartieren vertheilt war, daß sie schneller dem Ort zu Hülfe kommen konnte, als die französische sich zur Belagerung desselben hatte versammlen können: allein die Erfahrung überzeugte uns bald, wie weise seine Maaßregeln, und um wie viel vortreflicher seine Anordnungen wären, als die unsrigen.

Kaum standen wir von Tische auf; so meldete man unserm guten alten Gouverneur, es sei ein Regiment Husaren angekommen, daß im Dienste der Republik stehe, seine Quartiere in den Vorstädten von Brüssel gehabt und sich dort bei Annäherung der Franzosen davon gemacht habe, um sich nicht einschließen zu lassen. Obgleich die Belagerer sich schon rund um die Stadt vertheilt hatten; so war es doch im Dunkel der Nacht entwischt, ohne wahrgenommen zu werden. Diese Begebenheit bewies, daß die Franzosen bei weitem nicht so wachsam und vorsichtig waren, als sie es hätten sein sollen, und zugleich, daß sie um diese große Stadt

herum so weit von einander standen, daß man durch einen plözlichen Ueberfall mit einer ansehnlichen Macht sie sehr wohl zur Aufhebung der Belagerung nöthigen könne.

Der Gouverneur befahl dem Regiment Husaren, sich mit uns zu verbinden, und nach Mecheln zu gehn, wo der Fürst von Waldeck die ganze Armee zusammenzog.

Unsre Ankunft war dem Fürsten äusserst angenehm. Er gab mir den Auftrag, mich mit unserm Haufen vor die Stadt zu stellen, um den Feind zu beobachten, und seinen Marsch zu dekken. Er hofte von seinem entworfenen Plan so zuverläßig einen glüklichen Erfolg, daß er mir den Auftrag gab, dem Kommandanten von Brüssel zu melden, daß wir an einem bestimmten Tage die Belagerer angreifen würden, und daß folglich die Besazzung um uns zu unterstüzzen den lebhaftesten Ausfall thun müsse.

Zu diesem Auftrage wählte ich aus meinem Haufen zwei Schweizer, ohne daß einer etwas vom andern wußte, und jedem versprach ich besonders hundert Dukaten, wenn es ihm glükte, dem Kommandanten von Brüssel den Zeddel zuzustellen, den ich ihm an denselben geben wollte.

Dieser Zeddel enthielt nichts weiter, als: „den „funfzehnten thun wir von der Seite des Thors nach Vil„vorden einen Angrif: wagen Sie zu gleicher Zeit einen „Ausfall und unterstüzzen Sie uns aufs beste.“ Ich

ließ das Stük Papier, das ich dazu gebrauchte, zwischen das gelbe Leder und das Holz eines Knopfs stekken und meine beiden Boten gingen ab. Da die Belagerer einige Regimenter von ihrer Nation hatten, so baten sie, unter dieselben aufgenommen zu werden. Vier Tage nach ihrer Abreise kam der eine zurük. Er war kühn und klug genug gewesen, um den Knopf an seinen Bestimmungsort zu bringen; von dem andern aber erhielten wir weiter keine Nachricht.

Eine eben so sonderbare als unerwartete Begebenheit machte unsern Entwurf zu nichte. Die hannövrischen Truppen, die funfzehntausend Mann, und folglich über die Hälfte unsers Heers ausmachten, weigerten sich, zu marschiren. Ihr General erklärte dem Fürsten von Waldeck, daß er vom Könige von England Befehl erhalten habe, den Winter hindurch alle mögliche Sorgfalt für seine Leute zu hegen, damit sie im nächsten Frühlinge zur Eröfnung des Feldzugs in gutem Stande wären; und daß er also, ohne neue Befehle von seinem Hofe, in der strengsten Jahrszeit seine Mannschaft nicht könne aufbrechen lassen. Nichts war im Stande, ihn wankend zu machen: er blieb unerschütterlich.

Dieser General ward hernach zurükgerufen: und die Anführung seiner Mannschaft einem andern gegeben; aber der Streich war nun verunglükt und Brüssel ward eingenommen, weil man der Stadt nicht zu Hülfe kam.

Der Kommandant blieb standhaft bis zum bestimmten Tage, so mißlich auch seine Lage in einer großen schlecht befestigten Stadt war; und nur, als er gänzlich daran verzweifelte, Hülfe zu erhalten, entschloß er sich, zu kapituliren.

Die ganze Besazzung, die aus siebzehn Bataillon und einem Regiment Dragoner bestand, ergab sich zu Kriegsgefangnen. Der Graf von Sachsen ließ sie nach Frankreich führen und zwar bis in die entlegensten Provinzen, von wo diese Truppen nicht eher als nach dem Schluß des Friedens von Aachen zurükkehrten.

Der erste, der uns von den Umständen der Kapitulation Nachricht gab, war der Graf, jezziger Fürst, von Kaunitz, der damals bevollmächtigter Minister des Kaisers in Brüssel war. Er hatte vom Marschall von Sachsen einen Reisepaß erhalten und ging nach Wien.

Während der Belagerung glaubte er sich durch den Rang, den er in der Stadt behauptete, hinreichend berechtigt, an den Marschall von Sachsen einen Trompeter zu schikken, und an ihn zu schreiben, um ihm die Uebergabe der Stadt auf Kapitulation vorzuschlagen: aber der Marschall antwortete ihm sogleich mit vieler Artigkeit, „daß es ihm sehr unangenehm wäre, mit „ihm in dieser Absicht in keine Unterhandlung treten zu „können; daß eine dergleicher Angelegenheit nur zwi„schen Soldaten von beiden Seiten verhandelt werde; „daß er aber nicht ermangeln werde, darauf zu antwor-

„ten, wenn es dem Kommandanten der Garnison in „Brüssel gefiele, ihm thunliche Vorschläge zu machen."

Ich erinnere mich noch einer Anekdote von ganz andrer Art, welche dem Marschall von Sachsen sehr zur Ehre gereichte, und sehr schön die so bekannte Artigkeit der französischen Nation schildert.

Der Fürst von Walldeck hatte bei seiner Abreise nach Haag kurz vor dem Anfang der Belagerung von Brüssel, alle seine Sachen, Bediente, Pferde und Geräthschaften daselbst gelassen; so daß er genöthigt war, in Mecheln, wo er bei seiner Rükkehr anhalten mußte, alles von andern zu borgen, was er brauchte, da es schlechterdings unmöglich war, queer durch die Belagerer zu seiner Besazzung zu gelangen.

Der Marschall von Sachsen erfuhr das; denn er ward so wohl bedient, daß selbst die kleinsten Umstände ihm bekannt waren. Sogleich schikte er an den Kommandanten in Brüssel einen Trompeter, meldete ihm die Verlegenheit des Fürsten in Mecheln, und ließ ihn bitten, alle Sachen desselben an ihn zu schikken, er werde mit Vergnügen sie sogleich demselben zusenden. Der Kommandant trug kein Bedenken, sie ihm zuzuschikken; und der Marschall ließ sie, so wie er sie erhielt, nach Mecheln bringen. Der Fürst von Waldeck konnte nicht begreifen, wie er dazu käme, bis er den artigen Brief erbrach, den der französische General durch einen Trompeter ihm schikte.

Dergleichen Züge sind unendlich ehrenvoll, und es ist eine Schande für den Soldatenstand, daß sie so selten sind. Gegen feindliche Mannschaft und gegen Festungen muß man seine Waffen wenden, nicht aber gegen die Geräthschaften. Welcher Kontrast zwischen dem edeln und großmüthigen Betragen des Marschalls von Sachsen bei diesem Vorfall und zwischen dem Verhalten des Nadastischen Haufens in der Schlacht bei Soor 1745.

Die Franzosen nahmen Brüssel in Besiz, und ihr General schikte die Manschaft wieder zurük, die er, zur Besazzung der Stadt nicht nöthig zu haben glaubte. Darauf reiste er wieder nach Paris, wo man ihn mit dem lebhaftsten Freudengeschrei empfing. Ohne Zweifel verdiente er eine so glänzende und schmeichelhafte Aufnahme: allein, wenn ich die Umstände dieser Belagerung überdenke; so kann ich nicht umhin, hier im Vorbeigehn anzumerken, daß Schiksal und Glük unter allen Hülfsmitteln, vorzüglich bei Kriegsunternehmen, die wirksamsten sind.

Der Generallieutenant von Löwendal ward in Abwesenheit des Grafen von Sachsen zum Befehlshaber über Brüssel bestellt. Er ließ durch fünfhundert Mann die kleine Stadt Vilvorden wegnehmen, die zwischen Brüssel und Mecheln, von beiden fast gleich entfernt, liegt.

Unser Heer blieb in Mecheln und der umliegenden Gegend. Wir warteten geduldig auf Hülfsvölker aus Oesterreich. Der Wiener Hof hatte so eben mit dem Könige von Preussen Frieden gemacht; und sah sich dadurch im Stande, seine bisherige böhmische Armee zu vertheilen. Ein Theil derselben ward nach Italien geschikt, der andre zu unsrer Verstärkung in den Niederlanden bestimmt. Vor Ankunft dieser Verstärkung wäre es verwegen gewesen, etwas zu unternehmen; indessen beschäftigten wir uns mit dem kleinen Kriege.

Ich kannte vom vorigen Feldzuge her die Stadt Vilvorden, die an dem nach Brüssel gehenden Kanal liegt. Ich machte also den Entwurf, die Stadt zu überrumpeln und die Besazzung gefangen zu nehmen; und das Glük begünstigte meine Unternehmung.

Von zwei Ueberläufern erfuhr ich, daß die Franzosen aus Nachläßigkeit eine Lükke in den Wällen offen gelassen hätten, daß sie dadurch entwischt wären, daß die Besazzung aus fünfhundert Mann bestände, wovon vierhundert die Stadt und hundert das Schloß beseze hätten; daß aber in Ansehung der leztern kein Ueberfall möglich sei.

Der Fürst von Waldeck, der an meinem Plan viel Geschmak fand, gab mir zur Ausführung desselben, außer den mir untergebenen Truppen, noch sechs Kompagnien Grenadier, unter dem Befehl meines vertrauten Freundes, des Herrn von Cornabe, seines Adjutanten,

Gegen die Nacht sezten wir uns in Bewegung, um den folgenden Morgen mit Tagesanbruch an den Mauern von Vilvorden zu sein. Jedem der beiden Ueberläufer versprach ich zwanzig Dukaten, wenn sie mich ganz gerade vor die Lükke im Wall führten, durch welche sie entwischt wären; und sie verdienten diese Belohnung. Ich ließ einen Offizier mit dreißig Soldaten vorangehn: dicht hinter ihm ging ein zweiter Offizier mit vierzig Musketieren, um jenen zu unterstüzzen, und dann kam die ganze übrige Mannschaft. So gelangten wir in die Stadt, fanden nur sehr schwachen Widerstand und hatten nur einige Büchsenschüsse nöthig. Alle Mannschaft in der Stadt ward zu Kriegsgefangnen gemacht; aber das Schloß hielt sich besser und wir konnten es nicht erobern. Meine Reiterei, die dem Fußvolk folgte, ward nach der Seite von Brüssel abgeschikt, um alle Bewegungen des Feindes zu beobachten. Wir frühstükten bloß in Vilvorden; und begaben uns dann in guter Ordnung mit unsern Gefangenen zurük: wir hatten bei dieser Unternehmung vier Todte, worunter auch der Graf von Rechtern, Adjutant des Fürsten war, und ungefähr zwölf Verwundete.

Indessen stießen aus Böhmen zehntausend Oesterreicher zu uns unter Anführung des Generals von Grun; und gleich darauf kam der Marschall von Bathiani um die Befehlshaberschaft über das Heer der Verbündeten zu übernehmen; allein, dieser Verstärkung

ungeachtet waren wir noch nicht im Stande, uns mit dem französischen Heere zu messen, so daß der Marschall von Bathiani sich nur hinter die Vestung Benda zog und sich dort verschanzte, bis wir vom Wiener Hofe neue Hülfsvölker bekommen würden; vorher aber legte er in das Schloß Anvers eine gute Besazzung.

Der Marschall von Sachsen folgte uns von weiten, bloß um uns zu beobachten. So bald er sah, daß wir uns bei Benda in die Linien begaben, ließ er das Schloß Anvers angreifen. Der befehlende General, Graf von Wrid hielt sich sehr gut: aber nach einer Belagerung von drei Wochen mußte er sich auf Kapitulation ergeben.

Endlich erhielten wir die angenehme Nachricht, daß der Prinz Karl von Lothringen mit neuen zehntausend Mann aufgebrochen sei, um zu uns zu stoßen, und die Anführung unsers Heers zu übernehmen. Seit sechs Wochen hatten wir uns in unsre Linien verschlossen: wir eilten aus dem Lager unserm neuen Befehlshaber entgegen. Er kam durchs Luxemburgische und wir vereinigten uns in der Gegend von Namur.

Der Graf von Sachsen beobachtete uns mit einem Observationskorps; und zugleich schikte er einen andern Haufen ab, der Charleroi belagerte und einnahm, ob es gleich eine der besten Vestungen in den Niederlanden war: allein seine Unternehmungen waren so geschikt ent-

worfen und so schnell ausgeführt, daß wir täglich von belagerten oder eingenommenen Oertern hörten.

Der Prinz Karl schränkte sich darauf ein, Namur zu dekken; und der französische General machte verschiedene Bewegungen, um uns davon zu trennen. — Bei dieser Gelegenheit fielen verschiedne kleine Gefechte vor, aber nie kam es zwischen beiden Heeren zu einer Hauptschlacht.

Doch glaubten wir einmal, daß das feindliche Heer uns eine Schlacht liefern wolle. Der General Tripps, der mit unsern Husaren und vier Regimentern Dragoner vor unsern Linien bei dem bekannten Dorf Ramilli stand, ward ganz früh mit großer Lebhaftigkeit angegriffen. Die Holländer machten den linken Flügel unsers Heers aus, der Fürst von Waldek hatte mich auch vorn hingestellt, damit ich im Fall der Noth unsre Leute unterstüzzen könnte.

Da das Gefecht fortdauerte und ernsthaft zu werden schien, so ging ich vorwärts mit meinen Dragonern und Husaren, und mein Fußvolk eilte mir nach. Ich ging allein auf eine Anhöhe, um desto besser zu beobachten, was vorginge; und da erblikte ich, daß die Reiterei des General Tripps schon von der feindlichen in Unordnung gebracht und verfolgt ward. Ich fiel mit der meinigen den Franzosen so ganz zur rechten Zeit in die Flanke, daß ich sie aufhielt. Der General Tripps sammelte die seine und wandte sich wieder gegen den

Feind; aber ich bekam zwei Säbelhiebe, worüber ich vom Pferde stürzte und gefangen genommen ward. Wir hatten es mit der französischen Gensdarmerie zu thun, die Offiziere ließen mich aufheben und erboten sich sehr artig zu allen Dienstleistungen, die ich nöthig haben möchte: da aber das Gefecht noch sehr hizzig war, so gaben sie mir einen von ihren Leuten um mich fortzuführen. Dieser war so neugierig, das Ende des Gefechts absehn zu wollen, anstatt daß er hätte eilen müssen, um mich in Sicherheit zu bringen. Als Gefangner war ich zu Fuß und dicht bei meinem Führer: aber kaum hatten wir einige Minuten angehalten, so eilte die feindliche Reiterei mit gestrektem Jagen zurük, von der unsern wieder verfolgt. Mein Begleiter entschloß sich mich zu verlassen, und indem er seinem Pferde die Spornen gab, schoß er ein Pistol auf mich ab, das aber nicht traf.

Die Vorsehung wachte über mich. Die ganze Reiterei, feindliche und freundliche ritt, so zu sagen, über mich fort. Zum Glük erkannte mich endlich einer von unsern Husarenoffiziren, und gab mir ein Pferd, worauf ich zurükritt, um meine Wunden verbinden zu lassen.

Unterwegs traf ich einen von unsern Dragonern mit meinem Pferde, und für einige Dukaten kaufte ichs wieder. So war ich innerhalb der kurzen Zeit von einer halben Stunde verwundet, gefangen, geplündert, wie-

der befreit, und wieder im Besiz meines vorigen Pferdes.

Der Feind zog sich zurük und nahm einige Gefangne mit sich; wir brachten in unser Lager einen Brigadier, einen Obersten, einige andere Offiziere und achtzig Gemeine von der Gensd'armerie.

Meine Wunden waren nicht gefährlich: nach acht Tagen konnte ich schon wieder meinen Dienst versehn und nach vier Wochen war ich völlig wiederhergestellt.

Unsre gefangnen Offiziere kamen auf ihr Ehrenwort nach drei Tagen zurük; und da ich am vordersten stand; so kamen sie zu mir und fragten mich, ob wir nicht aufbrächen. Der Marschall von Sachsen, bei dem sie gleich am Tage jenes Gefechts zu Mittage gespeist hatten, hatte ihnen beim Abschiede gesagt, daß sie bei ihrer Rükkehr uns beim Aufbruch finden würden. Wir waren damals noch in Ruhe, aber wir erhielten wirklich gegen acht Uhr Abends, den Befehl aufzubrechen; woraus man sieht, daß man unmöglich besser, als dieser französische General, von seinen Spionen bedient werden kann.

Wir verließen Namur; ich weiß nicht warum, und gingen über die Maas nach Lüttich zu. Bei Maestricht gingen wir über die Maas zurük und lagerten uns zwischen diesen beiden Städten.

Der Marschall von Sachsen ließ sogleich Namur belagern, und blieb indessen uns gegenüber mit einem Beobachtungsheer.

Der kleine Krieg ward wieder angefangen. Wir hatten damals viele leichte Truppen, und der General Tripps, Befehlshaber derselben, stellte sich immer so nahe an den Feind, daß alle Tage bald mehr bald minder lebhafte Scharmüzel vorfallen mußten.

Ich stand unter seinen Befehlen; und dadurch ward ich Zuschauer eines wahrhaftig scheuslichen Schauspiels.

Der Graf von Sachsen hatte in diesen Feldzuge ein Regiment zu Fuß unter dem Namen eines Königlichen Kroatenregiments errichten lassen, das fast gänzlich aus österreichischen Panduren bestand. Man weiß, daß diese Soldaten sonst wenig davonlaufen: als aber dieß Regiment errichtet ward; so sorgten die Franzosen für die Verbreitung dieser Nachricht durch ihre Emissarien; und da der bestimmte Sold desselben ansehnlich war, so gingen die österreichischen Panduren haufenweise davon, um sich darunter anstellen zu lassen.

Da dieses Regiment vollständig geworden war, rükte es einst sehr stolz hervor und ganz nahe an uns, um uns zu höhnen. Das Fußvolk, das unter meinen Befehlen stand, fünfhundert Mann an der Zahl, war das einzige, was wir ihm sogleich entgegen stellen konnten. Der General Tripps kam zu mir, und befehligte

mich, auf die neuen Kroaten anzurükken. Ich grif sie so hizzig an, daß sie nach einigen Salven die Flucht ergriffen. Der General Tripps folgte mir mit einem Husarenregiment und schnitt sie von hinten ab. Da warfen sie sich in einen Hohlweg zwischen mein Fußvolk und die Husaren, wobei ihnen diese so heftig in die Seite fielen, daß sie unmöglich davon kommen konnten.

Da dies Regiment blos aus den uns Entlaufenen bestand, so verbot der General irgend einem Pardon zu geben; und ehe noch eine Viertelstunde verfloß, war alles, Offiziere und Soldaten ohne Erbarmen niedergemacht. Man sah in den hohlen Wege lauter Leichname.

Nach Vollendung dieses blutigen und grausamen Unternehmens, begaben wir uns in unser Lager zurük: und bald sahn wir eine Menge Generale und andre Offiziere des französischen Heers zum Schauplaz dieses Auftritts hineilen, um zu sehn, was vorgegangen sei. Ich verlor bei diesem Gefecht drei Offiziere; und achtzig Mann von meinem Fußvolk waren theils getödtet, theils verwundet.

Ich bekam Befehl, zu unserm linken Flügel zurükzukehren, wo, wie gewöhnlich, die Holländer gelagert waren. Der Prinz Karl hatte den Obrist, Grafen, jezzigen Fürsten von Esterhasi mit zwei Husarenregimentern dahin geschikt. Ich stand unter seinem Befehl und hatte den Auftrag die linke Seite unsers Heers zu dekken.

Unsre Vorposten standen kaum eine halbe Meile weit von den französischen; der Morgen ging daher selten ohne Scharmüzel vorüber, doch erinnere ich mich dabei keiner wichtigen erzählungswerthen Begebenheit. Die übrige Tagszeit widmeten wir unserm Vergnügen: mein neuer Befehlshaber liebte die Ergözlichkeiten eben so sehr, als ich: und wir trennten uns gar nicht von einander, als in der Zeit, die wir zur Ruhe anwenden mußten.

Wir ließen sogar von Lüttich eine französische Schauspielergesellschaft kommen, die wir für den noch übrigen Theil des Feldzugs verdungen, und der eine Scheure in dem Dorf, wo wir standen, zum Theater dienen mußte. Der Graf von Esterhasi hatte im vorigen Feldzuge in der Schlacht bei Soor unter Nadasti's Corps gestanden, welches sich das Vergnügen gemacht hatte, die Geräthschaften des preussischen Heers zu plündern, da unterdessen der König die Oesterreicher aufs Haupt schlug, und da hatte er wahrscheinlich um einen sehr billigen Preis verschiedene himmelblaue reich gestikte Sammtdekken erhandelt, die ohne Zweifel einige Husaren den Maulthieren Seiner preussischen Majestät abgenommen hatten. Diese prächtigen Dekken dienten zur Verzierung der Kulissen: die Hautboisten bei meinem Fußvolk und die Trompeter bei den Husaren machten das Orchester aus; und diese Musik war nicht das schlechtste bei diesem sonderbaren Schauspiel. Nach und nach kam man aus

dem Heer zu unsern Vorposten, um bei uns Schauspiele zu sehn. Die Fürstinn von Waldek selbst, die ihren Gemahl in diesem Feldzuge nicht verlassen wollte, geruhte, sich nebst verschiedenen andern Damen dahin zu begeben.

Auf die Art brachten wir über vier Wochen zu. Fast jeden Morgen waren wir im Gefecht, und jeden Abend vergaß man Strapazen und Gefahren im Schauspiel; allein diese Zerstreuung, die allemahl beim Heer sehr gefährlich und dem Besten des Diensts zuwieder ist, zog mancherlei Unbesonnenheiten nach sich, und unter andern eine, deren Erinnerung noch schmerzhaft an meinem Herzen nagt.

Der Feind hatte uns einige Morgen, gegen seine Gewohnheit in Ruhe gelassen. Der Graf Esterhasi und ich ritten aus, um zu sehn, was vorginge; und da wir zu unsrer Hauptwache kamen, die aus einem Hauptmann und hundert Husaren bestand, hatten wir den Einfall, die feindliche anzugreifen. Der junge Offizier, unter dessen Befehlen die Husaren standen, war ein Ungar, aus einem der ansehnlichsten Geschlechter dieses Reichs: er war höchst liebenswürdig, sehr tapfer, aber eben so unbesonnen wie wir. Er warf sogleich alle Vorposten übern Haufen, zum Unglück aber traf er auf Fußvolk, das uns zum Weichen brachte, und ein Schuß, der seinen Kopf traf, brachte ihn auf der Stelle ums Leben. Diese Geschichte breitete sich sogleich in unserm Heer aus;

und bei unsrer Rükkehr baten uns unsre Generale sehr dringend, uns auf andere Weise zu vergnügen. Dieser wolverdiente Vorwurf, verbunden mit unsern eignen Ueberlegungen über den Unfall dieses bedauernswürdigen jungen Manns, machte uns beiderseits hernach behutsamer.

Unsre Stellung blieb sich immer gleich bis zur Schlacht bei Rocour, wo ich die Unannehmlichkeit hatte, mich vom Graf Esterhasi trennen zu müssen. Es ward mir äusserst schmerzhaft, seiner Gesellschaft beraubt zu seyn: seine schäzbaren Eigenschaften hatten ihm eines jeden Achtung und Freundschaft erworben; er war liebenswürdig, von herlicher Laune, eifrig in der Freundschaft, voll Großmuth und voll Neigung zum Aufwande.

Vier Wochen stand unser Heer in dieser Lage: da es aber schon im Oktober war; so mußte man auf die Winterquartiere bedacht seyn. Ausserdem ziehn die Oesterreicher bekanntlich nach den Anordnungen, die sie schon länger, als ein Jahrhundert, befolgen, aus ihren Quartieren beträchtliche Lebensmittel, daher suchen sie, dieselben so weit als möglich auszudehnen; und oft sezzen sie sich dadurch vielen Unfällen aus, die sie vermeiden könnten, wenn sie näher zusammenrükten. So betrugen sie sich auch unter diesen Umständen. Sie wollten für sich allein die Stadt und das Land Lüttich haben; allein deshalb mußten sie das vortheilhafte Lager verlassen, worinn wir hinter einem Fluß standen.

Wir gingen also links über den Fluß, um unser neues Lager zu beziehn, so daß unser linke Flügel sich an Lüttich stüzte. Ich ward mit dem mir untergebnen Haufen in die Vorstadt gelegt.

Der Graf von Sachsen, der uns nicht aus den Augen verlohr, ward eben nicht böse darüber, daß er uns ein so vortheilhaftes Lager verlassen sah. Er verstärkte sogleich sein Beobachtungsheer durch das, was er zur Belagerung von Namur gebraucht hatte, da dieser Ort schon übergegangen war. Hernach ging er rechts, versagte uns seinen linken Flügel und grif uns an.

Er warf sechstausend Oestereicher übern Haufen, welche der Prinz Karl, auf erhaltne Nachricht von den Bewegungen des französischen Heers, vor unsern linken Flügel geschikt hatte. Auf mich fiel eine ganze Kolonne Fußvolk; ich ward zum Weichen gebracht und mußte mich an die Seite unsrer Linie ziehn. Eine zweite Kolonne rükte zum Angrif des Dorfs Rocoux heran, das vor unserm Mittelpunkt lag, und worinn vier Bataillon Hannoveraner lagen. Nach der Einnahme dieses Dorfs sezte sich das ganze französische Heer in Bewegung um uns eine Schlacht zu liefern.

Der Angrif begann mit der fürchterlichsten Kanonade, wodurch unser Flügel gezwungen ward, eine neue Stellung zu nehmen, um unsre linke Seite besser zu unterstüzzen. Ich ritt eben vorbei; und ich bewunderte die holländische reitende Wache, die auf der Ebene zwi-

schen unserm Fußvolk stand, und diese Kanonade mit bewundernswerther Standhaftigkeit und Unerschrokkenheit aushielt.

Ein vertrauter Freund von mir, der bei diesem Regiment stand, und der Obristlieutenant und Anführer der Schwadronen war, sah mich vorbeireiten und rief mich zu sich; er erinnerte sich an einen Scherz, den ich in der Schlacht bey Fontenoy ihm sagte, wo das Pfeifen einer Kanonenkugel ihn genöthigt hatte, sich zu bükken — eine unwillkührliche Bewegung, die bei solchen Umständen sehr natürlich ist! — Er sprach zu mir: „lieber Freund, heute sollen sie nicht wieder sehn, daß „ich vor einer Kugel den Kopf niederbükke.„ Kaum war ich ein Paar Schritte von dem Orte entfernt, wo ich ihn verließ, so höre ich mich zum zweitenmahl rufen: ich kehre um, und die Offizier des Regiments zeigen mir meinen unglüklichen Freund zur Erde gestreckt: eine Kanonenkugel hatte ihm den Kopf fortgenommen. Damals war es nicht Zeit, mich den Ueberlegungen zu überlassen, welche dieser Unglüksfall in meiner Seele veranlassen mußte; aber hernach empfand ich lebhaft den Verlust eines so schäzbaren Freundes. Er war aus einem der ersten Geschlechter in Holland, und besaß einen unendlich liebenswerthen und anziehenden Karakter.

Der Fürst von Waldek, der unsern linken Flügel anführte, schikte einen Adjutanten an den Prinzen Karl, um ihm zu melden, daß der Feind gewaltig vordringe;

und daß er ihm unmöglich ohne Hülfsvölker widerstehn könne. Dieser Prinz, obgleich Oberanführer des Heers, war den ganzen Morgen nicht zum Vorschein gekommen, ungeachtet alles dessen, was bei diesem Flügel vorging; und der Adjutant traf ihn bei seiner Ankunft bei Tafel, wo er nebst verschiedenen seiner Generale speiste. Er antwortete weiter nichts als, der rechte Flügel sollte sich zurükziehn, der Fürst von Waldek sollte demselben mit dem linken folgen, und er würde dafür sorgen, den Marsch durch einen starken Nachtrupp zu dekken.

Indessen war der Fürst von Waldek abgestiegen, und stand auf einer Höhe von wo unsre große Batterie auf den heranrükkenden Feind ein lebhaftes Feuer machte, als der Adjutant mit den ebenerwehnten Befehlen ankam. Ich war eben bei ihm: er ließ durch mich sogleich dem General, der sechs baiersche Bataillons anführte, die im Solde der Republik standen, den Befehl geben, daß er den Nachtrupp ausmachen und daß ich mit meinem Haufen hinter ihm gehn sollte.

Alles sezte sich zum Rükzuge in Bewegung. Ich kam an den Ort, wo die Baiern standen, aber ich fand ihren General nicht mehr, sondern: er war verschwunden. Ich brachte also die Befehle des Fürsten den Offizieren, die unter ihm dienten; und diese thaten ihre Schuldigkeit mit einen Muth und einer Unerschrokkenheit, wie man sie nur verlangen konnte.

Den Tag nach der Schlacht erhielt der Fürst von Waldek einen Brief von diesem baierschen General, der von Lüttich aus datirt und folgendergestalt abgefaßt war:„ „die Uebermacht der Feinde war so groß, daß wir ihr „unmöglich länger widerstehn konnten; ich glaubte auf „die Sicherheit meiner Person bedacht seyn zu müssen. „Ich habe mich also verkleidet und bin nach Lüttich gegan„gen, wo ich die Ehre habe, die fernern Befehle von „Ihro Durchlauchten zu erwarten.„ Wir erfuhren hernach alle Umstände dieser feigen Entweichung und unter andern, daß er, um nicht entdekt zu werden, gar weislich seinen Rock umgekehrt hatte. Ihn traf bald sein verdientes Schiksahl. Der Kurfürst von Baiern, dessen Günstling er sonst gewesen war, rief ihn zurük und wir hörten nichts weiter von ihm.

Der Fürst von Waldek erwarb sich viel Ehre bei diesem Zurükzuge. Er wandte sich so treflich, daß ihn der Feind nicht erreichen konnte. Bloß der Nachtrupp wurde sehr übel zugerichtet, und würde es noch mehr geworden seyn, wenn nicht zu unserm Glück die Nacht eingebrochen wäre.

Unser ganzes Heer ging über Mastricht weg, und von dort über die Maas: so verloren wir das ganze Lüttichsche nebst allem Lande vor der Maas; und die Franzosen nahmen es in Besiz.

Der Marschall von Sachsen wies seinem siegreichen Heer die Winterquartiere an, vertheilte die verschiednen

Haufen desselben, in dem ganzen Strich, den er in diesem Feldzuge erobert hatte, und dann reisete er nach Paris.

Unsre Quartiere wurden hinter der Maas genommen und bis nach Aachen ausgedehnt, wo das Hauptquartier war. Der Prinz Karl reiste mit dem Marschall von Bathiani nach Wien, und der Prinz von Waldek nach dem Haag.

So endigte sich dieser unglükliche Feldzug. Da die Oesterreicher mit dem Könige von Preussen Frieden geschlossen hatten, so hätte sie nichts davon abhalten können, wirksamere Maaßregeln gegen die weitern Fortschritte der Franzosen zu ergreifen, die, einige Gegenden hinter Mastricht ausgenommen, im Besitz der ganzen Niederlande blieben.

Der Feldzug war in Italien für den Wiener Hof vortheilhafter gewesen. Der mislungene Angrif des Grafen von Belleisle auf Colle und auf Rottofreddo wobei er auch das Leben verlor; nachher die gewonnene Schlacht bei Rottofreddo und die Einnahme von Genua durch den Marquis von Botha, entschädigten sie für ihren Verlust in den Niederlanden: nur konnte dieser Hof wegen des schlechten Betragens des Marquis diese ersten Vortheile nicht lange geniessen. Seine Truppen erlaubten sich in Genua so viel Ausschweifungen, und belästigten die Einwohner dergestalt, daß ihre Verzweiflung in einen allgemeinen Aufstand ausbrach, und der Marquis von Botha besaß nicht Klugheit genug um den traurigen

Folgen desselben zuvorzukommen. Die Genueser ergrifen die Waffen und jagten die österreichische Besazzung aus ihrer Stadt und aus dem ganzen Gebiet ihres Freistaats.

So befanden sich also die Angelegenheiten der Verbündeten in einer sehr übeln Lage; und damit man im nächsten Feldzuge glüklicher seyn möchte, mußte man sich alle mögliche Mühe geben und nichts verabsäumen, um den vorigen Verlust wieder zu ersezzen.

Indessen fingen die Friedensunterhandlungen an. Der Marquis von Puisieux begab sich nach Breda, aber noch ohne den Titel und Karakter eines Gesandten. Der Großpensionär von Holland ging ebenfalls dahin; aber der Graf von Harrach, Gesandter des Wiener Hofes, und Lord Sandwich, Gesandter des englischen Hofes, blieben im Haag.

Es blieb alles bei einigen nichts entscheidenden Konferenzen. Der Großpensionär kehrte nach dem Haag zurük, und der Marquis von Puisieux nach Paris, und man dachte beiderseits an nichts weiter, als an die besten Maaßregeln zur Fortsetzung des Kriegs.

Ich brachte diesen Winter im Haag zu, wo ich alles ersinnliche Vergnügen genoß. Allenthalben fand ich eine schmeichelhafte Aufnahme, und ich bemerkte mit einem Vergnügen, das in meinem Alter sehr natürlich war, daß ich in den beiden Feldzügen, in welchen ich in Diensten der Republik gewesen war, mir ei-

nigen Namen erworben hatte. Der Fürst von Waldeck nahm mich in sein Haus und zog mich an seine Tafel, so daß ich ihn niemals verließ.

Wir machten zusammen eine Reise nach Amsterdam, wo wir uns vierzehn Tage aufhielten. Feste und Lustbarkeiten folgten hier ununterbrochen auf einander. Die Bürgermeister und alle vornehmsten Bürger wetteiferten mit einander, dem Fürsten Beweise ihrer Achtung zu geben. Ein Fremder findet es oft ziemlich schwer in Amsterdam in Gesellschaften Zutritt zu erhalten; ist er aber einmahl zugelassen, so ist er gewöhnlich immer willkommen. Assembleen, Konzerte, Schauspiele, die ganz außerordentlich stark besucht werden, alles trägt dazu bei, den dortigen Aufenhalt sehr angenehm zu machen.

Die wenige Zeit, die uns die Einladungen frei ließen, wandten wir dazu an, alles genau zu besehn, was nur die Augen reizen und die Wisbegierde befriedigen kann; als die Börse, das Rathhaus, das unermeßliche Vorrathshaus der ostindischen Kompagnie und eine Menge anderer eben so wichtiger Gegenstände.

Auch hatten wir den Vortheil, dort den berühmten J. J. Rousseau aus Genf zu treffen, der nachher so viel Aufsehn in der Welt machte, theils durch seine unsterblichen Schriften, theils durch seine kaum glaublichen Sonderbarkeiten, und durch die verhaßten Verfolgungen, die er bis ans Ende seines Lebens von seinen

Feinden erdulden mußte. Wir fanden ihn sehr gesellig und sogar höchst angenehm: vielleicht hatte damals noch nicht die Ungerechtigkeit seine Laune verbittert; vielleicht war damals noch seine körperliche Verfassung stark genug, um sich den Sprüngen seiner Einbildungskraft überlassen zu können; genug er schien uns immer heiter, und war sehr gefällig, alles zu thun, was wir forderten. Kurz wir sahn in ihm bloß den Gelehrten, den Mann von Genie, und niemals den Misanthropen, den wunderlichen Mann und den Sonderling.

Man erzählt von ihm eine Menge merkwürdiger Thatsachen: unter allen Zügen von übler Laune und Misanthropie, die man von diesem berühmten Schriftsteller weiß, fehlt aber noch einer, der in seiner Geschichte eine Stelle verdient, und den ich hier nicht übergehn kann, ob er gleich in einer spätern Zeit vorfiel, als von der ich jezt rede.

Er war in Paris, und schon reizten seine Schriften und seine sonderbare Lebensart jedermann, ihn zu sehn, zu unterhalten, und kennen zu lernen. Der Graf von Görtz, der den jungen Herzog von Weimar auf seinen Reisen begleitete, wollte, wie so viele andre, seine Bekanntschaft machen, und auch dem Prinzen, seinem Zöglinge, dieses Vergnügen verschaffen. Er ließ sich erst durch einen Bedienten melden: J. J. Rousseau antwortete, er sei krank und nähme gar keinen Besuch an. Der Graf ließ sich dadurch nicht abweisen, er ging

selbst nach seiner Wohnung, um ihn zu sprechen: er klopft an, es antwortet niemand; er klopft zum zweitenmal und endlich zeigt sich Jean Jaques im Schlafrok, behält aber vorsichtig die halbgeöfnete Thür in der Hand. „Wer sind Sie? und was wollen Sie?" frägt er auffahrend dem Grafen von Görtz. Dieser sagt ihm, wer er sei, und bittet ihn um die Erlaubniß, ihm den jungen Herzog von Weimar vorzustellen, dessen Erziehung ihm anvertraut sei: „Seine Erziehung ist Ihnen „anvertraut? desto schlimmer für Sie, Herr Graf!" antwortet J. J. Rousseau, und verschließt seine Thüre wieder.

Da wir unsre Neugierde völlig befriedigt hatten, reisten wir wieder von Amsterdam ab, und kamen nach Haag zurük. Hier trafen wir den Herzog von Cumberland, der nach seinen ruhmvollen Thaten gegen den Prätendenten, wieder die Oberanführung des verbündeten Heers in den Niederlanden übernehmen wollte.

Man dachte an nichts als an die nöthigen Zurüstungen zum nächsten Feldzuge; und da dieser erst nach zwei Monaten eröfnet werden konnte, so benuzte ich diese Zeit, um einige Vortheile für mich und für die Freikompagnien zu erhalten, die ich anführte. Ich hielt also, auf Anrathen des Fürsten, darum an, daß man ein Regiment daraus machen möchte, wovon mein Freund, der erste Adjutant des Fürsten, der Anführer, und ich Obristlieutenant würde, so daß meine übrigen

Offiziers ebenfalls verhältnißmäßig hinaufrükten. Die Generalstaaten hielten es damals nicht für nöthig, die Zahl ihrer Regimenter zu vermehren und verwarfen meinen Vorschlag; aber, ob ich gleich erst Hauptmann war, so boten sie mir doch die Stelle eines Obristen in der Armee an. Ich glaubte aber dieses Anerbieten ablehnen zu müssen, so vortheilhaft es auch war; ich erklärte, wenn die tapfern Offizier, die mich bei jeder Gelegenheit so gut unterstüzt hätten, so lange ich die Ehre hatte der Republik zu dienen, keinen Theil an dieser Beförderung haben solten; so würde ich lieber warten, bis man es rathsam fände, uns eine Belohnung zu bewilligen, woran wir alle Theil nehmen würden.

Ich reiste im Anfange des März nach meiner Besazzung zurük, um zur Eröfnung des Feldzugs alles in guten Stand zu sezzen; und kaum hatte ich Haag verlassen, so unterstüzte der Fürst von Waldeck meine Bitte mit so viel Wärme und Thätigkeit, daß Ihro Hochmögenden alles bewilligten. Ich erhielt die Nachricht und Ausfertigung davon in einem Augenblik, wo ich es am wenigsten erwartete, und diese Ueberraschung machte es mir desto angenehmer.

Mein Obrist blieb in seinem Dienst beim Fürsten als Generaladjutant; und ich behielt als Obristlieutenant die Anführung dieses neuen Regiments, dessen sämtliche Offizier um eine Stufe höher gerükt waren, wodurch unsre Freude allgemein ward.

Die Zeit, welche ich bis zur Eröfnung des Feldzugs noch übrig hatte, verwandte ich zur Waffenübung meines Regiments und zur Erlangung einer genauen Kenntniß von den Gegenden um meine Besazzung. Die Nähe der Stadt Lüttich veranlaßte mich, ein Paar Tage dort zuzubringen. Diese Stadt ist sehr gut gebauet und die Gesellschaft liebenswürdig und ausgesucht.

Ich lernte dort einen Abt kennen, dessen Unterhaltung recht reizend war, da er viele Reisen gemacht hatte. Es war ein Mann von dreissig bis zwei und dreissig Jahren. Einst war ich nicht wenig überrascht, da er mich bat, ihm eine Stelle unter unsern Truppen zu geben, und mir erklärte daß er der geistlichen Kleidung überdrüssig sei. Ich fragte ihn nach den Bewegungsgründen zu einer solchen Verwandlung. Er antwortete mir, er habe von seiner zartesten Jugend an einen unüberwindlichen Hang zum Soldatenstande gefühlt, er sei nur mit Widerwillen und aus Gehorsam gegen seine Eltern in den geistlichen Stand getreten; allein jezt, da er nun von sich selbst abhänge, und die Freiheit habe, seiner Neigung und seinem Geschmak zu folgen, beschwöre er mich, ihm eine schikliche Stelle zu verschaffen, vorzüglich unter der Reiterei. Zu dem Regiment, das ich anführte, gehörte noch eine Kompagnie Dragoner und eine Kompagnie Husaren und man hatte mir erlaubt, selbst alle Offizier zu ernennen, die unter mir dienen sollten. Ich stellte also meinen Abt als überzäligen Offizier bei

meinen Dragonern an, und versprach, ihm die erste offene Stelle zu geben. Ueber diese Antwort, die so ganz seinen Wünschen gemäß war, ward er so entzükt und ausser sich vor Freuden, daß er die ganze Versammlung worinn ich mich befand, dazu aufforderte, mit ihm mir dafür zu danken. Die Sonderbarkeit dieses Vorfalls machte mir viel Vergnügen. Er zog gleich den folgenden Tag die Uniform an, und bereitete sich zu, mir zu folgen. Ich muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß die kriegerische Kleidung ihm unendlich besser stand, als seine vorige, und daß er nachher eine ungemeine Tapferkeit und Unerschrokkenheit bewies.

Bei meiner Rükkehr zu meiner Besazzung erhielt ich Befehl, mich nach Breda zu begeben, wo die verbündete Armee sich versammelte, um den Feldzug zu eröfnen. Der Prinz von Hildburgshausen, der zugleich in baierschen Diensten und im Dienste der Republik General war, ward mit einem Haufen vorausgeschikt, um die Zugänge zu besezzen und die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Man schikte mich mit meinem Regiment zu seiner Verstärkung ab. Ich hatte diesen Prinzen schon im Winter in Haag gesehn, und da mir das Land, worinn wir uns befanden, vollkommen bekannt war, so schenkte er mir sein ganzes Zutrauen.

Wir erfuhren bald, daß nicht die ganze französische Armee uns gegenüber in der Gegend von Anvers stehe, sondern daß es nur ein Haufen sei, dessen Bestimmung

es wäre, den Marsch eines andern zu dekken, der über die Schelde ging, um ins holländische Flandern zu dringen und die Vestungen dieser Provinz zu belagern, die auch wirklich in sehr kurzer Zeit eingenommen wurden. Frankreich hatte bis dahin Holland und das Gebiet dieses Staates verschont, in der Hofnung, es noch von dem Bunde mit dem Wiener und Londner Hofe zu trennen; da es sich aber immer in dieser Hofnung getäuscht fand, so erklärte es auch diesem Freistaat den Krieg und wandte seine ganze Macht gegen ihn, damit er gezwungen wurde, seine Partei zu ändern. Frankreich erreichte aber seinen Zwek nicht; und sein Betragen gegen diesen Freistaat brachte eine ganz andre Wirkung hervor, als es erwartet hatte.

So bald die Provinz Seeland den Einfall der Franzosen erfuhr, so pflanzte sie die Fahne von Oranien auf und rief den Prinzen dieses Namens, der sich bis dahin ruhig in seiner Residenz gehalten hatte, zum Statthalter, Generalkapitain und Admiral der belgischen Staaten aus. Die Provinz folgte ihrem Beispiel: alle andern entschlossen sich gleichmässig dazu, und noch waren nicht acht Tage verlaufen, so hatte der ganze Freistaat einen einmüthigen Entschluß gefaßt.

Der Prinz von Oranien reiste schnell nach Amsterdam und dem Haag, wo ihm die Staaten sogleich huldigten. Er ergrif die Zügel der Regierung; allein zum Unglük für ihn, waren die Angelegenheiten in so schlech-

tem Zustande, daß es nicht leicht war, sie wieder in Ordnung zu bringen.

Indessen versammelte sich unser Heer. Der Herzog von Cumberland, Oberbefehlshaber desselben, schikte einen Adjutanten an seinen Schwager den Prinzen von Oranien und ließ ihm zu der Würde Glük wünschen, mit welcher er jezt bekleidet war.

Der Fürst von Waldeck, der durch diese Veränderung ihm untergeordnet ward, bezeugte einen gleichen Eifer; aber sein Adjutant entdekte mir bei seiner Rükkehr im Vertrauen, daß er beim Statthalter viel Kälte gegen den Fürsten von Waldek wahrzunehmen geglaubt habe.

Alle Freistaaten sind gewöhnlich in zwei Partheien getheilt, und das konnte man auch damals in Holland bemerken. Die eine Partei der Holländer war für den Prinzen von Oranien, und die andre, welche den Namen der antistatthalterischen bekam, arbeitete aus allen Kräften den Absichten und Entwürfen der ersten entgegen.

Diese lezztere, welche damals die herrschende war, hatte den Fürsten von Waldek an die Spizze der holländischen Mannschaft gestellt. Man hatte es dabei vielleicht an Aufmerksamkeit und Achtung gegen den Fürsten von Oranien ermangeln lassen, ein Fehler, den man gar leicht begeht, wen man sich stärker fühlt; und der Statt-

halter wußte gelegentlich seine ganze Empfindlichkeit darüber zu bezeigen.

Sein erstes Augenmerk ging auf die Anordnungen im Innern des Freistaats und auf die Mittel, durch welche er sich in seiner Würde behaupten konnte. Er trat nicht umsonst zu den Kriegsunternehmungen, die sein Schwager der Herzog von Cumberland nach dem Entwurf zu leiten hatte, welcher von den drei verbündeten Mächten den Winter hindurch verabredet war.

Wir blieben ruhig in dem Lager, das wir bei Eröfnung dieses Feldzugs bezogen hatten; und mitten in dieser Unthätigkeit erfuhren wir nach und nach von einem Tage zum andern, daß der Feind sich aller Vestungen im holländischen Flandern bemächtige. Sie wurden hizzig angegriffen und feige von denen vertheidigt, die darüber zu befehlen hatten: verschiedene dieser Kommendanten wurden in der Folge nach Verdienst bestraft.

Der Herzog vom Cumberland schloß aus der Stellung des Feindes, daß er, nach Eroberung der vesten Oerter im holländischen Flandern seine Absichten auf die Maaß und auf Mastricht richten würde. Wir erhielten also Befehl, die bisherige Gegend unsers Aufenthalts zu verlassen: aber wir liessen unter dem Prinz von Hildburgshausen zehntausend Mann zurük, um die Gränzen der Republik zu dekken. Wir gingen links, und wandten die nöthige Behutsamkeit an, um dem feindlichen Heer zuvorzukommen und Mastricht zu dekken.

Vier Meilen von dieser Stadt liegt das berühmte Lager von Lafeld. Der Besiz desselben war äusserst wichtig, weil der Erfolg der kriegerischen Unternehmungen nach dieser Seite zu, von einem so vortheilhaften Posten abhing.

Es ist erstaunlich, daß ein so geschikter General, wie der Marschall von Sachsen, nicht daran dachte, es zuerst in Besiz zu nehmen; und wenn er je einen wesentlichen Fehler begangen hat, den man mit Recht ihm vorwerfen kann, so war es der, daß er bei dieser Gelegenheit versäumte, uns zuvorzukommen; aber bald verbesserte er denselben auf eine glänzende Art. Wir benuzten unsern Vortheil nicht. Wir hatten viele Eilmärsche gethan, und unser grobes Geschüz, das man zu Wasser brachte, war noch um eine Tagereise fern von uns. Ich gehörte zum Vortrapp, welcher um 10 Uhr Vormittags ankam. Der übrige Theil des Heers konnte nur nach sechs Stunden erst zu uns stossen. Der Herzog von Cumberland schikte mir das Dragonerregiment, was er stets bei sich hatte, und gab mir den Befehl, sogleich die Lage des Feindes auszuspähn. Ich fand uns gegenüber nur ein Lager von funfzehn bis zwanzigtausend Mann, welche der General Graf von St. Germain anführte; und ich ward keine Spur von dem großen Heer gewahr.

Der Prinz von Waldek that dem Herzoge von Cumberland den Vorschlag, dieses Lager anzugreifen, und fügte hinzu, wenn wir dasselbe durch unsre Ueber-

macht überwältigten; so könnten wir dem feindlichen Heer eine Schlacht liefern und es theilweise schlagen. Dieser Vorschlag ward sogleich vom Herzoge gebilligt, der bei jeder Gelegenheit seine Tapferkeit und seine guten Absichten zeigte: allein der Feldmarschall von Bathiani, der die Oesterreicher anführte, stellte dagegen vor: da unser Geschüz noch hinter uns, und unsre Mannschaft von den eben gethanen Eilmärschen noch ermüdet wäre; so sei es zuträglich, diesen Angrif bis morgen aufzuschieben.

Diese Meinung ging durch; und es kam uns hernach theuer zu stehn, daß wir den günstigen Augenblik zu ergreifen versäumt hatten. So bald die Nacht einbrach, rükte das französische Heer vorwärts und nahm sein Lager uns gegenüber, dicht neben dem Haufen des Grafen St. Germain so daß es bei Tagesanbruch sich in Schlachtordnung stellte. Dieser Tag ging indessen, einige Kanonaden ausgenommen, ruhig vorbei, doch waren diese Scharmüzel ohne Folgen. Unsre Generale, welche unentschlossen darüber waren, was für eine Parthei sie ergreifen sollten, begnügten sich, unter den Waffen und in Bereitschaft zu bleiben, daß sie den Feind zurüktreiben könnten, wenn sie angegriffen würden: aber am folgenden Tage sezte sich der rechte Flügel des französischen Heeres mit Tagesanbruch in Bewegung und eilte auf unsern linken zum Angrif. Dieser stand auf der Ebene und von beiden Seiten hatte nur die Reiterei mit einander zu thun.

Der Mittelpunkt unsers Heers blieb unbeweglich, und in diesem stand ich. Dieß gab mir Gelegenheit das seltenste und schönste Schauspiel für einen Soldaten mit anzuschauen; nemlich in aller Bequemlichkeit zuzusehn, wie zweihundert Schwadronen von jedem Heer mit unglaublichem Muth sich angriffen und sich zurüktrieben.

Der Sieg blieb lange unentschieden, der Vortheil war bald auf einer bald auf der andern Seite; da aber der englische General Ligonier, welcher unsre Reiterei anführte, gefangen genommen ward, so gerieth unsre Mannschaft in Verwirrung. Unser linke Flügel zog sich gegen Mastricht zurük, und unser rechte Flügel nebst unserm Mittelpunkt folgte ihm gutwillig.

So endigte sich die Komödie,

sagt la Fontaine: wir wurden geschlagen, wie gewöhnlich, und ich fühlte damals, stärker als je, wie unangenehm es ist, in einem verbündeten Heer zu dienen wo ein jeder sich das Recht zu befehlen anmaßt, und wie viele Vortheile vor einem solchen Heer ein anders voraus haben muß, das nur einen einzigen General zum Anführer hat, dessen Absichten nichts widerstrebt, und dessen Ansehn kein Gegengewicht entgegen steht.

Da dieses Gefecht nicht allgemein gewesen war, so konnten wir desto leichter uns den Fortschritten des Feindes entgegen stellen, welcher zwei Tage nach unserm Rükzuge hinter die Vestung Mastricht, sich vor dieser Stadt lagerte. Er stellte sich, als ob er sich zu einer

Belagerung derselben anschikke; allein er that das blos, um desto sicherer den Entwurf zu verbergen, den er gemacht hatte, einen Theil des Heers zu den Haufen des Herrn von Contades stossen zu lassen, welche nach seinem Zuge im holländischen Flandern Bergen op Zoom angreifen sollten.

Unser Herr war hinter der Maas gelagert. Vor derselben stand blos der Haufe, welchen ich anführte. Ich stand in der Vorstadt St. Petri, und hatte den Auftrag ein ausser der Stadt liegendes Fort zu vertheidigen, das auf der Höhe liegt, und durch dessen Einnahme der Feind in den Stand gesezt ward, die Stadt in Staub zu zermalmen, da sie von dieser Höhe bestrichen wurde.

Man grif mich fast täglich daselbst mit mehr oder weniger Mannschaft an. Der Herzog von Cumberland glaubte, der Marschall von Sachsen sei Willens, dieß Fort wegzunehmen, und wollte deswegen, daß ich die Vorstadt verlassen sollte; allein der Fürst von Waldek beschwor ihn, mich daselbst zu lassen, bis ich hinauszugehn genöthigt würde. Er stellte ihm vor nach der Kenntniß, die er von meinem Karakter hatte, daß ich mich so lange als irgend möglich darin halten würde, und wenn ich gezwungen würde diesen Posten zu verlassen; so werde man dadurch über die ware Absichten des Feindes nur desto gewisser.

Der Fürst sandte mir einen Adjutanten, um mich von der Lage der Sachen zu benachrichtigen; und damit ich in desto besserm Stande seyn möchte, verstärkte er mich zugleich mit sechs Grenadierkompagnien.

Kaum war die Verstärkung zu mir gelangt; so rükte der Feind stärker, als vorher, gegen mich an. Ich rekognoszirte ihn sogleich und sah, daß er blosses Fußvolk ohne Kanonen und einige Reiterei hatte. Daraus nahm ich ab, daß dieser neue Angrif, eben so wie die vorigen, keinen andern Zwek habe, als die Aufmerksamkeit unsrer Generale nach dieser Seite zu lenken.

Ich ließ die sechs Grenadierkompagnien mitten ins Getreide gehn, welches die Felder bedekte, und befahl ihnen, sich unbeweglich an die Erde zu legen, bis ich mit meinem leichten Fußvolk und den fünfhundert Dragonern und Husaren, die ich bei mir hatte wieder vorbei käme. Nach diesen Anordnungen ging ich stolz der feindlichen Mannschaft entgegen. Wir kamen sehr bald zum Handgemenge; aber von meiner Seite war der Wiederstand nicht lang. Ich wich zurük um den Feind zum Verfolgen zu reizen. Dieß gelang, und als ich an den bestimmten Ort kam, wandte ich mich um, meine sechs Grenadierkompagnien kamen aus ihrem Hinterhalt hervor und fielen mit der äussersten Hizze über unsre Feinde her. Wir drangen in ihre Linien, wir zwangen sie, in der höchsten Eil zum Lager zurükzufliehn, tödteten eine große Menge und nahmen hundert von ihren Reitern

gefangen, die damals zu schwer bewafnet waren, als daß sie uns hätten entwischen können.

Um diese Zeit erfuhren unsre Generale, daß Herr von Löwendal von dem grossen Heer mit zwanzig Bataillons und einiger Reiterei abgeschikt und über Antwerpen gegangen sei.

Der Prinz von Hessen, nachmaliger regierender Landgraf, kam in der Nacht statt meiner in die Vorstädte, die ich besezt hielt, und hatte sechstausend Mann unter seiner Anführung, und ich ging mit fünfhundert Husaren, eben so viel Dragonern und mit meinem leichten Fußvolk fort, um dem Grafen von Löwendal zur Seite zu bleiben, seinen Marsch zu beobachten und davon täglich an den Herzog von Cumberland Bericht abzustatten. Wir wurden sehr bald gewahr, daß die Belagerung von Bergen op Zoom die Unternehmung war, zu welcher man die übrige Zeit des Feldzugs bestimmt hatte. Auch kamen wir alle zu gleicher Zeit in die Gegenden dieser Stadt. Herr von Contades hatte sich mit dem Herrn von Löwendal vereinigt und der Ort wurde sogleich eingeschlossen.

Das Unternehmen war kühn. Bergen op Zoom dessen Werke sich von dem berühmten Cohorn herschreiben, ist nicht nur eine der besten Vestungen Europens, sondern diese Stadt hat auch noch den Vortheil, daß sie schlechterdings nicht so eingeschlossen werden kann, daß man ihre Zufuhr zu Wasser hindert.

So bald ich den Entwurf unsrer Feinde wußte, fertigte ich einen Courier an den Fürsten von Waldeck ab, um ihm ihre Stärke und ihre Lage vor dem Orte zu melden. Ich nahm meine Stellung so, daß ich alles bemerken konnte, was vorging, brauchte aber die Vorsicht, eine leichte Verbindung einerseits mit unserm Heer und andrerseits mit der belagerten Stadt zu unterhalten.

Der General von Cronström hatte sich auf Befehl des Prinzen von Oranien dahin begeben, um die Befehlhaberstelle daselbst zu übernehmen, und nicht nur die Besazzung, sondern auch alle Truppen, die sich zwischen der Schelde und der Maas befanden, hingen von ihm ab.

Der Fürst von Waldeck verließ, meinem Bericht zufolge, die Armee des Herzogs von Cumberland mit allen seinen holländischen Truppen und flog der Stadt Bergen op Zoom zu Hülfe. Zugleich gab er mir den Auftrag, ihm während seines Marsches alle die Nachrichten zu geben, die zu seiner Leitung dienen konnten. Sein Vorhaben war, geraden Wegs den Herrn von Löwendal anzugreifen, aber ein unvermutheter Zufall hinderte die Ausführung desselben.

Der Prinz von Oranien, oberster Anführer aller Hülfstruppen der Republik, war in diesem Kriege nicht zufrieden mit ihm, und der gegen ihn gefaßte Widerwille war so groß, daß er nur auf eine Gelegenheit war-

tete, ihn zu kränken und sich zu rächen. In dieser Absicht trug er dem General von Cronström, wie ich schon gesagt habe, die Befehlshaberstelle über die Besazzung von Bergen op Zoom und über alle die Mannschaft auf, die zwischen der Schelde und der Maas stand. Da also der Fürst von Waldeck über die Maas gegangen war, um sich gegen die Schelde zu begeben; so befand er sich unter den Befehlen dieses Kommandanten, obgleich dieser schon unter ihm gedient hatte. Er glaubte auf seinem Wege dieserhalb dem Statthalter Vorstellungen thun zu müssen; aber er empfing von Ihro Hoheit eine sehr empfindliche Antwort, in folgenden Ausdrükken:

Haag den 24ten July 1747.

„Mein Herr!"

„Ich habe gestern Abend die beiden Briefe von „Ew. Durchl. erhalten, die von Venlo datirt sind. „Ich sehe aus einem dieser Briefe, daß Sie geglaubt ha„ben, da die Truppen der Republik, welche in dem ver„bündeten Heer zurükblieben, nicht so zahlreich sind, „als die davon abgeschikten, so sei es unschiklich für Sie „nicht mit diesen abzugehen. Ich glaube dagegen Ew. „Durchl. benachrichtigen zu müssen, daß der General „von Cronström durch den Staatsrath zum Komman„danten von Bergen op Zoom ernannt ist. Der Staats„rath und ich haben ihn sehr dringend gebeten, um ihn

„dazu zu bewegen, daß er, ungeachtet seines hohen „Alters diese Stelle übernahm, und ich habe ihm beson„ders bezeugt, daß die Beweggründe meines Ver„haltens wären, Ihnen die Mittel zur Ergreifung Ih„rer Maaßregeln zu erleichtern; allein, unterdessen ich „glaubte, daß Ew. Durchl. zum Heer zurükgekehrt wä„ren, wo Sie, da Sie der dritte in demselben sind, an „allen Berathschlagungen Theil nehmen, welche für die „Republik wichtig sind, sehe ich mit Bedauren, daß Die„selben anders denken. Ich habe den Inhalt Ihres „Briefes dem Staatsrath mitgetheilt; weil ich sehr ge„neigt bin, bei den unangenehmen Umständen, in wel„chen sich unser Vaterland befindet, alle Anordnungen „mit Ihro Hochmögenden einstimmig zu treffen. Sie „haben entschieden, da man bei den Anordnungen in „Betref des Generals Cronström blos das Beste des „Staats zur Absicht gehabt habe; so könne man darinn „keine Veränderung machen. Ich habe also nicht er„mangeln wollen, Ew. Durchl. so schnell als möglich „davon Nachricht zu ertheilen, da es schien, als wenn „Sie bei Ihrer Ankunft in Herzogenbusch dieselbe „erwarteten,

(unterzeichnet)

Prinz von Oranien."

So bald der Fürst von Waldeck diesen Brief erhielt, übergab er die Anführung des Heers dem Gene-

rallieutenant von Schwarzenberg, welcher unter ihm diente, und vor seiner Abreise antwortete er folgendergestalt dem Prinzen von Oranien.

„aus dem Lager bei Halen d. 28ten July 1747.

„Mein Herr!"

„Der Brief von Ew. Durchl. ist mir erst den Tag „nach meiner hiesigen Ankunft zugestellt. Da ich nichts „darinn finde, wodurch das Unrecht, das man mir ge„than hat, vergütet würde, so schreibe ich heute an „Ihro Hochmögenden, um ihnen die Nachricht zu ge„ben, daß ich das Heer verlasse und mich nach Hause „begebe. Wer so viel auf Ehre hält, wie ich, wird „gewiß mein Betragen nicht mißbilligen. Wenn Ew. „Durchl., ehe Sie dieses Detachement vom Heer ab„schikten, die beiden Briefe beantwortet hätten, die ich „Ihnen schrieb, und worinn ich Ihnen meldete, daß „ich glaubte die Anführung des Corps übernehmen zu „müssen, welches zum Entsazze von Bergen op Zoom „bestimmt war; so hätte ich bei Zeiten meine Maaßre„geln darnach nehmen können; allein das konnte ich „nicht erwarten, daß man mich in einem Heer ließe, „worinn ich über keine Truppen mehr zu befehlen hät„te. Mit welchem Nuzzen man dem General Cron„ström diese Stelle anvertrauet habe, darüber mag ich „mich nicht in überflüßige Untersuchungen einlassen. „Der Souverain kann nach Gutdünken darüber urthei-

„len. Ich habe jezt nichts weiter hinzuzufügen, als „die Versicherung der ausgezeichneten Achtung, mit „welcher ich die Ehre habe, zu sein —

unterzeichnet

Karl, Fürst von Waldeck."

So opfert man fast stets den öffentlichen Vortheil seinen Privatabsichten auf, und das Volk wird den Leidenschaften der Regenten geopfert. Gewiß war der Fürst von Waldeck ein vorzüglicher General, und verdiente nicht, daß man ihm ein so empörendes Unrecht anthat.

Die Dankbarkeit und Anhänglichkeit, welche ich ihm für alle die Gefälligkeiten schuldig war, die er mir unaufhörlich bei jeder Gelegenheit erwies, machten, daß ich sehr lebhaft das ihm erwiesene Unrecht empfand und diese unveränderlichen Empfindungen bewegen mich auch dazu, noch den Brief hierherzusetzen, den er nach seiner Rückkehr zu Hause an die Generalstaaten schrieb. Er hatte die Güte, mir die Abschrift davon zu geben. Diejenigen, welche einigen Antheil an der Rechtfertigung eines Mannes von Ehre nehmen, werden es mir ohne Zweifel Dank wissen, daß ich denselben mittheile.

Arelsen, den 10ten August 1747.

„Vorigen Posttag habe ich den Brief von Ihro „Hochmögenden vom zweiten dieses Monats erhalten, „Da Ihnen schon mein voriger, worin ich die Ehre

„hatte, Ihnen zu melden, daß ich das Heer verliesse,
„die Empfindungen meiner Dankbarkeit gegen die Güte
„bezeugt hat, womit Sie meine Dienste genehmigt ha-
„ben; so habe ich in dieser Absicht nichts hinzuzusetzen.
„Ich will Denselben nur vorstellen, wie sehr ich darüber
„erstaunt bin, daß man mich in dem Verdacht haben
„konnte, als verlangte ich die Besoldung zu behalten,
„die mit meiner Stelle verknüpft war, da ich sie ver-
„lassen hatte. Dank sei dem Himmel, ich bin nicht
„in dem Fall, um eine Pension anhalten zu dürfen.
„So niedrige Gesinnungen wären meinem Stande un-
„anständig und streiten geradezu gegen meine Denkart.

„Ich will nur noch auf den Vorwurf antworten,
„den Ihre Hochmögende mir machen, daß ich das
„Heer und die Befehlshaberstelle, sagen Sie,
„auf eine ungewöhnliche und ganz gesetzwidrige
„Art verlassen habe. Ich habe bei diesen Umstän-
„den nichts gethan, als was jeder Mann von Ehre in
„meiner Stelle gethan haben würde. Die Ausdrücke,
„deren sich Ihro Hochmögenden bedienen, beweisen
„mir, daß Sie nicht von dem unterrichtet sind, was
„vor meinem Abgange zwischen dem Prinzen von Ora-
„nien und zwischen mir vorgegangen ist, ob ich gleich
„natürlich voraussetzen mußte, daß er als Generalka-
„pitain nicht unterlassen würde, es Ihnen zu melden;
„dieß nöthigt mich also, Ihnen eine kurze und wahr-

„hafte Nachricht von den vornehmsten Thatsachen zu „geben.„

„Als ich noch beim Heer vor Maastricht war, und „ehe man noch daran dachte, irgend einen Haufen da„von abzusenden, schrieb ich an den Hr. Statthalter, „daß ich bei dem Corps zu seyn wünschte, welches sich „an der Seite von Bergen op Zoom befand. Dieses „Corps war daselbst, blos auf mein dringendes Anhal„ten zur Bedeckung der Gränzen gelassen, und ich „glaubte daselbst nüzlicher seyn zu können, als bei dem „grossen Heer.„

„Ich schrieb ihm nach einiger Zeit wieder, daß ich „lebhaft um eine Verstärkung für Bergen op Zoom an„halte, und daß ich, im Fall ich dieselbe erhielte, Wil„lens wäre, sie dahin zu führen; allein diese beiden „Briefe blieben unbeantwortet; und es hat ihm beliebt, „über eine Menge andrer Fragen ebenfalls still zu schwei„gen. Man hat mich gar nicht weiter von den An„ordnungen unterrichtet, die man in Ansehung der „Mannschaft getroffen hatte, die in der Gegend von „Bergen op Zoom stand, und eben diese Verheimli„chung hinderte mich daran, meine Maßregeln vor dem „Abmarsche des Corps zu nehmen, das von dem großen „Heer abgeschickt ward. Sonst hätte ich mich warlich „nicht diesem Marsch unterzogen, um bald nachher, „gezwungen und beschämt nach Mastricht zurückzukehren.

„So viel ist wahr, daß ich auf der Anführung „dieses Corps bestand, als Seine Königliche Hoheit „der Herzog von Cumberland mir einige Schwierigkei„ten dagegen machte: allein mein Verlangen war sehr „vernünftig und allen Kriegsregeln gemäß. Ei! seit „wann darf ein General nicht mehr da seyn, wo der „gröβte Theil seiner Mannschaft ist?„

„Ich meldete an den Prinz von Oranien durch ei„nen Courier, daß ich mit dem Corps abmarschirete, „und bat ihn, mir seine Befehle nach Venlo zuzuschi„cken, wo ich den 21ten July einzutreffen dächte; und „ich erhielt von ihm den Brief, den ich hier abschrift„lich beizulegen die Ehre habe (dieses ist der schon oben „angeführte). Ihre Hochmögenden werden Selbst ur„theilen, wie seltsam mir die darin gethanen Vorschläge „vorkommen muβten. Ich wuβte ganz und gar nichts „von dem Entschluβ, den Ihro Hochmögenden in An„sehung der mir untergebenen Mannschaft gefaβt hat„ten; und es war ein Verstoβ gegen alle Kriegsregeln, „mich nicht davon zu benachrichtigen. Anderntheils „muβte man aus meinen vorigen Berichten gesehn ha„ben, daß ich in Mastricht fünf Bataillons hineinge„worfen hatte, welche also gar nicht mehr zum Heer „gehörten, sondern bloß unter den Befehlen des Kom„mendanten dieser Stadt standen, daß mir nur noch „einige zwanzig Bataillons übrig blieben, was niemals „genug zu einem Heer für einen General ist. Man

„konnte also sehn, wie unschicklich es war, mir den „Vorschlag zu thun, daß ich wie eine Art von Minister „in dem Heer bleiben und die kriegrischen Unternehmun„gen andern anvertrauen sollte.

„Ich antwortete dem Prinzen von Oranien; der „Vorschlag, zum Heer zurückzukehren, wo ich über „keine Mannschaft zu befehlen hätte, oder unter den „Befehlen des Generals von Cronström zu dienen, hiesse „eben so viel, als daß ich den Dienst der Republik ver„lassen sollte. Ich setzte hinzu, daß ich die Antwort „Seiner Durchlaucht in Herzogenbusch erwartete, und „wenn mir dieselbe keine Veränderung in diesen Anord„nungen meldete; so würde ich die Befehlshaberstelle „in die Hände des ältsten Generallieutenants nieder„legen.„

„Hernach gab ich dem General von Burmannia, „der sich nach Utrecht zum Prinzen von Oranien begab, „den Auftrag, in meinem Namen an Seine Durch„laucht die stärksten Vorstellungen zu thun, und ich „kenne zu gut den rechtschaffenen Karakter dieses Ge„nerals, als daß ich nicht überzeugt seyn sollte, er wer„de seinen Auftrag wie ein Mann von Ehre erfüllt „haben. Er meldete mir bei seiner Rückkehr nichts be„friedigendes.

„Nach diesen Vorfällen entschloß ich mich, einen „Dienst zu verlassen, in welchem man sich erlaubte, „so sehr meine Ehre zu beleidigen, anstatt der Beloh-

„nungen, welche mir dafür zukamen, daß ich bis da-
„hin alles gethan hatte, was ich durch meinen Eifer und
„durch meine geringen Talente nur vermochte; und ich
„gab sogleich dem Prinzen von Oranien Nachricht
„davon.„

„Ich habe lange genug gedient, und weiß, was
„man seinen Obern und dem Souverain schuldig ist,
„allein ich weiß auch, daß man einem General in der
„Verrichtung seiner Pflichten Achtung schuldig ist, und
„daß man auf keine Weise über die Mannschaft die
„man ihm anvertrauet hat, verfügen darf, ohne ihm
„davon Nachricht zu geben.„

„Ich wage es, mir zu schmeicheln, daß Ihre Hoch-
„mögenden billig genug denken werden, um zu gestehn,
„daß ich so handeln mußte, wie ich gehandelt habe.
„Uebrigens ist mein guter Ruf in der Welt zu vest ge-
„gründet, als daß ich befürchten dürfte, daß ihn die
„Pfeile der Bosheit und der Verleumdung nur im min-
„desten verletzen könnten.“

unterzeichnet
Karl, Fürst von Waldeck.

Dieser Brief hat mir in jeder Absicht werth geschienen, daß er aufbehalten würde. Allenthalben blickt aus ihm jener Adel und jene Standhaftigkeit hervor, die dem gekränkten Mann von Verdienst so wol anstehn; und zugleich kann derselbe in der Geschichte einen neuen Be-

weis für die niedrigen Kabalen geben, welche Nebenbuhlerneid, Eifersucht, und persönliches Intresse so oft zum Nachtheil des öffentlichen Wohls im Staat erzeugen.

Endlich kam der General Schwarzenberg zu uns, der anstatt des Fürsten von Waldeck die Anführung der Truppen übernahm, die von Mastricht kamen. Wir empfanden grösstentheils das Gefühl der Verzweifelung über die Abreise dieses Fürsten, welcher Talente mit Vorzügen des Charakters vereinigte, und sich das Zutrauen des ganzen Heers erworben hatte.

Unter allen Offizieren war ich über dieses Ereigniß am meisten bekümmert, entschloß mich auch, gleich nach Endigung dieses Feldzugs, nach Hause zurükzukehren; und dieser Entschluß wurde mir um desto leichter, da ich, in den drei Feldzügen, die ich im Heer der Verbündeten mitgemacht hatte, nichts, als verlorne Schlachten und eroberte Vestungen gesehn hatte.

Nach einiger Zeit brachte uns der Marquis von Bathiani eine zweite Verstärkung: zu gleicher Zeit aber unterließ auch der Graf von Sachsen nicht, verhältnißmäßig das französische Heer zu verstärken, welches Bergen op Zoom belagerte; so daß sich unvermerkt die größte Stärke beider Heere vor diesem Ort befand, nur mit dem Unterschiede, daß wir unthätig blieben, unsre Feinde hingegen die Belagerung sehr eifrig fortsezten, und den Ort eroberten.

Die Eroberung einer solchen Vestung innerhalb zwei Monaten kann man blos für einen Ueberfall ansehn. Die Besazung war stark und hatte völlig freie Verbindung mit der Provinz Seeland, und vermittelst dieser mit allen vereinigten Staaten, unser Heer bestand aus vierzigtausend Mann: aber ob ich gleich dem Muth, der Tapferkeit und der Geschiklichkeit der Franzosen Gerechtigkeit wiederfahren lasse; so kann ich doch auch nicht umhin zu versichern, daß ihnen die Eroberung dieser Stadt nur daher gelang, weil die Besazung eben so wenig als unser Heer ihrer Schuldigkeit nachkam, und daß der Feind sich vergebens darnach bestrebt haben würde, sich dieser Vestung zu bemächtigen, wenn der Fürst von Waldeck an der Spize unsrer Mannschaft gestanden hätte.

Zwar machten wir einen Versuch, dem Ort zur Hülfe zu kommen. Dreitausend Grenadier wurden befehligt, zu gleicher Zeit an drei verschiedenen Orten, den Feind anzugreifen, und ich hatte die eine dieser Abtheilungen anzuführen. Ich drang bis in die Umschanzungslinie, und ich sezte mich um desto leichter in derselben vest, da die beiden andern Angriffe etwas zu früh geschahen, und also fast die ganze Aufmerksamkeit des Feindes auf die mir entgegen gesezte Seite lenkten. Ich schikte einen von meinen Offiziren zurük, um den glüklichen Erfolg meines Angrifs zu melden, und darum anzuhalten, daß unser Heer, welches gerade hinter mir

stand, zu meiner Unterstüzung heranrükken sollte; allein der Offizier kam sogleich zurük, und brachte mir, statt der von mir gefaßten Hofnung, den Befehl, mich zurükzuziehen, und wieder zum Heer zu stossen, das ohne allen Grund, und geradezu gegen allen gesunden Menschenverstand ins Lager zurük ging. Ich gehorchte, aber ich knirschte mit den Zähnen dabei.

Man führte bei dieser Gelegenheit an, wie der Prinz Eugen im Successionskriege Turin entsezt hatte: das ist ganz gut, sagte ich bei mir selbst, wir würden auch Bergen op Zoom entsezen, allein zum Unglük steht kein Eugen an unsrer Spize.

Der General Cronström war damals achtzig Jahr alt; und in solchem Alter ist man nicht mehr völlig im Stande, Kriegsunternehmungen anzuordnen. Er rettete sich nebst seiner Besazung durch das Thor, was er noch in seiner Gewalt hatte, und schlug sich bloß im Weichen. Er kam in unsre Linien herüber, und sezte sie in Schreken und Verwirrung.

Alles, was den Franzosen entkommen konnte, stieß indessen zur Armee, und theilte mit uns die Mühseligkeit, oder vielmehr die Schande während der übrigen Zeit dieses Feldzugs.

Der Prinz von Oranien eilte vom Haag herbei, um so gut als möglich, die Zerrüttung unsrer Angelegenheiten wieder zu verbessern. Er musterte das Heer, und machte die Standeserhebungen bekannt, durch wel-

che auch ich die Stelle eines Obristen erhielt; zu gleicher Zeit dankte mir der Prinz in den schmeichelhaftesten Ausdrükken von Seiten der Generalstaaten für alle Dienste, die ich ihnen in diesem Kriege geleistet hatte. Er sezte hinzu, da das Heer jezt unter seinen Befehlen stände; so hege er die Hofnung daß sich ihm ferner Gelegenheit dazu darbieten würde, mich zur Fortsezzung derselben zu ermuntern. Dieses Versprechens wegen entschloß ich mich, die Ausführung des Vorhabens zu verschieben, welches ich aus Unwillen über das dem Fürst von Waldek zugefügte Unrecht gefaßt hatte, dem ich meinen ganzen glüklichen Zustand verdankte: auch nöthigte mich noch ein neuer Umstand, das Heer nicht zu verlassen. Der Prinz von Oranien brachte nur drei Tage bei uns zu und befahl mir in eben dem Augenblik, wo er die Rükreise nach dem Haag antrat, mich zu ihm zu verfügen, so bald der Feldzug beendigt wäre, und sagte mir zum voraus, daß er über gewisse Anordnungen mit mir zu sprechen hätte, zu welchen er mich gerne gebrauchen möchte.

Es war schon tief im Jahr: es fiel nichts wichtiges weiter vor, und einige kleine Gefechte ausgenommen, die aber ohne Folgen waren, hinderte uns nichts die Winterquartiere zu beziehn.

Wir waren ziemlich traurig, aber eine lustige Begebenheit heiterte uns, gegen das Ende des Feldzugs, ein wenig auf.

Ich zog täglich zum kleinen Kriege aus, die Lebhaftigkeit meines Temperamens stimmte nicht zu dem unthätigen Müssiggange, der in unserm Lager herrschte. Einst fing eine meiner Patrullen einen Courier auf, der für das Lager des Herrn von Löwendal bestimmt war und brachte mir ein großes Felleisen mit, welches eine ungeheure Menge Briefe aus Frankreich enthielt. Ich gehe damit ins Hauptquartier, wo man nach den Kriegsgesezzen alle aufgefangenen Briefe durchliest, ehe man sie durch einen Trompeter an den Ort ihrer Bestimmung schikt.

Ich war mit unter denen, die man dazu auswählte, sie zu lesen. Nur sehr wenige waren darunter, die auf die gegenwärtigen Umstände Beziehung hatten, und aus welchen wir einiges Licht schöpfen konnten: dagegen fielen uns eine Menge Briefe in die Hände, welche an die Offizier von ihren Geliebten und von den Schönen in Paris geschrieben waren. Einige waren voll Zärtlichkeit und Leidenschaft andre voll Scherz und Schökerei andre endlich ernsthaft und voll von lebhaften Ausdrükken von Vorwürfen oder Spöttereien. Nie habe ich in einer Komödie mehr Vergnügen empfunden als bei dieser Lektüre.

Noch fiel eine sehr bemerkenswerthe Begebenheit vor, aber von einer ganz andern Art.

Ein junger Franzose erbot sich, unter unser Heer zu gehn, und erzählte, daß er durch Unfälle im vorigen

Jahr genöthigt wäre, den französischen Dienst zu verlassen. Man schikte ihn zu mir und ich erhielt den Auftrag zu sehn, wozu er zu gebrauchen wäre. Er wich nicht von unsrer Seite und bewies allenthalben viel Tapferkeit, aber sein sittliches Betragen war nichts weniger, als lobenswerth.

Dieser Mensch folgte mir sehr oft wenn ich die Stellung des Feindes recognoscirte, und nach seinen Beobachtungen dachte er auf die Ausführung eines Streichs, zu welchem er sich von mir vierzig Freiwillige, so wol Reiter als Fußvolk ausbat, die ich ihm auch bewilligte.

Er hatte nebst mir bemerkt, daß ein feindlicher General zwischen Antwerpen und Bergen op Zoom stand, um die Verbindung zwischen beiden Oerten zu unterhalten und die Fuhren zu dekken; daß er seine Stellung in einem Dorf genommen hatte, das an der Landstrasse zwischen beiden Oertern lag; daß alle Wachen dieser Schaar, da das Dorf an einer Seite völlig unter Wasser stand, an die entgegengesezte gestellt waren.

In einer Nacht also benuzt dieser unerschrokkene Mensch die Dunkelheit, und watet mit drei oder vier von seinen Freiwilligen durch das unter Wasser gesezte Erdreich: er geht ganz sachte ins Dorf, geht durch das Quartier des Generals, und ersticht die Schildwache, welche vor der Hausthür steht. Nachher geht er ganz allein in die Stube des Offiziers, der ganz ruhig schläft; er wekt ihn, indem er ihm den Dolch an die Gurgel sezt,

er droht ihm den Tod, wenn er das geringste Geräusch zu machen wagte, und befiehlt ihm, sich schnell anzukleiden und ihm zu folgen.

Der arme General muß also gehorchen und seinem Führer zur Seite sich auf den Weg machen. Sie gehn durch alle Wachen, und so oft man schreit; wer da? antwortet der französische General: Franzose und General der seine Posten besucht. Keine Schildwache verweigert ihnen den Durchgang.

Da sie endlich aus dem Dorf kommen; so giebt mein Bravo das Zeichen, was er mit seinen Husaren verabredet hatte. Sogleich kommen zwei von ihnen hervor und bringen ihm zwei Pferde, eins für sich und das andere für seinen Gefangenen. Er befiehlt seiner Mannschaft, umzukehren, reitet mit seinem Gefangnen voraus und kommt mit Tagesanbruch ins Lager.

Der französische General war, wie man leicht denken kann, gar nicht wol mit der Nacht zufrieden, die er so übel zugebracht hatte. Er beklagte sich vorzüglich darüber, daß dieser Offizier seine Stube geplündert und seine Wäsche, sein Geld und alle seine Sachen fortgenommen hätte.

Durch diesen Fang erhielt dieser das Patent eines Hauptmanns im Dienst der Republik und die Erlaubniß, zum künftigen Feldzuge eine Freikompagnie zu errichten; allein sein Glük war nicht von langer Dauer: er beging nachher so viel Straßenräubereien und Grau-

samkeiten, daß er nach den Ausspruch des Kriegsraths lebendig gerädert und seine Mannschaft verabschiedet ward.

Der kleine Krieg ist bei meinen verschiednen Feldzügen eine meiner Hauptbeschäftigungen gewesen; aber Dank sei dem Himmel! mein Betragen war immer so, daß ich mir keine Vorwürfe darüber machen darf.

So bald uns die Strenge der Jahrszeit ausser Stand sezte, thätig zu seyn, wies man uns die Winterquartiere an: das Regiment, welches ich anführte, ward nach Herzogenbusch gelegt. Dieses ist eine recht hübsche wolbevestigte Stadt, und einer der besten Besazzungsörter in der Republik. Ich brachte meine Leute dahin und dann reiste ich, den Befehlen gemäß, die mir der Prinz von Oranien gegeben hatte, nach dem Haag ab.

Dieser Prinz nahm mich sehr gnädig auf: er wiederholte mir alles das schmeichelhafte, was er mir bei seiner Musterung des Heers über meine Dienstleistungen gesagt hatte: er sezte hinzu, daß er noch mehr als eine Gelegenheit erwarte, wo er mir seine Zufriedenheit darüber bezeugen könne und endlich sagte er mir, wie er sehr wünsche, daß ich mich entschliessen möchte, zu der entworfnen Vermehrung der Kriegsvölker der Republik behülflich zu seyn; ich möchte also den Winter dazu benuzzen, in Schweden vier Regimenter Fußvolk auszuheben, welche die Republik auf eben den Fuß in ihre Dienste nehmen wollte, als diejenigen, die sie im Successionskriege gehabt hätte, und womit sie so sehr zufrie-

den gewesen wäre. Er bat mich zugleich, etwa hundert Offizier von meinen Landsleuten anzuwerben, die nach ihrem Range und nach ihrer Fähigkeit unter verschiedne andre Korps vertheilt werden sollten.

Nach Vorschlägen dieser Art, konnte ich nicht mehr füglich den Dienst der Republik verlassen; man würde mich dann der Undankbarkeit gegen den Prinz von Oranien beschuldigt haben; also gab ich meinen vorigen Plan auf.

Dieser Auftrag war mir um so angenehmer, da er mir den Vortheil verschafte, meine Verwandte und vorzüglich die Fräulein von W*** meine Verlobte, wiederzusehn. Ich nahm zugleich darauf Rükſicht, daß ich durch diese Werbung etwas Geld in mein Vaterland ziehn würde, wo dasselbe stets selten gewesen ist.

Aus allen diesen Gründen versprach ich, mein möglichstes zu thun, damit dieses Geschäft zu Stande käme, und reiste eilend ab, da ich keinen Augenblik zu verlieren hatte. Der Prinz versah mich mit Vollmacht in Ansehung der Kapitulation, und mit offnen Wechseln auf Amsterdam wegen der Summen, deren ich etwa benöthigt seyn möchte.

Ich ermangelte nicht, unterwegs den Fürsten von Waldek meinen Wohlthäter und meinen Freund der sich in seine Länder begeben hatte zu besuchen und blieb zwei Tage bei ihm. Damals erzählte er mir alle kleine Umstände seiner Uneinigkeit mit dem Prinzen von Oranien

und theilte mir ihren ganzen Briefwechsel mit. Ich reiste hernach nach Hamburg und von da nach Stralsund, wo man sich zu Schiffe sezt, um nach Schweden überzufahren. Ich hatte das Unglük, Schifbruch zu leiden. Das Paketboot ward durch den schrecklichsten Sturm auf eine Sandbank geworfen; und ich brachte die Nacht in dieser schrecklichen Lage zwischen Leben und Tod zu. Den folgenden Tag schikte mir der Postmeister aus Stralsund ein andres Paketboot, um durch immerwährendes Eis in steter Lebensgefahr meine Ueberfarth zu endigen. Ich stieg zu Istad in Schweden aus und reiste zu Lande nach Stokholm. Unterwegs war ich bei der Fräulein von W***, deren Anblik in mir nach einer so langen Abwesenheit die lebhaftesten Empfindungen der Zärtlichkeit erregte, deren das menschliche Herz bei dem theuersten Gegenstande nur fähig ist. Nachher reiste ich zu meiner Mutter, die ich, so wie zugleich meinen Bruder und meine Schwester, welche sie bei sich hatte, mit eben so süßem Entzükken umarmte, und nach einem Aufenthalt von einigen Tagen reiste ich nach Stockholm ab.

König Friedrich der I, der damals regierte, nahm mich auf die gnädigste Art auf. Er hatte selbst, als Erbprinz von Hessenkassel in dem Heer der Verbündeten unter dem Prinz Eugen und dem Herzoge von Marlborough gedient. Ich fand bei ihm unendlich viel Kenntniß des Kriegswesens: er unterhielt mich viel über das Land, welches der Schauplatz des jezzigen Kriegs war.

Ich hatte das Vergnügen seine Wißbegierde durch die Beschreibung der Feldzüge zu befriedigen, denen ich beigewohnt hatte, und durch die Erzählung der verschiednen Umstände, durch welche sie für uns so unglüklich und für die Franzosen so glänzend geworden waren.

Bei diesen Unterredungen fand ich natürlich die Gelegenheit, mit ihm über den Auftrag zu sprechen, den ich hätte, Truppen anzuwerben, welche die Republik in ihren Sold zu nehmen wünschte. Von Seiner Majestät erhielt ich ohne Schwürigkeit Einwilligung und möglichste Begünstigung für meine Verhandlung, aber der Senat war in dieser Zeit völlig den Franzosen ergeben. Der Gesandte dieser Macht, welcher auf die Staatsangelegenheiten mehr Einfluß hatte, als der König selbst, ward um Rath gefragt, und sein Widerspruch war hinreichend, alle meine guten Absichten zu zerstören, da ich meinem Vaterlande eine ansehnliche Geldsumme, und zugleich einem Theil unsrer adelichen Jugend Gelegenheit verschaffen wollte, sich in der Kriegskunst Einsichten zu erwerben und sich darin zu vervollkommnen, die sich sonst, da sie nichts bessers zu thun hatte, mit der Staatskunst beschäftigte.

Zu meinem Glük gab mir einer meiner Freunde von Seiten des Prinzen von Oranien die Nachricht, daß ich die mir aufgetragene Unterhandlung so viel als möglich möchte in die Länge zu ziehn suchen, da es sehr viel Anschein habe, daß der völlige Friedensschluß auf einen

Waffenstillstand folgen würde, den man so eben vestzusezzen im Begrif sei.

Dreissigtausend Russen hatten sich in Bewegung gesezt, um den Seemächten zu Hülfe zu kommen, und durch diesen Entschluß des Petersburger Hofes ward Frankreich bewogen, in allem Ernst auf den Frieden zu denken.

Ich verzögerte also den Fortgang meiner Unterhandlungen, da ich voraussah, daß man, wenn der Friede zu Stande käme, ganz gewiß von der holländischen Armee viele Leute verabschieden würde; und um desto mehr Zeit zu gewinnen, gab ich dem Könige ins geheim von demjenigen Nachricht, was man mir in Ansehung der Friedenshofnungen aus Holland schrieb, und reiste zu der Fräulein von W***.

Wir ehlichten uns. Dieser so übereilte Entschluß war freilich nicht sehr weise, weil ich in der Gefahr war, einige Wochen nach meiner Hochzeitfeier wieder ins Feld gehen zu müssen; aber, es mochte nun Liebe oder es machte die Ahndung des bevorstehenden Friedens seyn, genug ich sezte mich über diese Furcht hinweg und befriedigte meine Neigung.

Der König schenkte mir unter sehr schmeichelhaften Ausdrükken einen goldnen Degen, und da ich von Seiner Majestät mich beurlaubte, hatten Sie noch ausser Ihren vorigen Gnadenbezeugungen die Huld, mir das Patent eines Obristen in schwedischen Diensten zu über-

reichen. Bis dahin war ich völlig vergnügt, der Tag meiner Vermählung war angesezt, allein unser Vergnügen ward mit vieler Bitterkeit vermischt, weil ich das Unglük hatte, meine Mutter in eben dem Augenblik zu verlieren, als sie in den Wagen steigen wollte, um dieser Zeremonie beizuwohnen, die nicht länger aufgeschoben werden konnte. Ich verlebte vierzehn Tage in den widerstrebendsten Empfindungen, die einerseits durch den Verlust einer guten und ehrwürdigen Mutter, die meinen ganzen Kummer verdiente und andrerseits durch den Besiz einer Gemahlin verursacht wurden, für die ich seit langer Zeit eben so viel Achtung als Zärtlichkeit fühlte.

In diesen Umständen gab mir der Prinz von Oranien in einem Briefe Nachricht, daß der Waffenstillstand geschlossen und ein allgemeiner Friede mehr als wahrscheinlich wäre, daß ich also, da die Verabschiedung eines Theils der Armee unvermeidlich sei, alle Verhandlungen, wenn es noch angehn könnte, abbrechen, und der Republik eine Ausgabe ersparen möchte, welche im Fall des Friedens unnöthig seyn würde.

Ich hatte nach den ersten Nachrichten, die ich über diesen Gegenstand erhielt, meine Maasregeln so gut genommen, daß es mir eben nicht schwer ward, die Wünsche des Prinzen von Oranien zu erfüllen. Ich traf einige nöthige Anordnungen den Nachlaß meiner Mutter betreffend und reiste dann mit meiner Gemalinn nach Deutschland.

Im Hollsteinischen war eine verheirathete Schwester von ihr wohnhaft. Zu dieser brachte ich sie hin, und ließ sie daselbst, um mich zu dem Regiment zu verfügen, das in Holland unter meinen Befehlen stand.

Bei meiner Ankunft fand ich die ganze Armée der Verbündeten versammlet und bei Breda gelagert, die französische stand bei Antwerpen. Da die Feindseeligkeiten unterblieben; so dachte man auf nichts als auf Ergözlichkeiten. Nie sah man vielleicht in irgend einem Heer so viel Feste und so viel Pracht als in dem unsern. Es bestand aus Oesterreichern, Engländern, Holländern, Baiern, Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, und aus einer kleinen Schaar des Prinzen von Hessen-Darmstadt: auch der Bischof von Würzburg hatte den Holländern zwei Regimenter in Sold gegeben.

Die Vergnügen verdrängten indessen nicht ganz die kriegerischen Geschäfte. Man übte die Mannschaft; jeder Anführer ließ seine Leute nach seiner Art in den Waffen üben, und diese Mannichfaltigkeit hatte etwas sehr unterhaltendes.

Verschiedne von unsern Generalen und niedern Offizieren benuzten die jezzige Lage der Sachen zu einem Besuch des französischen Heers. Vorzüglich waren die meisten neugierig, Bergen op Zoom wiederzusehn, und auch ich gehörte zu dieser Anzahl.

Der französische General, der Kommandant von dieser Stadt war, nahm uns sehr artig auf; und da er sah, daß uns sehr daran gelegen wäre, alle nähere Umstände von der Eroberung dieser Vestung zu erfahren; so befahl er dem Plazmajor welcher sich mit unter den französischen Offizieren befunden hatte, die beim Sturm Anführer gewesen waren, uns alle Orte zu zeigen, durch welche sie in die Stadt gedrungen wären.

Wir erstaunten nicht wenig, da wir die nähern Umstände dieser berühmten Eroberung hörten. Die Belagerer hatten sich auf ihre Bajonetten gestüzt, da sie die Bresche erstiegen, und der ganze Widerstand, den sie bei ihrem Eindringen in die Stadt trafen, bestand in einigen eingeschlafenen Schildwachen.

Herr von Löwendal besaß ohne Zweifel Verdienst: allein Kunstverständige werden es nicht nach dem Glük dieser Unternehmung würdigen. Es geht den Kriegsanführern, wie den Aerzten: Kenntnisse allein sind nicht hinreichend; sie müssen auch Glük haben. Die Eroberung von Bergen op Zoom beweist, daß der Marschall von Löwendal beides besas.

Der ganze Feldzug verfloß unter Freuden; täglich folgten ununterbrochen Ergözlichkeit auf Ergözlichkeit. Der Friede ward den 18ten Oktober 1748 zu Aachen geschlossen. Ein jeder kehrte jezt heim. Ich führte mein Regiment nach seiner Besazzung; und da ich die Erlaubniß erhalten hatte, mich auf sechs Monat zu entfernen;

so reiste ich nach Hollstein, wo meine Gemalinn für Ungeduld brannte, mich wiederzusehn.

Wir brachten den Winter sehr angenehm bei unsern Verwandten zu, die uns mit Artigkeit und Freundschaftsbezeugungen überhäuften.

Meine Absicht war, im Anfange des Frühlings nach Holland zurükzukehren, und mich wieder zu meinem Regiment zu verfügen, das in Tournai in Besazzung lag. Auch wollte ich meine Gemalinn mit dahin nehmen, und mich dort niederlassen, weil ich das Glük gehabt hatte, mir während des Kriegs einigen Namen zu machen, und weil überdem Tournai eine sehr angenehme Stadt und einer der besten Besazzungsörter der Republik ist; allein gegen Ende des Winters schrieb man mir aus Schweden, daß Familienangelegenheiten schlechterdings dort meine Gegenwart forderten, und daß ich sonst Gefahr laufen würde, die Landgüter zu verlieren, die mir durch den Tod meiner Mutter zugefallen wären. Dieser dringende Beweggrund brachte mich zu dem Entschluß, nach Hause zu reisen; und da der Krieg doch geendigt war, so wollte ich meine Stelle im holländischen Dienst niederlegen. Man verweigerte mir meinen völligen Abschied: ich erhielt bloß die Erlaubniß, in Schweden zu bleiben, so lange meine Angelegenheiten es erfordern würden. Dagegen erbot ich mich, im Fall eines entstehenden Kriegs, wieder in den Dienst der Republik zu treten; da sich aber dieser Fall nachher nicht wieder

ereignete; so habe ich diese Pflicht der Dankbarkeit ihr nicht abtragen können und mein Stern hat mich anderswohin geführt.

Mit meiner Gemalinn nach Schweden zurükgekehrt, zog ich aufs Land. Ich liebte von Natur die ländliche Wirthschaft; und ich benuzte die süsse Ruhe, die ich endlich wieder genoß, zur Verbesserung meiner Güter. Meine Hauptbeschäftigung war die Erziehung meiner Kinder. So verlebte ich sieben ganze Jahre, fern vom Getümmel der Welt und vom Geräusch der Waffen, bei welchem ich bis dahin fast immer gewesen war. Doch reiste ich von Zeit zu Zeit nach Stokholm, theils um nach der Gewohnheit des Landadels dem Könige meine Cour zu machen, theils um bei den Reichstagen zugegen zu seyn, deren Mitglied ich war, da ich als Edelmann das Recht hatte, meine Stimme zu geben: aber noch war nicht die Rolle zu Ende, welche die Vorsehung mir bestimmt hatte. Neue Auftritte erwarteten mich noch; und eröfneten sich bald vor meinen Augen.

Meine Freunde wiederholten mir unaufhörlich, daß ich Unrecht daran thäte, mich so auf meinen Gütern gleichsam zu begraben; und da ich so viel Kenntnisse vom Kriegswesen besässe, so sei es mir nicht erlaubt, unnüz für mein Vaterland zu bleiben. Ich widerstand lange ihrem Anhalten, da ich mich zu glüklich bei meinem ruhigen Leben befand; allein sie erneuerten so oft ihre Anmahnungen, sie erregten auf so mancherlei Art den Eifer,

den ich stets für das Glük und den Ruhm meines Vaterlandes gehabt habe, sie erwekten so künstlich die Begierde nach Ruhm, die fast in meiner Seele verloschen war, daß sie mich endlich wieder in dem Wirbel hineinzogen, von dem ich, mich auf immer zu entfernen, entschlossen war. Ich war erst vier und dreissig Jahr alt; und es ist schwer, in diesem Alter, wo alle Gegenstände menschlicher Leidenschaften sich noch in reizend lachendem Lichte zeigen, Philosoph genug zu seyn, um das ganze Glük eines eingezogenen Privatlebens zu empfinden. Ich bat den König um Dienste, und er hatte die Gnade für mich sogleich mich als Obristen bei seiner Leibwache anzustellen.

In dieser Stelle muste ich um die Person des Königs seyn; ich verließ also meine Güter und begab mich nach der Hauptstadt. Gerade um diese Zeit ward der bekannte Reichstag vom Jahr 1755 bis 1756 gehalten, dessen Ende für mich und so viel andre so traurig seyn muste.

Der König und der Senat waren seit langen Zeiten uneinig. Empfindlichkeit, Bitterkeit und Haß herrschten gleichmässig unter beiden Partheien. Die vorigen Streitigkeiten wurden täglich damals lebhafter und weitaussehender; Wuth und Raserei achteten bald nichts mehr, und brachen von allen Seiten aus.

Obgleich ein Mitglied dieses Reichstags, faßte ich dennoch den Vorsaz, mich mit weiter nichts als mit meinem Dienst zu befassen, diesem meine ganze Zeit und

meinen ganzen Fleiß zu widmen; und dadurch so vielen andern Offizieren ein Beispiel zu geben, die ihre Pflicht der Staatsklugheit aufopferten: allein ich war schwach genug, um mich von dem Strom hinreissen zu lassen.

Bei so einer Regierungsform, wie damals die schwedische war, erhizt die Liebe zur Freiheit und zur Unabhängigkeit jeden Kopf, und man glaubt, daß man sie beide nur in so fern genießt, als man sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischt.

Dieß war die allgemeine Stimmung in diesem unglüklichen Zeitpunkt. Die Geistlichkeit, der Adel, der Bürger, ja die Bauern sogar, alle wollten den Staat nach ihren Einfällen regieren. Sie tobten einer gegen den andern, und verfolgten sich ohne Schonung. Die Partei des Senats glaubte sich von dem schrecklichsten Despotismus bedroht, und die Partei des Hofes eben so sehr von der fürchterlichsten tirannischen Aristokratie: da aber die erste von den Franzosen unterstüzt ward, so war sie die herrschende. Auch ermangelte sie nicht, alle ihre Vortheile zu benuzzen; sie überließ sich ganz ihrer Wuth und ihrer Rache gegen den Hof und gegen alle diejenigen, die nicht blind ihren Absichten folgten.

Seit meiner Kindheit hatte ich nichts als Unglüksfälle über Schweden einbrechen sehn, und seine unbegränzte Vereinigung mit Frankreich war der Grundquell und die unmittelbare Ursach aller seiner Unfälle. Ich gehörte also zufolge meiner Anhänglichkeit an mein Va-

terland, und meines Eifers für sein wahres Wohl zur antifranzösischen Parthei. Ich sah den Hof gekränkt und schaamlos selbst in der Person der drei Prinzen und der Prinzessinn verhöhnt, deren Erbfolge blos die Vorsicht gesichert hatte. Ich war Zeuge von den unerhörten Verfolgungen, welche verschiedene von meinen Freunden erfuhren, weil sie sich für die Hofparthei erklärt hatten. Endlich war ich innerlich erbittert, wenn ich das geringe Verdienst aller derer betrachtete, die man zu den höchsten Ehrenämtern erhob, und wenn ich sah, wie man auf eine empörende Art bei jeder Gelegenheit Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Recht und Thatsachen, Regeln und Misbräuche, Freiheit und Zügellosigkeit, königliches Ansehen und Despotismus vermengte.

Dieses verhaßte Schauspiel machte mich desto aufmerksamer auf die Uebel, von denen der Staat bedroht ward. Ich gab dem mir geschehenen Vortrage Gehör daß nur eine einzige Parthei zu ergreifen wäre, um das Vaterland bei so einer Krise zu retten, nemlich, sich mit Gewalt und Muth auszurüsten und eine glükliche Staatsveränderung herbeizuführen, welche die Regierungsform völlig umwandeln sollte.

In der That schien mir dieser Weg einzig und allein den Umständen angemessen, und das um desto mehr, da man nicht daran dachte, das Blut unserer Mitbürger zu vergiessen, sondern bloß den Vorsaz hegte, alles wie-

der auf eben den Fuß zu sezzen, wie es unter Gustav Adolph gewesen war.

Mein Rath war, nichts zu übereilen und günstige Umstände abzuwarten; ich sezte hinzu, daß sich die Gelegenheiten, thätig zu seyn, früh oder spät, gewiß darbieten würden, was man nach dem vorhergehenden gar leicht voraussehn konnte.

Man billigte meinen Entwurf und entschloß sich die Ausführung der entworfnen Staatsveränderung aufzuschieben. Indessen unterhielt man sich stets darüber unter dem Siegel des Geheimnisses, bis zu einer Begebenheit, welche der größte Theil von uns gar nicht vermuthete, die aber ohne Zweifel durch die Ungeduld eines unsrer Mitgenossen veranlaßt war, und einer Verbindung ein sehr tragisches Ende machte, deren einziger Gegenstand das allgemeine Wol gewesen war.

Der Stokholmer Pöbel rottete sich zum Besten des Hofes schaarenweise zusammen. Die Zahl der Mißvergnügten belief sich bald auf einige tausend. Sie hatten verschiedne von unsren Vertrauten in ihr Geheimniß gezogen, und eines Abends schikten sie zwei oder drei Abgesandten an den Graf von Brahe, der das Oberhaupt unsrer Parthei war. Da diese Abgeschikten ihn nicht in seinem Hause fanden; so kamen sie zu mir, um mit ihm zu sprechen, da man ihnen sagte, daß sie ihn da treffen würden. Er war wirklich da, und sie erzählten ihm in meiner Gegenwart daß sie um Mitternacht alle

bewafnet seyn würden, um gewisse Herrn gefangen zu nehmen, die seit dem Anfange des Reichstages sich bemühten, den König auf tausenderlei Art zu kränken und ihm die grausamste Schmach anzuthun.

Diese Erklärung war ein Donnerschlag für uns. Wir schikten sie zurük und beschworen sie, ruhig zu bleiben und es auf einen andern Tag zu verschieben. Eine Stunde nachher erschienen sie wieder und sagten uns, daß es zu spät wäre, daß schon alles in Bewegung sei, um sich auf dem Versamlungsort zu vereinigen. Da die Sache ernsthaft ward; so bat mich der Graf von Brahe zum Könige zu gehn wohin er mir nach einer Stunde nachkommen wolite, und seine Majestät zu bereden, daß er bei diesen verdrüßlichen Umständen seine Parthei ergreifen möchte, nemlich zu siegen oder zu sterben. Ich fand bei meiner Ankunft in seinem Kabinet die Königinn und zwei von meinen Freunden, die gleichfalls meiner Meinung waren. Wir baten den König, sich zu Pferde zu sezzen; die Königinn erbot sich, ihm in diesem kritischen Augenblik zu folgen; allein indem wir ihm vorstellten, wie viel Vortheil seine Gegenwart zum Besten der guten Sache stiften könnte, brachte man uns schon die Nachricht, daß das Komplott entdekt sei, daß unsre Antagonisten sich versammelten, daß ihre Patrullen schon die Gassen durchstrichen und alles Volk zerstreut sei. Unsre Lage war schreklich; nichts desto weniger bat man den König, hinabzugehn, sich zu zeigen und sich an die

Spizze der Schloswache zu stellen. Sie bestand aus hundertundfunfzig Mann und würde gewiß ohne Weigerung marschirt seyn: wahrscheinlich hätten wir uns durch Hülfe der Nacht aller Posten bemeistert; allein wir bemühten uns vergebens, alles zu zeigen, was uns anfeuerte.

Ich kehrte nach Hause zurük von Kummer und Verzweiflung durchdrungen, daß wir unsern Streich verfehlt hatten, und bedauerte, mich in so grosse Entwürfe eingelassen zu haben, ohne die Seele dieser großen Revolution genugsam zu kennen.

Mein Dienst rief mich den folgenden Morgen an den Hof und ich begab mich dahin. Alles war daselbst in Ruhe; indessen erhielt ich bald die Nachricht, daß man schon verschiedne Personen hatte in Verhaft nehmen lassen und daß die Bürgerschaft Befehl hatte die Waffen zu ergreifen. Man verließ sich nicht völlig auf die Besazzung, von welcher der größte Theil dem Hofe geneigt und der herrschenden Partei entgegen war.

Ich speiste beim Könige zu Mittag. Man sprach nichts; man sah sich einander an; blos die Königinn behielt ihre Fassung.

Als ich von Tische kam, ging ich zum Grafen von Brahe, den ich bei einer eben so üblen Laune traf; allein er sah die Sache nicht für so ernsthaft an, als sie wirklich war; denn eben diesen Abend erfuhren wir, daß der Hofmarschall Freiherr von Horn in Verhaft genom-

menwar. Dieser hatte ohne unser Wissen das Volk zusammengerottet.

Nach dieser so betrübten und niederschlagenden Nachricht konnten wir nicht weiter die traurigen Folgen bezweifeln, die wir zu erwarten hatten. Der Freiherr von Horn hatte eine völlige Kenntniß von unserm Entwurf zur Staatsumänderung; und es war leicht vorherzusehn, daß er nicht muthig und standhaft genug seyn würde um schweigen zu können.

Ich kam nach Hause zurük und erhielt noch die Nachricht, daß verschiedne Personen eingezogen waren und unter andern ein junger Offizier, der aus Dankbarkeit mir sehr zugethan war, weil ich ihn während des lezten Kriegs in holländische Dienste gebracht hatte. Man ließ ihn foltern, um von ihm das Geständniß alles dessen herauszubringen, was er von dem Komplott zur Staatsänderung wußte. Er hielt diese Marter mit einem ächten heroischen Heldenmuth aus, und nie konnte man in Ansehung meiner das geringste Geständniß von ihm erpressen. Er hatte noch Stärke genug, mir folgenden Zeddel zu schreiben.

„Ich komme aus der Hölle. Man hat mir viel
„Fragen in Ansehung Ihrer gethan und vorzüglich in
„Ansehung der Patronen, von denen man ausgesagt
„hat, als ob sie sich im Hause des Grafen von Brahe
„befänden. Die Martern haben mich zu dem Geständ-
„niß gebracht, daß ich um die Patronen des Grafen von

„Brahe wüßte; allein in Ansehung Ihrer habe ich geant-
„wortet, daß der Teufel selbst mich zu keiner Lüge ver-
„leiten sollte.

Die Patronen waren wirklich da. Der Graf von Brahe hatte drei oder vierhundert auf einem Landgute anfertigen lassen, das er nahe bei Stokholm besaß. Sein Stallmeister ein sehr treuer Mensch wußte darum, und in den ersten Augenbliken der Bestürzung und des Schrekkens hatte er von der Furcht überwältigt, seine Aussage gethan, um sich auf jeden Fall in Sicherheit zu sezzen: man muß aber um desto mehr die edeln und großmüthigen Gesinnungen meines jungen Freundes bewundern, da die in Schweden gewöhnliche Folter abscheulich ist. Man stelle sich in einem Kerker ein tief ausgehöhltes Loch vor, daß mit morastigen und stinkendem Koth angefüllt ist. In dieses wird der Unglükliche bis an den Hals gestekt. Die Kälte des Wassers ist unerträglich: tausende von Insekten versammlen sich an allen Theilen des Körpers und zerfressen ihn: dabei denke man sich noch die entsezliche Dunkelheit in diesem Kerker, und dann wird man sich ein schwaches Gemälde von dieser Pein entwerfen können. Ich habe nachher mit einem von meinen Landsleuten gesprochen, der in diesen höllischen Schlund geworfen war, und er versicherte mich, daß es vielleicht nichts schreklichers in der ganzen Natur gebe.

So bald ich den erwähnten Zeddel erhielt, schikte ich ihn sogleich durch einen Bedienten an den Grafen

von Brahe, und schrieb blos die drei Worte darunter: „ich gehe davon.“ Wollte Gott! er wäre meinem Beispiel gefolgt! Es blieb kein anderer Ausweg, um sich der Wuth dieser sogenannten Staatsmänner zu entziehn. Es giebt keine Menschenart, die unversöhnlicher wäre.

Meine Frau war bei mir: ihre Unruhe war schlechterdings unbeschreiblich. Ich kündigte ihr an, daß ich keine Zeit mehr zu verlieren hätte, um mich zu retten. Wir umarmten uns, ohne von beiden Seiten nur ein Wort hervorbringen zu können; und ich reiste ab.

Einer von meinen Freunden war großmüthig genug, um mich begleiten zu wollen, bis ich in Sicherheit wäre. Um meine Verfolger zu hintergehn reisten wir in der Nacht in einem Boot ab. Mein Freund hatte eine Schwester, die sich damals auf einem Landhause befand, und da dieses Landhaus an unserm Wege lag so traten wir da ab. Von da schikten wir das Boot zurük, das wir im Stokholmer Hafen genommen hatten. Wir bezahlten unsre Bootsknechte reichlich, damit sie unsre Entwischung desto besser verheimlichen möchten. Zum Glük hatten wir es mit ehrlichen Leuten zu thun, die uns nicht verriethen, wie man daraus sieht, daß man erst lange nachher erfuhr, was für einen Weg wir genommen hatten.

Die Schwester meines Freundes gab uns ein andres Boot, und da wir noch zehn Meilen zu Wasser zurükgelegt hatten, gelangten wir zu einer Person von

meiner Bekanntschaft, deren zärtliche Anhänglichkeit an mich ich öfters erfahren hatte. Hier trennte ich mich von meinem großmüthigen Begleiter: ich nahm ein Pferd, um unter dem Schuz und der Obhut der Vorsicht meinen Weg allein weiter fortzusezzen; er seinerseits reiste nach der Provinz, wo sein Regiment stand. Er war so vorsichtig gewesen, bei seiner Abreise das Gerücht auszustreuen, daß ihn dringende Geschäfte dahin riefen.

Noch war ich fern von der Grenze des Königreichs, und folglich noch immer in Furcht, daß man mich einholen möchte: allein ich kannte alle Wege und wählte den aus, der mir am sichersten schien, ob er gleich am längsten war. Ich reiste die Nacht durch; und am Tage begab ich mich in irgend eine entlegne Hütte, mitten im Holze, deren es sehr viel in dieser Gegend giebt. Da genoß ich denn die nöthige Ruhe und Labung, und besorgte vorzüglich mein Pferd, das oft von den Strapazen der Nacht ermattet war. Mein Bruder, klüger als ich, hatte den Dienst verlassen und lebte ruhig auf einem seiner Landhäuser vierzig Meilen von Stockholm; und eine halbe Meile von diesem liegt ein Weiler, der ihm ebenfalls noch gehörte. Hier ruhte ich im Vorbeigehn aus, und nahm die gehörigen Maaßregeln, um mich bei den Bauern von der Bewahrung des Geheimnisses zu versichern und ließ meinen Bruder rufen. Er erstaunte gar sehr über meinen Besuch; denn er hatte noch nichts

von alle dem gehört, was in der Hauptstadt vorgefallen war. Er sezte sich zu Pferde und eilte zu mir.

In der folgenden Nacht stieg ich durch ein Fenster in sein Haus, damit keiner von seinen Bedienten meine Ankunft erführe. Mein Bruder und meine Schwägerin waren ganz allein. Sie gaben mir ein köstliches Abendessen, was mir um desto angenehmer war, da ich in den fünf Tagen, die ich von Stockholm entfernt gewesen war, gar nichts als grobes Brod und Milch genossen hatte. Alsdenn legte ich mich in ein gutes Bett, um mich zu dem übrigen Theil meiner Reise zu stärken.

Mein Bruder hatte einen Freund in der Nähe, der Offizier unter dem Regiment Reiterei war, welches sich dort befand. Er ließ ihn während meines Schlafs holen. Es war ein sehr artiger Mann, er nahm viel Antheil an meiner Lage, und war gutdenkend genug, um mir seine Begleitung bis an die Gränze anzubieten. Er gab vor, daß er Pferde für sein Regiment einkaufen wollte; ich zog eine alte Livree an und begleitete ihn als sein Bedienter.

Wir ritten also eilend bis zur Gränze, ohne Tag oder Nacht anzuhalten, und da wir nach Hellsingburg gelangt waren, so nahm mich ein Fischer für zehn Dukaten in sein Boot. Ich umarmte voll Zärtlichkeit meinen Freund, nachdem ich ihm meine ganze Dankbarkeit für seine Grosmuth bezeigt hatte, und fuhr in der Dunkelheit der Nacht über den Sund.

Des Morgens ging ich in die Stadt Hellsingör, wo der Kommandant mein Anverwandter und Freund war. An der Thür gab ich mich nur für einen Bedienten aus, der mit ihm zu sprechen hätte: allein seine Leute, die mich für einen Bettler hielten, welchem ich auch nicht so ganz unähnlich sah, höhnten mich aus. Nur durch viel Bitten, und Vorstellungen darüber, daß ich schlechterdings mit dem dänischen General sprechen müsse, kam ich so weit, daß ich gemeldet ward. Er kam selbst heraus, um zu sehn, was es gäbe. Ich gab mich ihm sogleich zu erkennen, und hatte nicht nöthig, ihm weiter die Ursache auseinanderzusezzen, warum ich in dieser Verkleidung dahin käme; er hatte schon von Stockholm Nachricht von diesen Vorfällen erhalten, obgleich nur verwirrt und mangelhaft. Er ließ mir ein Zimmer, Wäsche und Kleider geben, um mich von den Lumpen zu befrein, womit ich behangen war. Er verschafte mir einen sichern Boten, den ich sogleich an einen meiner Freunde, der nicht weit vom Sunde wohnte, mit einem Briefe an meine Gemahlinn absandte. Sie war noch in Stockholm, wo ich sie gelassen hatte, und man kann leicht denken, in welcher entsezlichen Unruhe sie sich über mein Schiksal befand.

Der König von Dännemark hatte in dieser Gegend ein Lustschloß, auf dem er sich eben befand. Der General begab sich zu Seiner Majestät, um mir seinen Schuz zu erflehn. Er hatte die Gnade, ihn sehr gü-

tig mir zu bewilligen, allein unter der Bedingung, daß ich mich nicht lange in seinen Staaten aufhalten möchte, da zwischen beiden Reichen ein Vertrag gemacht wäre, vermöge dessen sie sich gegenseitig diejenigen Unterthanen auslieferten, die zurükgefordert würden, und da nach den neuesten Nachrichten aus Schweden die Erbitterung des Reichstags so heftig wäre, daß ich unausbleiblich bald würde zurükgefordert werden.

Den folgenden Tag antwortete mir derjenige von meinen Freunden, an den ich den Boten geschikt hatte, daß er einen Kourier mit meinem Briefe an meine Frau nach Stockholm gesandt habe. Er meldete mir, daß die Verbindung zu der verfehlten Staatsände-rung schon im ganzen Reich bekannt sey, daß die öffentlichen Blätter und alle Zeitungen von meiner Entweichung sprächen; daß eine Menge von Emissarien auf allen Wegen mich aufsuchten; daß der Graf von Brahe in Verhaft genommen sei, und daß man schon davon spreche, er werde, so wie der Marschall Freiherr von Horn und andre Personen von unsrer Parthei den Kopf verlieren, daß man an verschiedne auswärtige Höfe geschrieben und um meine Auslieferung angehalten habe, und daß sogar ein Preis auf meinen Kopf gesezt sei. Er sezte noch hinzu, ein Offizier, einer der eifrigsten von jener Parthei habe den Auftrag, mich zu verfolgen und aufzuheben.

Nachher habe ich erfahren, daß dieser Offizier eine so gute Meinung von mir hatte, daß er dieser Unternehmung entsagte.

Nach diesen so genauen Nachrichten hielt ich mich nur zwei Tage bei dem dänischen General auf, der mir sehr viel Höflichkeit und Freundschaftsbezeigungen erwies. Ich kleidete mich standesmäßig, versah mich mit einem Paß unter einem fremden Namen, und reiste nach Hamburg.

Kaum war ich in dieser Stadt angekommen; so erfuhr ich, daß der schwedische Resident verschiednen meiner Freunde aufgetragen habe, mir zu melden, wenn sie mich träfen, daß er Befehl habe, mich zurükzufordern; und daß sie mir folglich den Rath geben möchten, ohne Säumen weiter zu gehn.

Ich entschloß mich also, den Gasthof zu verlassen, in dem ich abgestiegen war, und begab mich zu einem Freunde. Ich zeigte mich nirgends, und schikte einen Menschen nach Holstein. Mein Schwager und seine Gemahlinn, die Schwester der meinigen, eilten gleich nach Empfang des Briefs zu mir, um mir alles zu geben oder zu verschaffen, was ich nöthig haben möchte.

Noch hatte ich nicht darüber entschieden, in welchem Lande ich eine Freistadt suchen wollte. Mein Schwager, der in Hamburg viel Freunde und Bekanntschaft hatte, forschte allenthalben, ob ich nicht ohne

Gefahr einige Zeit da bleiben könnte; allein jedermann rieth ihm, meine Abreise zu beschleunigen.

Ich schrieb nach Holland und hofte, daß man mir dort, in Ansehung meiner Dienste im vorigen Kriege, nicht Schuz und Sicherheit verweigern würde. Man antwortete mir sehr verbindlich; allein da bei solchen Gelegenheiten politische Gründe fast immer den Ausschlag geben, so bat man mich, unter einem fremden Namen hinzukommen, und mir in der Republik, was für einen Ort ich wollte, zum Aufenthalt zu wählen: man merkte noch an, daß ich, wenn ich unter meinem wahren Namen erschiene, sie in Verlegenheit sezzen würde, da der schwedische Gesandte im Haag Befehl habe, mich zurükzufordern, wenn ich mich auf dem Gebiet der Republik befände.

Politische Gründe erlaubten mir nicht, meinen Namen zu ändern, also mußte ich auf die Freistadt Verzicht thun, die man mir in Holland anbot, und einen andern Entschluß fassen.

Bald fand ich eine Gelegenheit, mich zu entscheiden. Mein Schwager war eines Abends in Gesellschaft, man sprach daselbst von den neuesten Vorfällen in Schweden: ein Graf von Pleß, der sonst als Hofmarschall in Diensten unsers Königs gewesen war und mich kannte, frug meinen Schwager, ob er nicht wüßte, wo ich wäre und sezte hinzu, daß er wünsche, mich zu treffen.

Darauf unterhielten sie sich beide allein, und Herr von Pleß erzählte ihm, er komme von Pyrmont, wo er seiner Gesundheit wegen den Brunnen gebraucht habe; der Fürst von Waldek, der Herr dieses Orts, habe sich gerade da befunden, als die Zeitungen nur immer voll von den wahren oder falschen Umständen der in Schweden verunglükten Staatsveränderung waren, er habe ihm aufgetragen, den Ort meines Aufenthalts zu erforschen; dieser Fürst fühle für mich die lebhafteste Neigung und wünsche, mich bei sich zu sehn.

Mein Schwager dankte dem Grafen von Pleß für sein eifriges Wohlwollen, und eilte mit dieser angenehmen Neuigkeit zu mir.

Sogleich wurden Postpferde bestellt. Mit Tagesanbruch reiste ich den folgenden Tag von Hamburg ab, und flüchtete zu meinem ehmaligen Gönner, welcher mich nebst seinem Hofe mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen und mit der aufrichtigsten Freundschaft empfing.

Hier fing ich endlich an, frei zu athmen. Man behandelte mich nicht als einen Fremden: ich lebte eben so frei und ohne Zwang, als ob ich im Schooß meiner Familie gewesen wäre. Nie habe ich stärker den ganzen Werth wahrer Freundschaft empfunden.

Ich meldete meiner Frau und allen denen ich lieb war, wie glüklich ich in dieser angenehmen Freistadt wäre und daß ich mich entschlossen hätte, wenigstens einige Zeit hier in Ruhe zu verleben. Meine Frau meldete mir

in ihrer Antwort, daß sie nach den nöthigen Anordnungen in unsern häuslichen Angelegenheiten von Stokholm abgereist und entschlossen sei, sich zu mir zu begeben und Glük oder Unglük mit mir zu theilen, so bald sie wegen unsrer Güter die gehörigen Verfügungen getroffen und unsre Kinder schiklich untergebracht habe. Sie berichtete mir zugleich, daß der Graf von Brahe, der Marschall von Horn und verschiedne andre den Kopf verloren hätten, und daß auch ich, als abwesend, zu eben der Todesart verurtheilt sei.

Solch eine Wuth begleitet den Partheigeist, vorzüglich in Sachen der Politik und der Regierung. Keine Ausschweifung ist zu groß zu welcher man nicht fähig wäre, um diejenigen aufzureiben, die nicht eben solche Vorstellungen haben, oder welche gegen die Entwürfe arbeiten, die man sich gemacht hat. Ein Mensch in so einem Fall gleicht, so zu sagen, einem Pferde, welchem das Gebiß in die Zähne gekommen ist und welches nicht eher anhält, als bis es sich den Kopf gegen eine Mauer zerstößt oder so tief in einen Morast sinkt, daß es nicht wieder herauskommen kann.

Der Fürst von Waldek überhäufte mich mit so viel Güte, und seit meinem grausamen Unfall befand ich mich so glüklich bei ihm, daß ich mich entschloß, mich mit Frau und Kindern in dem Gebiet dieses würdigen Beschüzzers niederzulassen, wenn nicht auf immer, doch wenigstens bis dahin, daß sich die Lage der Sachen in Schweden

änderte: allein ein neuer sehr unerwarteter Umstand störte nochmals meine Ruhe.

Der Kaiser schrieb an den Fürsten von Waldek etwa in folgenden Ausdrükken:

„Der schwedische Gesandte hat eben eine Vorstel„lung überreicht, worinn er erzählt, daß seine Regie„rung erfahren habe, der Graf H— habe sich nach „Deutschland zum Fürsten von Waldek geflüchtet, und „Seine kaiserliche Majestät bittet, den Flüchtling in „Verhaft nehmen zu lassen, und auszuliefern. Dieser „Ansuchung zufolge hat der Kaiser nicht abschlagen „können, die nöthigen Befehle in dieser Absicht zu „geben.

Der Fürst von Waldek theilte mir, lächelnd, diesen Brief mit. Ich erstaunte nicht wenig darüber, daß der kaiserliche Hof, dem ich nie die geringste Gelegenheit zum Mißvergnügen gegeben hatte, und welcher im Gegentheil von verschiednen seiner Generale und vorzüglich von seinem ersten Minister, dem Prinzen von Kauniz, alle die Dienste erfahren konnte, die ich im Heer der Verbündeten geleistet hatte, im Stande wäre, so willig die Rache oder vielmehr die Wuth meiner Verfolger zu begünstigen: allein was vergißt man nicht aus Politik? Was opfert man nicht aus Staatsursachen auf, mögen sie gut oder schlecht seyn?

Der Wiener Hof und der zu Versailles suchten sich damals alle Mächte in Europa geneigt zu machen. Sie

wollten dem König von Preussen den Krieg ankündigen, und in Schweden hatte man ebenfalls diesen Plan. Alle Mächte sollten sich gegen diesen Fürsten verbinden.

Wie hätte man bei solchen Umständen ein armseliges Individuum wie ich war, für etwas rechnen können! Natürlich mußte man meine Feinde hören: aber, dem Himmel sei Dank, ich kam noch mit der blossen Furcht davon.

Da ich den Brief mit einer Bewegung gelesen hatte die ich nicht unterdrükken konnte, und die jeder anderer in meiner Stelle ebenfalls empfunden haben würde, sagte ich zum Fürsten von Waldek: „Nun gnädiger Herr, „mein Schiksal steht in Ihren Händen!" „Ich hoffe, „erwiederte er sogleich, daß Sie zu wol mit meiner Den„kungsart bekannt sind, als daß Sie mich einer niedri„gen Handlung fähig glauben. Lieber will ich alle mei„ne Besizzungen verlieren. Bleiben Sie ruhig bei mir. „Nie soll der Kaiser, oder wer es auch seyn mag, die „Freundschaft wankend machen, die ich gegen Sie fühle „noch mich dazu bewegen, daß ich unterlasse, was ich „einem rechtschaffenen unglüklichen und verfolgten Man„ne schuldig bin."

Ich dankte diesem vortreflichen Fürsten für seine Güte; aber ich erklärte ihm zugleich, ich würde nicht zugeben, daß er meinetwegen Schaden leide, da er damals noch General Feldmarschall des Kaisers war. Die Verbindlichkeiten, die er mir bei dieser Gelegenheit sagte,

sind meinem Herzen unauslöschlich tief eingeprägt; doch verließ ich, nach einen ziemlich langwierigen Streit der Großmuth zwischen uns, sein Land: mein Herz war durchdrungen von so viel Beweisen der Zuneigung und des Wolwollens, die ich empfangen hatte, und ich fühlte den heftigsten Schmerz, da ich einen Hof verließ, wo man alles nur mögliche gethan hatte, um mich für die Verfolgungen zu entschädigen, die über mich her stürzten.

Ich ging nach der Schweiz. Ich kannte dort viel Offiziere mit welchen ich vordem in Holland gedient hatte. Der Fürst von Waldek und verschiedne andre Freunde gaben mir Empfehlungsschreiben mit, so daß ich sehr wol aufgenommen ward und daß man mir mit vieler Wärme eine sichre Freistadt gegen meine Feinde anbot. Ich lebte daselbst nicht nur gesichert vor jedem neuen Sturm, sondern sogar so angenehm, daß ich mich leicht hätte entschliessen können, meine übrigen Tage daselbst zuzubringen.

In diesem Lande der Freiheit lernte ich den Herrn von Voltaire kennen, der sich auch dahin begeben hatte. Ich wünschte ihm Glük zur Wahl eines solchen Aufenthalts zu dessen Anmuth sich alles vereinigt, ein vortreffliches Klima, der Wohlstand der Bürger und gute Gesellschaft. Da er sehr neugierig war; so wünschte er, daß ich ihm die Geschichte meiner Unfälle erzählen möchte: und ich konnte das diesem so berühmten Mann nicht abschlagen. Er schien den lebhaftsten Antheil daran zu

nehmen, er bezeugte mir viel Freundschaft und bat mich, frei und ohne Umstände seine ganze Büchersammlung zu benuzzen, die ich sehr zahlreich und äusserst ausgesucht fand. Vorzüglich reizten die Handschriften meine Neugierde; allein nichts zog mehr meine Aufmerksamkeit auf sich, als der Briefwechsel dieses vortreflichen Schriftstellers mit dem Könige von Preussen, welcher sehr angewachsen und höchst wichtig war.

Um eben diese Zeit erhielt ich Nachricht von meiner Frau. Sie meldete mir, sie sei aus Schweden gereist, ausser sich über alle die Abscheulichkeiten, die sie gesehn habe; sie habe unsre Güter und unsre Kinder unter dem Schuz der Vorsehung gelassen; sie sei in Hollstein bei ihrer Schwester; sie sei Willens gewesen, nach einiger Zeit der Ruhe zu mir zu kommen; damit wir gemeinschaftlich überlegen könnten, wo wir uns am vortheilhaftsten und unserm Geschmak gemäß niederlassen könnten, allein sie wäre von Ungefähr mit einem Offizier im Dienst des Großfürsten von Rußland, regierenden Herzogs von Holstein bekannt und dadurch auf andre Ideen gebracht worden; dieser Offizier sei von Petersburg gekommen, um sich nach Kiel zu begeben, wo sein Regiment in Besazzung liege, und habe sie versichert, daß der Großfürst sehr oft von den schwedischen Angelegenheiten gesprochen und zugleich versichert habe, daß er sehr gern alle die bei sich aufnehmen wollte, die bei dieser Gelegenheit unglüklich geworden wären; auf diese Nach-

richt habe sie also an den Großfürsten geschrieben, um seinen Schuz zu erflehn, und sei entschlossen, sich bei ihrer Schwester so lange aufzuhalten, bis sie hierauf Antwort abgewartet hätte.

Kurz darauf, denn der Großfürst antwortete schnell, berichtete sie mir, daß dieser Fürst ihr seine Theilnehmung an den uns in Schweden wiederfahrnen Unglüksfällen bezeugt und der Regierung in seinen Erblanden befohlen habe, mir seinen Schuz zuzusichern, für meine Sicherheit zu wachen, mir eine Wohnung auf dem Schloß und Schildwachen zu geben. Sie schloß also daß wir die gnädigen Anerbietungen des Großfürsten annehmen müßten und fügte hinzu, daß sie mich jezt mit heisser Ungeduld erwarte, und daß ihre Schwester es mir völlig frei stelle, ob ich in ihrem Hause oder im Schloß wohnen wolle.

Ich beschleunigte jezt so viel als möglich meine Abreise, aber es schmerzte mich aufrichtig, wieder meine Freunde verlassen zu müssen, die mich mit Höflichkeiten überhäuft hatten: und da ich Tag und Nacht in einem leichten Fuhrwerk eilte, so war ich nicht lange unterwegs.

Meine Frau war mit ihrer Schwester auf dem Lande. Wir brachten einige Wochen daselbst zu und unsre Hauptbeschäftigung war, uns gegenseitig alles zu erzählen, was uns seit unsrer Trennung begegnet war. Es waren damals beinahe sechs Monate, seitdem ich aus Stockholm geflohen war, wo ich sie gelassen hatte.

Meine Laune ist von Natur frölich, mein Gewissen machte mir keine Vorwürfe: die Geschichte meiner Unglüksfälle (denn es kam auf nichts geringers an, als auf den Verlust meines Kopfes) machte mir weit mehr Vergnügen als Kummer. Von ihr erfuhr ich, daß man nach meiner Abreise aus Stockholm zu mir geschikt hatte, ohne Zweifel, um mich in Verhaft zu nehmen, daß sie, da sie nicht gewußt hätte, ob ich schon in Sicherheit sei, geantwortet habe, ich sei auf dem Lande; daß sie aber hernach, da sie die Nachricht hatte, daß ich außer Landes gegangen war, sich habe entfallen lassen, daß sie gar nicht wisse, was aus mir geworden sei.

Da sich dieser Lärm verbreitet hatte, so war in Stockholm alles in Bewegung. Man ließ mich bei Trommelschlag auffordern, mich zu stellen, man fertigte nach allen Orten Kouriere ab, man sezte auf meinen Kopf einen Preis von tausend Dukaten.

Es gab sogar so schlechte Leute, die meine Frau ermahnten, um die Scheidung von mir anzuhalten. Sie sagten ihr voll Unverschämtheit, daß ich allenthalben, wohin ich auch fliehn möchte, in Verhaft genommen werden würde, und daß sie nicht so lange warten sollte, bis sie mich schimpflich auf dem Blutgerüste sterben sähe. Da sie eine der schönsten Frauen im ganzen Lande war; so möchte ich nicht darauf schwören, daß nicht manche von ihnen mir solch ein Unglük wünschten, um einen desto glüklichern Erfolg von den Entwürfen

hoffen zu können, welche sie in Ansehung ihrer machten. Sie begnügte sich damit, ihnen durch Verachtung zu antworten, und sie abzuführen.

Was meine Güter betrift, so wurden dieselben meiner Frau wieder gegeben, ohne daß sie einmahl nöthig hatte, darum anzuhalten.

Unsre beiden Kinder waren sehr gut angebracht. Die Königinn hatte geruht, meine Tochter zu sich zu nehmen, die damals sechs Jahr alt war, und sie standesmäßig erziehn zu lassen. Mein Bruder hatte meinen Sohn zu sich genommen.

So wachte die Vorsehung über mich und die meinigen.

Da uns die Jahrszeit den Aufenthalt auf dem Lande nicht länger verstattete; so begaben wir uns in die Stadt, und ich wohnte bei meinem Schwager. Der Gouverneur war so artig, selbst zu mir zu kommen, um mir seine Befehle vom Großfürsten in Ansehung meiner mitzutheilen. Er frug mich also, ob ich nicht auf dem Schloß wohnen wollte: ich bezeugte meine innigste Dankbarkeit gegen diese Gnade des Großfürsten und sagte, daß ich weiter nichts als den Schuz Seiner kaiserlichen Hoheit bedürfe, und daß ich hofte, denselben ruhig in dem Hause meines Schwagers zu genieſſen. Ich schlug die angebotne Schildwache aus, da ich sie nicht nöthig hatte. Ich bat blos den Gouverneur

um die Erlaubniß, mir seinen Beistand erbitten zu dürfen, so oft ich denselben nöthig hätte.

Endlich hatte ich einen festen Siz, und mir wurden so wohl von dem Gouverneur, als von dem größten Theil der übrigen Einwohner so viel Artigkeiten erwiesen, daß ich mich entschloß, ein Haus zu kaufen.

Den folgenden Frühling kehrte meine Frau nach Schweden zurük, um unsre Kinder zu sehn und um einige Anordnungen in Betref unsrer jezzigen Lage zu machen. Sie hielt sich dort nicht lange auf, kehrte schneller zurük, als ich erwartet hatte, und wir sezten unsre Lebensart eben so wieder fort, als vor ihrer Reise.

Indessen beobachtete ich voll Neugierde und Theilnahme die verschiednen Begebenheiten des Kriegs den damals so viel vereinigte Mächte mit dem Könige von Preussen führten. Ich wurde gar nicht müde, diesen Monarchen zu bewundern, der von allen Seiten angefallen, seine Stirn allen seinen Feinden zukehrte; der mit der vollkommensten Kenntniß der Kriegskunst einen erstaunlichen Muth, unbegreifliche Standhaftigkeit und Thätigkeit verband; der zuweilen einen Verlust erlitt, aber ihn stets mit Vortheil wieder ersezte; der bald von der Anzahl daniedergedrükt und gleichsam zertrümmert ward, und bald wieder seinerseits seine Feinde niederdrükte, und durch die ruhmvollsten Siege Unsterblichkeit errang.

Auch meine Landsleute, als immer treue Verbündete von Frankreich sah' ich in diesem mächtigen Bunde gegen die preußischen Staaten ihre Rolle spielen; allein ich sah auch, wie sie den Augen von Europa nur ein schwaches Bild von jener zugleich glänzenden und weisen Tapferkeit darstellten, welche sonst ihre Vorfahren berühmt gemacht hatte, und wie sie immerdar in ihrer Mitte und in ihrem Kriegsrath einen französischen Offizier hatten, der bestimmt war, sie zu leiten, damit sie um desto besser der ganzen Welt zeigen möchten, bis zu welchem Grade sie Sklaven des Pariser Hofes wären.

Ich beschäftigte mich mit diesem Schauspiel bloß, weil ich von Jugend auf stets viel Geschmack am Kriegswesen gefunden hatte; und ich dachte nicht daran, daß mich mein Geschik von neuem auf diese Laufbahn führen würde.

Der König von Preussen, wandte nach dem ruhmvollen Feldzuge von 1757 den Winter dazu an, den Verlust seines Heers wieder zu ersezzen; und hob neue Truppen aus. Er erfuhr von verschiednen englischen und holländischen Offizieren, die als Freiwillige in seinen Diensten standen, daß in einem kleinen Winkel von Deutschland noch einer ihrer alten Kameraden aus den flandrischen Feldzügen lebte, der sich damals einigen Namen gemacht hatte. Er ließ mir durch seinen Minister in Hamburg seine Dienste anbieten, und ich nahm,

ohn alles Bedenken, einen so ehrenvollen Vorschlag an, der mit meinem Geschmak so wol übereinstimmte.

Ich begab mich zu Seiner Majestät, der, den Winter hindurch sein Hauptquartier in einem schlesischen Kloster an den böhmischen Gränzen genommen hatte. Er gab mir ein Freiregiment von zwei Bataillons, und erwies mir die Ehre, mich noch an eben dem Tage zur Mittagstafel einzuladen.

Ich kannte diesen Herrn bis dahin nur dem Namen nach; und es war mir nicht wenig angenehm, daß ich ihn nahe bei in seinem kunstlosen Privatleben beobachten konnte. Er legte mir eine große Menge von Fragen vor, theils über die Angelegenheiten von Schweden, theils über Materien aus dem Kriegswesen.

Nie wird man von diesem großen Monarchen mit Wahrheit sagen können, daß der Hochmuth und Stolz des höchsten Rangs seine Grösse ausmachten. Er hatte in seinem Hauptquartier bloß einige Adjutanten und einige Bedienten: seine Tafel bestand nur aus acht Gedekken und sechs Schüsseln: sein Gespräch war lehrreich und ungeziert: aber am meisten wunderte es mich, daß er, ungeachtet der Menge gewonnener Schlachten und ruhmvoller Begebenheiten, die seine Regierung so glänzend machten, die ausnehmendste Mäßigung beobachtete, und nie mit seinen eignen Thaten beschäftigt schien.

Ich erinnere mich, daß er gegen das Ende der Tafel mit mir von der Schlacht bei Leuthen sprach.

Meine Aufmerksamkeit verdoppelte sich, ich war neugierig, wie er selbst sich über diesen Gegenstand ausdrükken würde. Er breitete sich über den Marsch und über die verschiednen Bewegungen seines Heers bloß deswegen aus, um die Geschiklichkeit seiner Generale erheben zu können. Und dennoch ward der glükliche Erfolg dieser großen Unternehmung bloß durch seine Talente, durch seine Standhaftigkeit, durch seinen Muth bewirkt. Er ließ mir mein Patent ausfertigen, und ich reiste nach Breslau ab, wo ich alle meine Offiziere versammlete. Wir warben mit Güte oder mit Gewalt eine Menge von österreichischen Gefangnenen. Es waren genug von ihnen vorhanden, um zwanzig Regimenter daraus zu machen. In dieser Stadt erwartete ich Befehle im Betref meiner weitern Bestimmung.

Der Feldzug ward mit der Belagerung von Schweidniz eröfnet, welches die Oesterreicher seit sechs Monaten besaßen. Es kam darauf an, es wieder zu erobern. Diese unglükliche Stadt hatte in diesem Kriege nacheinander vier verschiedene Belagerungen auszustehn.

Da ich in Breslau kein wesentliches Geschäft hatte; so überließ ichs meinen Offizieren, mein Regiment zu üben; und begab mich zur Belagerung um zu sehn, wie man sich dabei benähme; aber ich ward bald gewahr, daß dieß nicht die Stelle ist, auf welcher der preußische

Kriegsmann glänzt, und daß er in dieser Art noch viel in der Schule der Franzosen zu lernen hat.

Der König ging nach Mähren, wo er zuerst die Belagerung von Olmüz unternahm, und zu gleicher Zeit erhielt ich Befehl, nach Stettin abzugehn. Mein Regiment, das bloß aus österreichischen Kriegsgefangnen bestand, hatte Waffen und Kleidung nöthig, und diese sollte ich bei meiner Ankunft daselbst besorgen. Nachher, hatte ich Befehl, zum Heer des Generals Grafen von Dohna zu stoßen, der noch im schwedischen Pommern bei Stralsund stand.

Dieser General hatte sein Quartier in Greifswalde genommen. Ich reiste zu ihm und meldete ihm die Ankunft meines Regiments in Stettin. Er nahm mich sehr artig auf und behielt mich zwei Tage bei sich.

Damals hatte ich Gelegenheit, zur Befriedigung meiner Neugierde die genauern Umstände davon zu erfahren, wie die Schweden und der Marquis von Montalembert selbst, sich in Stralsund und der Insel Rügen hatten einschließen lassen. Nach der Lage der Sachen bemerkte ich, daß sie sich glüklich schäzzen konnten, weil der Graf von Dohna durch die Annäherung des russischen Heers zum Rükzuge genöthigt ward, welches unter Anführung des Grafen von Fermor sehr schnell vorrükte.

Dieses Heer war im vorigen Jahr in Preussen gewesen. Es stand damals unter den Befehlen des Marschalls Apraxin, und war hunderttausend Mann stark,

aber — etwas ganz unbegreifliches! — nachdem es die Schlacht bei Jägersdorff gegen die Preussen, welche vom Marschall von Lehwald angeführt wurden, gewonnen hatte, räumte es schleunig Preussen.

Ueber diesen Zurükzug liefen mancherlei Gerüchte herum. Einige behaupteten, der Großkanzler, Graf von Bestuchef habe es verabredetermassen mit dem Marschall von Apraxin befohlen, ohne Vorwissen der Kaiserinn Elisabeth, welche die unversöhnlichste Feindinn des Königs von Preussen war. Andre glaubten, man müsse die Ursache davon in den Intriguen des englischen Hofs suchen, welcher als Bundsgenosse des preussischen, die Sachen dahin eingeleitet hätte.

Dem sei wie ihm wolle, genug die beiden Gesandten der österreichische und der französische beklagten sich so nachdrüklich, daß Bestuchef und Apraxin in Ungnade fielen und Landes verwiesen wurden. Der leztere starb an einem Schlagfluß auf dem halben Wege nach Petersburg.

Das russische Heer nahm seinen Weg wieder zurük, um von neuem unter Anführung des General Fermor Preussen zu besezzen; auch fand es dabei keinen Widerstand, weil der König nach dem Zurükzuge der Russen den Marschall von Lehwald befehligt hatte, nach Pommern gegen die Schweden zu marschiren. Aber Lehwald verließ seines hohen Alters wegen das Heer und der Graf von Dohna übernahm die Befehlshaberstelle desselben.

Dieser sah sich genöthigt, den Russen entgegenzugehn, die schon ins preussische Pommern und in die Neumark drangen, und da mein Regiment endlich im Stande war, ins Feld zu ziehn; so bat ich den General um die Erlaubniß, voranzugehn und gegen die Gränzen zu rükken, um den Marsch der Feinde zu beobachten.

Ich sehnte mich, nüzlich zu werden: allein ausserdem muß ich hinzusezzen, suchte ich mich auch von Schwedens Gränzen zu entfernen, nicht so wohl, weil ich mich fürchtete, einst meinen Verfolgern in die Hände zu fallen, als vielmehr weil ich nicht gern in die Lage kommen wollte, mit meinen Landsleuten zu fechten, und mein Vaterland anzugreifen.

Der Graf von Dohna gab seine Einwilligung dazu, daß ich mich auf den Marsch machen sollte und wir verabredeten, wenn sich die Russen mit ihrer ganzen Macht gegen die Neumark wendeten, (denn man wußte noch nicht, ob dieß ihre Absicht wäre, oder ob sie nach Schlesien übergehn wollten) so sollte ich, so gut als möglich, überrechnen, wie viel Zeit sie zu ihrem Wege brauchten, und ihm aufs schleunigste Nachricht davon gäben, damit man sie daran hindern könnte, in diese lezztere Provinz einzudringen.

Ich rükte bis an die Gränze, wo ich sogleich erfuhr, daß das feindliche Heer sehr langsam sich bewege, daß der größte Theil davon noch auf polnischem Boden sei,

daß aber seine Kosaken und seine Reiterei nicht mehr fern von uns wären.

Ich zog mein Fußvolk an mich und bis dahin erkundigte ich mich, was in den umliegenden Gegenden vorginge. Diese Kosaken hatten das ganze Land, so zu reden, überschwemmt, und von allen Seiten ertönten die Klagen des Volks; allein ich hatte noch nicht mehr, als ohngefähr dreissig Husaren unter mir. Diese Hand voll Leute war nicht hinreichend, diese verheerende Menge in die Flucht zu jagen, die zu keinem andern Zwek zu kriegen scheint, als um alle Arten von Mordbrennerei auszuüben.

Endlich stieß das Fußvolk zu mir und sogleich rükte ich gegen die Gränzen. Ich vermuthete daß die Kosaken, so bald sie wüßten, daß Truppen hinter ihnen wären, sich nicht der Gefahr verjagt zu werden aussezzen würden. Was ich vorausgesehn hatte bestätigte sich. Sie zogen sich zurük, um zu ihrer Reiterei zu gelangen.

Die armen Einwohner kamen haufenweise, um sich über die Grausamkeiten zu beklagen, welche die Kosaken verübt hatten, so bald sie aus ihrer ersten Bestürzung zu sich selbst gekommen waren. Ich war weder im Stande sie zu trösten, noch sie zu rächen: ich ermahnte sie nur zum Muth und zur Geduld; doch ging ich, um das Land, so viel mir möglich war, zu dekken, nach Driesen einer kleinen Stadt an der polnischen Gränze, wo

zweihundert Mann von unsern Völkern in Besazzung lagen.

Dieser Ort sezte mich durch seine vortheilhafte Lage in den Stand, mich nach den Umständen rechts oder links auszubreiten und mich sogar gegen die leichten Truppen darinn zu halten.

Indessen erhielt ich durch meine Spionen, die ich nach Polen geschikt hatte, die Nachricht, daß der General Romanzow mit der Reiterei schon bis Filen sei, welches nur drei Meilen weit von Driesen entfernt ist, daß aber das Fußvolk, daß in drei Kolonnen marschire, noch weit hinten sei.

Ich sezte meinem Weg fort, und eine Meile vor Driesen traf ich die Truppen, welche die Besazzung davon ausmachten. Der Anführer derselben bestätigte mir die Nachricht meiner Spionen, daß Romanzow drei Meilen von da mit seinen Kürassieren, Dragonern, Husaren und Kosaken entfernt sei, und sagte mir, daß er sich aus dieser kleinen Stadt zurükziehn wolle, da sie nicht im Stande sei, sich zu halten. Ich rieth ihm, mir zu folgen und seinen Weg zurükzunehmen und ich versprach ihm, wir wollten uns zusammen zurükziehn, wenn uns kein andrer Ausweg übrig bliebe. Er ging also mit mir in die Stadt zurük.

Ich durchlief sogleich mit dem Kommandanten alle Zugänge. Ich stellte allenthalben Wachen hin, wo

ichs für nöthig hielt, und die übrigen Leute legte ich bei den Bürgern ein, damit sie sich ausruhn konnten.

Den Nachmittag zeigte sich ein starkes feindliches Detachement: allein, da es Widerstand fand, so zog es sich zurük.

Den folgenden Tag wurden wir von neuem angegriffen. Das Feuer dauerte beinahe zwei Stunden, und war von beiden Seiten sehr lebhaft: allein unser hartnäkkiger Widerstand nöthigte die Russen wiederum, sich zurükzuziehn und uns in Ruhe zu lassen.

Bald sandte man mir von Küstrin und von Frankfurt Kurier über Kurier, um sich von mir Hülfe zu erbitten. Die Kosaken waren auch von dieser Seite eingebrochen, und hatten, ihrer Gewohnheit gemäß, tausenderlei Grausamkeiten daselbst begangen. Ich schikte einen Obristlieutenant mit vierhundert Mann ab, um sich vor Frankfurt zu stellen und das Land, so gut er konnte zu dekken: und meinerseits wollte ich das Korps des General Romanzow beobachten, das mir gegenüber stand, so wie auch die Bewegungen des übrigen russischen Heers, welches durch Polen gegen unsre Gränzen anrükte, um dieß alles dem Grafen von Dohna melden zu können.

Noch mußte ich beobachten, ob sich die Feinde nicht gegen Schlesien wendeten, welches gänzlich von Truppen entblößt war, da sie der König zur Belagerung von Olmüz gebrauchte: da nun der Prinz Heinrich Sachsen

besezt hielt und dekte, so war es wichtig, alle Bewegungen der Russen auszuforschen, um sie schleunig dem Grafen von Dohna zu melden, dessen Heer zu gleicher Zeit zweierlei Absichten hatte, theils sich den Schweden entgegenzustellen, und theils einen Einfall in Schlesien zu verhüten.

Wenn man reiflich über diese misliche Umstände nachdenkt und diese Menge von Feinden ansieht, die wir zu bekämpfen hatten, so kann man mit einiger Genauigkeit die unermeßliche Hülfsquellen von Friedrichs Genie würdigen. Ich seh es für eine Art von Wunder an, daß er nicht hundertmal unter den vereinigten Angriffen so vieler Mächte erlegen ist, die gegen ihn erbittert waren.

Er sah sich genöthigt, die Belagerung von Olmüz aufzuheben. Diejenige Schaar, welche das Geschüz und die Lebensmittel aus Schlesien geleitete, war unterwegs vom General Laudon angegriffen, und hatte nicht ins Lager gelangen können.

Von Olmüz zog er sich nach Schlesien zurük, und dieß bestimmte die Russen hinter der Oder zu bleiben und ihre ganze Macht gegen unsre Seite auszubreiten.

Der Posten, den ich in Driesen besezt hielt, war gerade der bequemste, um sich einen weitern Weg zu öfnen. Der General Romanzow machte also Anstalten, mich daselbst anzugreifen und das sehr lebhaft und mit ansehnlicher Macht. Meine Spionen bedienten mich

ganz herrlich: und ich erhielt bald die Nachricht, daß er mich von vorn angreifen würde, indessen ein Paar andre Haufen durch die Nez wateten die ich vor mir hatte, um mich im Rükken anzugreifen. Ich war also gezwungen meinen Posten zu verlassen und ich zog mich nach Friedberg, einer kleinen Stadt, die etwa zwei Meilen davon entfernt liegt.

Der General Dohna sandte den Generalmajor Rusch mit tausend Husaren und vier Bataillon Grenadier nach Landsberg. Da dieser Ort drei Meilen hinter mir lag; so konnte er mir im Nothfall zum Zufluchtsort dienen. Zugleich benachrichtigte er mich, daß er mit seinem ganzen Heer nach Frankfurt an der Oder ginge, welches er zum allgemeinen Sammelplaz bestimmt hatte.

So gab er dem schwedischen Heer das ganze Land Preis, das zwischen Berlin, Stettin, Anklam, und Demmin liegt: aber dieses Heer, welches gar leicht hätte Detaschemens bis Berlin schikken können, so wie es die Oesterreicher und Russen bei andern Gelegenheiten thaten, wußte, wie gewöhnlich, den Vortheil nicht zu benuzzen, den ihm die Umstände in die Hände gaben.

So bald ich Driesen verlassen hatte, so sezten sich die Russen darinn vest; und vier und zwanzig Stunden darauf waren sie schon vor mir in Friedberg: da ich aber blos Kosaken und Husaren sah; so ging ich an der Spize von hundert Mann hinaus und verjagte sie.

Bald erschienen sie wieder mit einem ansehnlichern Haufen, und verbreiteten sich zur Rechten und zur Linken auf der Ebene, einen Kanonenschuß weit: ich ging mit allen meinen Leuten hinaus, und da ich eine Höhe vor der Stadt besezt hatte; so ließ ich einige Kanonenschüsse thun, wodurch sie gezwungen wurden, etwas zurükzuweichen. Sie stellten ganz vorn einige Wachen aus, und stiegen hernach ab, woraus ich vermuthete, daß sie die Absicht hätten, zu furagiren.

Ich schikte einen Offizier nach Landsberg, um den General Rusch die Annäherung der Feinde, zu melden und um ihm anzuzeigen, daß ich meinen Posten so lange vertheidigen wollte, bis überlegne Kräfte über mich her fielen; in dem Fall aber, daß ich genöthigt wäre, der Menge zu weichen, so würde ich mich zu ihm ziehn wenn er es nicht rathsamer fände, selbst zu mir zu stossen.

Diesen Entschluß würde jeder andre in seiner Stelle ergriffen haben; aber ich sah alle die schönen Hofnungen scheitern, die ich hatte, den Feind zu schlagen, wenn ich die nöthige Verstärkung erhalten hatte.

Auf Mittag sah ich die Reiterei wieder zu Pferde steigen, und weiter vorrükken, indem sie vier Bataillon Fußvolk verstekte, welche mit Kanonen ihnen folgten. Ich zog mich zurük, da ich nichts bessers thun konnte: und sogleich verfolgte mich ein ansehnlicher Haufen Reiterei. Ich stellte mein Bataillon ins Vierek und sezte

meinen Marsch fort. Diese Reiterei machte verschiedne Versuche, um mich aufzuhalten und auf mich einzudringen, aber ich schonte meine Kanonenschüsse und mein Musketenfeuer so gut, daß ich sie immer zum Zurükzuge nöthigte.

Ein unversehner Zufall sezte mich gar sehr in Verlegenheit. Da mein Regiment größtentheils aus österreichischen Kriegsgefangnen bestand, so entliefen auf einmal siebenhundert, und warfen sich mitten unter die feindliche Reiterei, die mir auf dem Fuß folgte. Durch diese Entweichung ward mein Vierek um mehr als die Hälfte verringert: nichts desto weniger hielt ich den Feind stets weit genug von mir und gewann endlich ein Gehölz wo mich diese Reiterei verließ. So kam ich ruhig nach Landsberg, wo ich meine Leute ausruhen, und eine Menge verwundeter Offiziere, Unteroffiziere und Gemeiner besorgen ließ.

Ich sandte durch einen Offizier meinen Bericht an den Graf Dohna: und er fand ihn so gut, daß er ihn sogleich an den König abschikte. Seine Majestät waren damit so zufrieden, daß er allen Batallons der Provinzen, die nur aus Landmiliz bestanden und sich in Stettin und Küstrin befanden, Befehl gab, daß jedes derselben hundert Mann an mich abgeben sollte, um in meinem Regiment die grosse Lükke auszufüllen, welche die Entweichung der siebenhundert Oesterreicher bei meinem lezten Rükzuge darinn gemacht hatte.

Ich schikte noch einige Offizier auf Werbung aus; und zog meinen Obristlieutenant mit seinen Haufen wieder an mich. So war ich bald im Stande hinzugehn, wohin ich gerufen würde.

Der General Dohna, der in Frankfurt mit seinem Heer stand, schikte mich vorwärts um die Bewegungen der Russen in der Nähe zu beobachten. Sie hatten uns blos in Ansehung Schlesiens beunruhigen wollen: sie drangen mit ihrer ganzen Macht in die Neumark, breiteten sich hinter der Oder aus, und griffen Küstrin an. Sie warfen so viel glüende Kugeln hinein, daß das Innere der Stadt in Asche gelegt ward.

Der Graf von Dohna lagerte sich diesseits der Stadt, damit er sich den Russen widersezzen könnte, wenn sie etwa versuchen sollten, über den Fluß zu gehn, um die Stadt zu umzingeln und sie regelmäßig zu belagern.

Der König hob die Belagerung von Olmüz auf, verließ Mähren, kam nach der Lausniz, und da erfuhr er die genauern Umstände von allem, was an der Küstrinschen Seite vorging. Er ließ ein Heer in Sachsen unter Anführung des Prinzen Heinrich, und ein andres in Schlesien unter den Befehlen des Marggrafen Karl. Er selbst nahm einen Theil der Reiterei und sechs Regimenter Fußvolk mit sich, und kam, um sich den Russen entgegenzusezzen.

So bald er zu uns gestoßen war, ließ er Brükken über die Oder werfen nahe bei Güstebiese, zwei Meilen oberhalb Küstrin; und beim Einbruch der Nacht ging er nach einem beschleunigten Marsch über den Fluß, grif den Graf Fermor bei Zorndorf an, nöthigte ihn die Belagerung von Küstrin nach dieser blutigen Schlacht aufzuheben und sich nach Landsberg gegen die polnischen Gränzen zurükzuziehn.

Seine Majestät ließ mich beim Uebergang über den Fluß, um im Nothfall seinen Rükzug und die Pontons zu dekken. Ich ward am Tage der Schlacht daselbst vom General Romanzow angegriffen, welcher, da er nach Schwedt abgeschikt war, durch den Uebergang des Königs, vom Heer des Generals Fermor abgeschnitten war. Er war mir an der Zahl sehr überlegen: dennoch schlug ich zweimahl einen sehr lebhaften Angrif von ihm zurük; allein da ich sah, daß er sich immer mehr und mehr verstärkte, daß er sehr ernstlich auf die Eroberung meines Postens dachte, und daß ich in Gefahr stände, unter der Ueberlegenheit der Menge zu erliegen; so nahm ich meine Zuflucht zu einer Kriegslist, welche mir auch glükte.

Ich wählte einen unter den entschlossensten Offizieren meines Regiments aus; und gab ihm funfzig Mann von beinahe gleicher Unerschrokkenheit und alle unsre Trommelschläger; mit dem Befehl, sich in ein grosses Gehölz zu werfen, das mir zur Rechten und

dem Korps des General von Romanzow zur Linken war: dieser Offizier machte von seinen funfzig Mann und seinen Trommelschlägern vier Divisionen; und indem er ins Gehölz drang, ließ er den Marsch schlagen und großen Lärm machen, als wenn eine ansehnliche Verstärkung mir vom Könige zu Hülfe käme. Das Schlachtfeld war nur eine Meile von uns entfernt, und wir hörten, so zu reden, jeden Musketenschuß.

Diese List zog mich aus der Verlegenheit. Ich war nicht im Stande, mich noch lange zu vertheidigen. Herr von Romanzow glaubte, er müßte sich aufs schnellste zurükziehn, und um nicht an das Heer des Königs zu gerathen, nahm er einen grossen Umweg, und stieß wieder zum großen russischen Heer.

Ich schikte einen Offizier an den König, um meinen Bericht abzustatten und seine Befehle zu erhalten. Er sandte ihn sogleich zu mir zurük, und ließ mir sagen, ich sollte die Brükke wegnehmen und mich mit meinen Leuten nach Küstrin begeben, wo ich seine fernern Befehle erhalten würde.

Man wird nicht ohne Vergnügen folgende Anekdote lesen, die ich nicht umhin kann, bei dieser Gelegenheit zu erzählen.

Ich hatte gleich den Tag nach der Schlacht den eben erwähnten Offizier zum Könige geschikt. Seine Majestät ließ ihn in sein Zimmer kommen. Er stand vor einer grossen Landkarte, die zwei Bedienten vor ihm

hielten, und maaß die Entfernungen von einem Ende der Karte bis zum andern; unterhielt sich mit meinem Offizier über das, was auf meinem Posten vorgefallen war; sprach mit einem andern, den der Marggraf Karl ihm geschikt hatte, um ihm von den verschiednen Bewegungen der Oesterreicher Nachricht zu ertheilen; und hörte einigen Adjutanten zu, die ihm verschiedne Gegenstände vortrugen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde hatte der Monarch dem Offizier des Marggrafen Karl und dem meinigen seine Befehle ertheilt; und da sie fort waren, ordnete er weiter den Marsch für den folgenden Tag an, um sich dem Marschall Daun entgegenzusezzen, der an der Spizze eines groſsen Heers auf Berlin zuging.

Mein Offizier überbrachte mir des Königs Befehle, und ich ging nach Küstrin um meine fernere Bestimmung zu erwarten. Ich sah dort die russischen Generale, die in der Schlacht bei Zorndorf gefangen genommen waren: ihrer waren sechs oder sieben; und da die Stadt verbrannt war; so wohnten sie eben nicht sehr bequem. Ich fand sie bei sehr übler Laune. Der König hatte ihnen auf dem Schlachtfelde gesagt, er bedaure sehr, daß er kein Siberien habe, wohin er sie schiken könne, damit sie eben so behandelt würden, wie bei ihnen die preussischen Offiziere.

Dieß Kompliment verursachte, daß der Graf von Schwerin, Adjutant des Königs, der den Russen in

die Hände gefallen war, bloß nach Petersburg geführt wurde, wo er die Freiheit erhielt, am Hofe und in Privatgesellschaften zu erscheinen: anstatt, daß die vor ihm angekommenen Gefangenen nach Siberien verwiesen waren.

Der König bewilligte, um dieß zu erwiedern, seinerseits, daß die russischen Generale, seine Gefangnen, nach Berlin gehn, und dort alle die Vergnügen genießen konnten, welche der Herr von Schwerin in Petersburg genoß.

Der Prinz Franz von Braunschweig, Schwager des Königs und Generalmajor in seinem Dienst, der nachher in der Schlacht bei Hochkirchen blieb, ging zum Vortrapp des Königs und ich erhielt Befehl, mich mit ihm zu vereinigen. Der Graf von Dohna ward gegen die Russen zurükgelassen; und Seine Majestät ging dem General Daun entgegen, in der Absicht, seine weitern Fortschritte zu verhindern.

Wir nahmen unsern Weg nach der Lausniz, und in Luckow angelangt, trafen wir dort den General Ziethen, den uns der Prinz Heinrich mit Mannschaft entgegengeschikt hatte, um den König zu verstärken.

Daun hatte geglaubt, daß die Russen den König aufhalten würden: so bald er aber unsern Marsch erfuhr, gab er das Vorhaben auf, das er gegen Berlin gefaßt hatte und zog sich zurük. Seine Majestät drang immer weiter vor, bis er durch seine Stellung die freie

Verbindung zwischen seinem eignen Heer und zwischen dem sächsischen, schlesischen und pommerschen gesichert hatte.

Ich ward mit meinem Regiment und zweihundert Dragonern abgeschikt, um an der Seite von Frankfurt wieder zurükzugehn, damit ich beobachten könnte, ob die Russen noch Entwürfe auf Schlesien hätten, wie die Spione aussagten. Ich sollte mich so stellen, daß ich dem Könige schnell alles melden könnte, was vorginge; im Fall der Noth hatte ich Befehl, mich an das Heer des General Dohna zurükzuziehn: aber die Russen entschlossen sich, noch Kolberg zu belagern, ob es gleich schon ziemlich spät im Jahr war.

Der Graf Fermor zog sich gegen Stargard und sandte von da den Generalmajor Palmbach ab, um diese Belagerung zu unternehmen.

Der Graf Dohna hatte nicht Mannschaft genug unter sich, um es zu hindern. Er begnügte sich damit so viel Land zu dekken, als die Umstände ihm erlaubten.

Da der General in Ansehung Schlesiens beruhigt war, ließ er mich zu sich kommen, und der kleine Krieg ging wieder an, indessen man den Ausgang der Belagerung von Kolberg erwartete.

Der Kommandant dieser Festung, Major von Heiden, vertheidigte sie aufs treflichste. Die Russen beschossen sie zu gleicher Zeit zu Lande und zu Wasser. Sie hoben die Belagerung auf, räumten völlig die

Neumark und Pommern, und gingen durch Polen, um in Preussen ihre Winterquartiere zu beziehn.

Auch wir schmeichelten uns, die Winterquartiere beziehn und einige Ruhe geniessen zu können: aber die Schlacht bei Hochkirchen, wo der König eine Schlappe bekam, die ihn zum Zurükzuge zwang, machte die Kaiserlichen muthig. Sie entschlossen sich, den Feldzug fortzusezzen.

Daun ließ Neisse belagern; ohne Zweifel in der Hofnung, es noch vor dem Winter zu erobern. Der König wandte sich mit seiner ganzen Macht dahin, und nöthigte ihn, die Belagerung aufzuheben.

Um aber Sachsen zu dekken, befahl er dem General Dohna, sich aus Pommern mit seinem Heer dahin zu ziehn und in seiner Abwesenheit dort zu bleiben. Ich führte den Vortrapp an. Wir fanden den General Haddik an der Spizze eines Korps, welches ihm Daun bei seiner Abreise nach Schlesien, gelassen hatte. Er hatte sein Lager auf den Höhen hinter Eulenburg. Ich grif die vier Bataillon Panduren an, die er vor die Stadt gestellt hatte. Sie zogen sich zurük und legten Feuer an die Brükke; ich löschte solches und verfolgte sie durch die Stadt, wobei wir einige Gefangne machten, und sie flüchteten in ihr Lager.

Als der General Haddik meinen Angrif von Dauer, und das Heer des Grafen Dohna heranrükken sah

so ging er aus seinem Lager und überließ uns drei Kanonen und eine Menge von Bagage.

Nach der Befreiung von Neisse, kehrte der König nach Sachsen zurük, und nahm daselbst seine Winterquartiere. Dohna ging wieder nach Pommern, und sandte von dort den General Platen ab, zu dessen Korps auch ich gehörte, um seine Winterquartiere an den Gränzen von Polen zu nehmen; er aber ging durch das Herzogthum Meklenburg in die Ukermark, um die Schweden anzugreifen, welche der Graf Hamilton anführte, und er jagte sie vor sich hin bis an die Thore von Stralsund. Nachdem er sie da eingeschlossen hatte, nahm er, wie den vorigen Winter, seine Quartiere in schwedisch Pommern.

Wir blieben allesamt einige Monate in der vollkommensten Ruhe und erwarteten die Eröfnung des folgenden Feldzugs.

Der König dessen Aufmerksamkeit sich auf kleine Dinge, wie auf grosse erstrekt, zeigte mir, in diesem Zwischenraum einen Zug, den ich nicht mit Stillschweigen übergehn kann. Verschiedne schwedische Offizier, die seine Gefangnen waren, baten mich, ihnen von Seiner Majestät die Erlaubniß auszuwirken, auf ihr Ehrenwort in ihr Vaterland zurükkehren zu dürfen. Ich nahm mir also die Freiheit für zwei von ihnen darum anzuhalten, welche durch ihre Abwesenheit ihre häuslichen Angelegenheiten zu zerrütten befürchteten; und es ward

mir bewilligt. Allein auf der Reise hatte einer von ihnen sich etwas verlauten lassen, woraus man sah, daß er entweder sehr undankbar sei, oder mir keine Erkenntlichkeit schuldig zu sein glaube. Der König ward davon benachrichtigt und geruhte, mir folgendes Briefchen zu schreiben.

„Auf Ihre Veranlassung habe ich zwei von Ihren „Landsleuten die Erlaubniß ertheilt, auf ihr Ehren„wort in ihr Vaterland zurükzukehren. Als eine „Probe ihrer Erkenntlichkeit, haben sie unterwegs „gesagt, daß man früh oder spät schon die Gelegen„heit finden würde, Sie todt oder lebendig an Ihr „Vaterland auszuliefern. Ich habe Sie hiervon „benachrichtigen wollen, damit Sie sich vorsehn kön„nen; und auf ein andermal sein Sie nicht so dienst„fertig gegen Leute von so einer Denkungsart."

Seine Majestät schikten mir dieß Briefchen geradezu durch einen Kourier. Ich fühlte mich eben so durchdrungen von Dank gegen die Aufmerksamkeit des Monarchen, als unwillig über die Gesinnungen dieser Undankbaren. Ich hatte die Ehre, ihm durch eben diesen Kourier zu antworten, daß ich im höchsten Grade von der Gnade Seiner Majestät gerührt wäre: allein so lange ich noch an der Spizze des Regiments stände, welches er die Gnade gehabt hätte, mir anzuvertrauen und so lange ich funfzehnhundert Mann anzuführen hätte, schmeichelte ich mir, nichts befürchten zu dürfen.

Ich stellte über dieß unwürdige Betragen meine Betrachtungen an: allein das Vergnügen, selbst undankbare zu verpflichten, riß mich immerfort hin; und ich ergrif nachher eben so bereitwillig jede Gelegenheit, wo ich nur den schwedischen Gefangnen Dienste leisten konnte, deren Anzahl beträchtlich war.

Der ganze Winter verfloß ziemlich ruhig. Man hatte im vorigen Feldzuge so viel Märsche gethan und so viel Strapazen ausgestanden, daß man sich sehr freuete, in Ruhe athmen zu können. Man begnügte sich damit, neue Mannschaft auszuheben, und alles dazu in Stand zu sezzen, daß man früh den künftigen Feldzug eröfnen könne.

Die Russen versammelten sich an der Weichsel, also stellte sich der General Dohna mit seinem Heer an die Warte. Auch ich begab mich mit einem Korps dahin. Der König schikte noch zwölftausend Mann unter dem Generallieutenant Hülsen zu unsrer Verstärkung.

Unsre Feinde lagerten sich in Posen und der General Dohna stellte sich ihnen gegenüber. Wir hörten daß zwei Divisionen ihres Heers noch um einige Tagereisen entfernt wären, und man hielt es also für rathsam, den Grafen Fermor in Posen anzugreifen, ehe sich sein ganzes Heer dort vereinigte, und ich ward mit meinem Regiment und dreihundert Husaren abgeschikt um die beiden hinten gebliebnen Divisionen zu beobachten.

Meine Spione und unsre Patrullen verkündigten mir bald, daß sie nur noch zwei Tagereisen bis Posen hätten. Ich meldete das an den Grafen Dohna; und vest überzeugt, daß er ohne Zweifel sogleich das fermorsche Korps angreifen würde, warf ich mich mit meiner Mannschaft hinter das feindliche Heer, damit ich die Flüchtlinge so recht in Empfang nehmen könnte.

Ich hatte mir mit vergebner Hofnung geschmeichelt. Der Graf Dohna benuzte die Umstände nicht, um die Vereinigung der beiden Divisionen mit dem Korps, das in Posen stand, zu hindern. Ich weiß nicht, war es Unentschlossenheit von seiner Seite, oder wurde er von irgend einem andern Beweggrunde davon abgehalten. Er zog sich bei Annäherung der Russen zurük, da ich hingegen, in der Erwartung, daß der entworfne Plan ausgeführt werden würde, meine Stellung nicht änderte.

Endlich erfuhr ich, es sei an keine Schlacht zu denken, und der General Fermor triebe den Grafen Dohna, der sich zurükzöge, immer weiter. Ich wollte wenigstens einen kleinen Versuch machen, ehe ich zum Heer zurükkehrte.

Die Russen hatten in Bromberg längst der Weichsel grosse Magazine von Mundvorrath und Gepäk. Auf diese Seite richtete ich meine Absichten. Die Besazzung bestand aus dreihundert Mann: ich überfiel sie, und machte sie zu Kriegsgefangnen. Blos einige Kosa-

ken flüchteten nach Thoren, einer ziemlich vesten, auch an der Weichsel gelegnen Stadt wo unsre Feinde noch eine gute Besazzung unter Anführung eines Generallieutenants hatten. Ich ließ eine Menge von Booten verbrennen, die mit Korn beladen waren, das ich nicht fortbringen konnte; und von den Pakwagen erlaubte ich allen meinen Leuten, sich nach Belieben mit Kleidern, Stiefeln, Schuhen und Strümpfen zu versehen. Jeder Soldat holte sich hier einen so vollständigen Kleidervorrath, als er tragen konnte; und nichts war lustiger, als dieß Schauspiel. Was man nicht mit fortbringen konnte, wurde nebst den Wagen mitten auf einem Plaz ausser der Stadt verbrannt; und dadurch wurde ein starker Schrekken unter den Einwohnern verbreitet, denn sie glaubten, die ganze Stadt solte in Asche verwandelt werden. Nirgends war aber der Aufruhr grösser, als in einem Nonnenkloster. Ich ritt gerade dort vorbey; und plözlich kamen alle die armen Damen, warfen sich mir zu Füssen und beschworen mich, Erbarmen mit ihnen zu haben. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, ihnen wieder Muth einzusprechen, und da ich ihnen betheuert hatte, daß ich weder der Stadt noch ihnen zu schaden Willens sei, versprach ich im Scherz, sie in meinen Schuz zu nehmen und ihnen alle Achtung zu erweisen, die ich ihrem Geschlechte schuldig sei.

Nachdem meine Anordnungen gemacht, und meine Leute ein wenig ausgeruht waren, reiste ich ab,

um wieder zum Heer zu stossen und überlieferte meine Gefangnen an ein Detachement, um sie nach Kolberg zu bringen.

Ich beschleunigte meinen Marsch, so viel es die Umstände erlaubten; und mein Nachtrapp, der aus hundert Mann zu Fuß und funfzig Husaren bestand, war eine Meile hinter mir. Der Kommandant von Thoren schikte tausend Mann zu Pferde aus, um uns zu verfolgen, und diese warfen sich in ein Dorf, um meinen Nachtrapp abzuschneiden. Ich erhielt Nachricht davon und ging mit dreihundert Mann zu Fuß und zwei Kanonen wieder zurük. Bei meiner Annäherung entschloß sich der Feind zum Rükzuge, und mein Nachtrapp war ausser Gefahr.

Wir sezten unsern Marsch fort. Da ich unsre pommerschen Gränzen ereicht hatte, gab ich meiner Mannschaft zwei Ruhetage; und während dieser Zeit erstattete ich an den Grafen Dohna genauen Bericht von meinem Zuge und bat um seine Befehle.

Der Offizier, den ich an ihn absandte, kam sehr bald zurük, in Begleitung eines Kouriers, der mir einen Brief vom General Wedel brachte, welchem der König, unzufrieden mit dem immerwährenden Zurükziehn des Grafen Dohna, die Befehlshaberstelle des Heers anvertrauet hatte. Kaum erhielt er dieselbe; so lieferte er dem Feinde, den er auf dem Wege nach Schlesien fand, eine Schlacht, aus welcher er sich mit Verlust

zurükzog; und dieser Niederlage zufolge schrieb er mir, daß ich mit aller meiner Mannschaft zu ihm kommen sollte.

Ich sammelte alle die kleinen Haufen, die ich, theils nach Kolberg mit meinen Gefangnen, theils sonst wohin nach Lebensmitteln und Fourage fortgeschikt hatte, und erfüllte die Befehle unsers neuen Anführers.

Theils der Verlust der Schlacht bei Palsiz, theils die weitern Vorschritte der Russen, nöthigten den König, mit einer Verstärkung von einigen Regimentern Reiterei und Fußvolk, selbst zu unserm Heer zu kommen.

Er war schon da, als der Offizier ankam, den ich aus Polen mit dem Bericht von meinem Zuge gesandt hatte, daß also derselbe an Seine Majestät selbst übergeben ward. Er war mit meinem Verhalten völlig zufrieden; und schrieb mir bei der Rükkehr dieses Offiziers, daß ich nach Landsberg an der Warthe gehn sollte, um bis auf weitere Befehle die Bewegungen des Feindes zu beobachten.

Ich nahm sogleich dort meine Stellung, indem ich mich längst des Flusses zog, und ich blieb nicht lange in Ruhe. Gleich den folgenden Tag kam ein ansehnlicher Haufen um mich anzugreifen; und ließ mich sogleich zur Uebergabe auffordern. Ich gab auf diese Aufforderung zur Antwort, daß ich meinen Posten standhaft vertheidigen würde.

Da indessen wegen der grossen Dürre das Wasser so sehr gefallen war, daß man an mehreren Orten durch die Warthe durchwaten konnte, und ich unmöglich mit so wenig Leuten alle Zugänge besezt halten konnte; so meldete ich das an Seine Majestät. Er verwies mich nur noch zwei Tage hindurch zur Gedult, da er mich dann aus der Verlegenheit ziehn würde.

Ich entschloß mich, meinen Posten zu behaupten, was es auch kosten möchte.

Der König ging über die Oder und grif die Russen an, die sich auf den Höhen bei Frankfurt, wo der Boden zur Vertheidigung am vortheilhaftsten war, verschanzt hatten. Es war dem General Laudon selbst geglükt, sich mit zehntausend Oestreichern, so zu sagen, dahin zu schleichen, indem er einen äusserst gewagten Marsch in eben der Richtung that, welcher der König folgte. Auch muß man gestehn, daß man den Gewinn dieser berühmten Schlacht auf seine Rechnung schreiben muß.

Die genauern Umstände derselben werde ich hier nicht anführen: sie sind jeden Krieger bekannt. Nur das will ich davon sagen: nachdem der König verschiedne glükliche Angriffe gethan, verschiedne Verschanzungen erstiegen, und die Feinde zum Rükzuge genöthigt hatte; so sah sich Seine Majestät endlich gezwungen, ihnen selbst den Sieg zu überlassen; und er verlor in dieser Schlacht fast all sein grobes Geschüz und die hundert

Kanonen, die er schon fortgenommen hatte; eine grosse Zahl seiner Generale wurden getödtet oder verwundet; ihm selbst wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und seine Kleider wurden an mehrern Orten durchschossen da er mit den Trümmern seines Heers wieder über die Oder ging.

Unterdessen daß seine Leute über die beiden Brükken defilirten, die man über den Fluß geworfen hatte, da man auf den Feind losging, trat der Monarch in eine Hütte; hier fiel ihm ohne Zweifel ein, was er mir zwei Tage vor der Schlacht für einen Auftrag gegeben hatte und er schrieb mir eigenhändig folgendes Briefchen:

„Nach dem, was mir mit den Russen begegnet ist, „können Sie nicht anders, als aufs schnellste in Reitwent „bei Küstrin mit ihrer Mannschaft zu mir stossen."

Der Ueberbringer dieses Handbriefchens war bei der Schlacht gegenwärtig gewesen: er erzählte mir alle besondern Umstände dieses blutigen und unglüklichen Treffens. Wir brachen sogleich auf nach Küstrin zu, und da meine Mannschaft zwei Tage brauchte, um zu dem angewiesenen Ort zu gelangen; so ritt ich selbst voraus.

Den andern Morgen kam ich ganz früh im Quartier des Königs in Reitwent an. Seine Majestät wohnten auf den Schlosse mit dem Generallieutenant Fink, der einige Zeit nachher in der berühmten Schlacht bei Maxen im Sächsischen so unglüklich war.

Ich ging hinein, um mit ihm zu sprechen, da ich erfahren hatte, daß man sich nur an ihn zu wenden hätte. Ich fand ihn ganz voll Wunden, die aber nicht von Bedeutung waren und die er in der Schlacht bekommen hatte, und im Schlafrok. Er ging sogleich zum Könige und kam mit dem Befehl für mich zurük, daß ich meine Mannschaft mit dem Heer vereinigen, und bis zu ihrer Ankunft die Stellung des Feindes untersuchen sollte, wozu ich so viel Husaren, als ich für nöthig halten würde, mitnehmen könnte. Ich bat mir dreihundert aus, und unterdeß daß sie sich fertig machten, mir zu folgen, durchlief ich unser Lager, welches dicht bei uns auf den Anhöhen war. Ich bemerkte ungeachtet der bewunderns=werthen Ordnung und Kriegszucht, welche die preussischen Heere auszeichnet, doch alle die Wirkungen welche der Verlust einer grossen Schlacht in den Gemüthern hervorbringen kann. Alles war in die tiefste Traurigkeit versenkt, und die Verwirrung so allgemein, daß es mir höchst wahrscheinlich ist, die Feinde würden, wenn sie ihren Sieg gehörig zu benuzzen gewußt hätten, den König in die harte Nothwendigkeit gesezt haben, die Gesezze anzunehmen, die sie ihm hätten vorschreiben wollen.

Dieß war auch die Meinung des General Laudon gewesen. Er hat mir hernach selbst gesagt, daß er alles angewandt hätte, um die Russen dahin zu vermögen, daß sie ihren Vortheil verfolgen sollten; allein sie wären, berauscht von der Freude den König überwun=

den zu haben, hartnäkkig dabei geblieben, daß sie nicht weiter dringen wollten.

Seine Majestät hielt sich zwei Tage in seinem Zimmer verschlossen, und sah niemand als den General Fink und einige Bedienten. Den dritten Tag erschien er wieder, theilte allenthalben seine Befehle aus; und die Bewegungen fingen wieder mit der vorigen Ordnung und dem vorigen Gleichmuth an. Das Genie dieses Monarchen fand noch Hülfsquellen, wo jeder andre außer ihm den Unfällen untergelegen wäre.

Da meine dreihundert Husaren versammlet waren, ging ich gegen Frankfurt zu, zwei Meilen von unserm Lager. Zweihundert stellte ich in einen Grund, da in dieser Gegend alles Ebene war; und mit den hundert andern am besten berittenen, drang ich bis an den Ort in der Vorstadt, wo die Feinde eine große Wache hatten. Ich jagte sie fort; durchstrich die ganze Gegend; bemerkte, daß das Heer noch auf der andern Seite der Oder stand; daß an der Seite, wo ich war, sich nur einige kleine Haufen Kosaken, Husaren und Dragoner unterm General Totleben befanden; daß endlich bei den Feinden alles eben so ruhig sei, wie bei uns, welches mir auch durch einige Gefangene, die ich machte, bestätigt ward.

Ich ging zurük, ohne verfolgt zu werden, und nach meiner Rükkunft ins Lager machte ich meinen Bericht.

Diese Neuigkeiten richteten immer mehr und mehr den König wieder auf. Nachdem sein Heer ausgeruht war, sezte er sich in Bewegung um eine Stellung zu nehmen, durch die er leichter seine Hauptstadt dekken und freie Verbindung mit Sachsen haben konnte; besonders gab er die nöthigen Befehle zur Verstärkung und zum Geschüz, das er nöthig hatte.

Ich war beim Nachtrapp. Der König war auch dabei nach seiner Gewohnheit; denn er hatte den Grundsaz, daß der Oberanführer beim Vortrapp sein muß, wenn man auf den Feind losgeht und beim Nachtrapp, wenn man sich zurükzieht. Dieß hat der Monarch auch stets beobachtet, um desto bequemer seine Befehle ertheilen zu können, um alles mit eignen Augen zu sehn, und so selten als möglich nach dem Gutachten und dem Bericht eines andern handeln zu dürfen.

Die leichten Truppen beunruhigten uns ein wenig; aber nichts destoweniger hatten wir nach der unglüklichen Niederlage bei Frankfurt nicht Ursache, einen so ruhigen Marsch zu erwarten.

Das feindliche Heer ging über die Oder und lagerte sich uns gegenüber in der Entfernung einer Meile. Ich wurde nach dem linken Flügel des königlichen Heers gesandt, um die Seite desselben und auch die Feldbäkkerei zu dekken. Vor mir hatte ich einen kleinen Fluß, welcher vorn beim Heer vorbeifloß. Ich stellte meine Wachen auf die Anhöhen, und gab meinem Obristlieu-

tenant ein Bataillon und hundert Husaren, nebst dem Befehl sich so weit als möglich links auszudehnen. Den übrigen Theil des Tags hindurch besuchte ich alle meine Posten und kam erst Abends spät in mein Quartier zurük.

Belling, der Obrist der Husaren, die unter meinen Befehlen standen, sagte mir, daß er, außer den Wachen, welche ich selbst schon angewiesen hätte, noch eine weiter vorn ausgestellt habe, die aus einem Offizier und dreißig Mann bestände. Es war Nacht, und ich verschob den Besuch dieses Postens bis auf den folgenden Morgen. Ich legte mich sehr ruhig nieder, ohne Ahnung des Unglüks, das mir bevorstand.

Mit Tagesanbruch ritt ich aus, um meinen Posten zu besuchen, und hernach ritt ich zu dem, welchen der Obrist Belling selbst ausgestellt hatte. Ich fand denselben gar zu ausgesezt. Der befehlende Offizier versicherte mich, daß der Feind eine Meile von hier entfernt sei: da ich aber dieses nicht so zuverläßig glaubte, wie er; so befahl ich ihm, mit seinen dreißig Husaren ins Lager zurükzugehn: und unterdessen, bis er sie versammelt hatte, stieg ich auf eine Anhöhe blos von einem Reiter als Ordonnanz begleitet.

Ich hatte mich nicht geirrt in Ansehung der Gefahren, welchen ich diesen Posten ausgesezt glaubte. Ich würde sogleich ungefähr zweihundert Kosaken gewahr, welche erst zwei Schildwachen verjagten, die vor das

Dorf gestellt waren, und hernach über die übrige Mannschaft herfielen. Sie that keinen Widerstand und gab sich nebst ihren Offizier gefangen.

Von diesem Augenblik an sah ich, daß es mir fast unmöglich war, mich zu retten. Die Kosaken breiteten sich bald rund um mich her aus. Dennoch gelang es mir, mir nebst meiner Ordonnanz einen Weg mitten durch sie hin zu öfnen, allein, da ich mich von meinem Wege entfernt hatte, kam ich in eine morastige Gegend, wo sich mein Pferd nicht herausziehn konnte.

Die Kosaken, welche bekanntlich sehr leichte und unbeschlagne Pferde haben, umringten mich von neuem. Sie schossen einigemal mit Karabinern auf mich. Ich erwiederte das, sehr unvorsichtig, mit zwei Pistolenschüssen; und darauf fielen sie dreist über mich her. Ich war abgestiegen, da mein Pferd, das bis an den Hals im Morast stekte, keinen Schritt thun konnte. Es blieb mir nichts anders übrig, als den Vorschlag anzunehmen, den man mir that, und mich gefangen zu geben.

Die Kosaken gaben mir eins von ihren Pferden, das ich besteigen mußte, und führten mich mit sich zurük. Unterdessen kam der Husar, den ich zur Ordonnanz hatte, und den die Leichtigkeit seines Pferdes der Verfolgung entzog, in unserm Lager an und meldete, was mir begegnet war. Man flog mir zu Hülfe; aber

es war zu spät. Die Kosaken hatten mich in aller Eil zu ihren Vorposten gebracht.

Sie nahmen mir meine Uhr und meine Börse, so wie es in dergleichen Fällen unter den Kriegern üblich ist. Sonst konnte ich mich gar nicht über sie beklagen, und ich muß gestehn, daß ich eine härtere Begegnung von ihnen vermuthet hatte, da ich seit langer Zeit diese Art von Soldaten kannte.

Der Obrist von den fünfhundert Kosaken dieser Wache, führte mich zur zweiten, welche der Brigadier Crasnajock befehligte. Ich hatte in dem lezten Kriege zwischen den Russen und Schweden Bekanntschaft mit ihm gemacht, in welchem sein Vater, wie ich schon erzählt habe, geblieben war.

So bald er erfuhr wer ich sei, kam er zu Pferde und empfing mich sehr artig. Er hielt sich vor seinem Zelt auf, um mir einige Erfrischung anzubieten, ich dankte aber dafür. Er führte mich nachher zu einem dritten Posten bei dem General von Totleben, welcher Oberbefehlshaber über alle Vorderwachen und über die leichten Truppen des russischen Heers war, und den ich noch weit genauer kannte; denn wir hatten zusammen in Holland gedient.

Er empfing mich mit der größten Artigkeit und da es gerade Mittag war; so bot er mir seine Tafel an. Er sezte sich bei Tische mir zu Seite. Die Versammlung war sehr zahlreich. Es waren nicht nur viel Offi-

zier und Adjutanten da, sondern auch ein halbes Duzend Sekretaire; denn bekanntlich führen die Russischen Generale immer eine ganze Kanzellei bei sich. Ich war bei zu übler Laune, als daß ich mit Appetit essen konnte. Der Graf von Totleben, der es gewahr ward war so artig, mir zu fragen, worinn er mir dienen könnte; und hernach sagte er mir sachte ins Ohr, wenn ich etwa an den König schreiben wollte; so würde er es gern übernehmen, den Brief sehr schnell durch einen seiner Tompeter zu bestellen; ich möchte in diesem Fall keinen Augenblik säumen, weil er mich noch diesen Tag ins Hauptquartier bringen müße, wo ich diese Erlaubniß nicht erhalten würde.

Nichts war mir erwünschter in meiner Lage. Ich bezeugte dem General Totleben, wie sehr ich durch sein gütiges Betragen gerührt sei, und als ich von Tische aufstand, schrieb ich an Seine Majestät ohngefähr folgendes:

„Ich habe eben das Unglük gehabt, gefangen ge„nommen zu werden. Es ist hier der Ort nicht, Ew. „Majestät zu erzählen, wie und durch wessen Schuld: „ich habe jezt bloß Zeit es Ihnen zu sagen. Ich bitte Sie „unterthänigst, mich bald auswechseln zu lassen, damit „ich fortfahren kann, Ihnen mit allem Eifer zu dienen „dessen ich fähig bin.

Der General Totleben schikte diesen Brief durch einen Trompeter an Seine Majästät, die nur eine Mei-

le vom russischen Heer ihr Lager hatten. Er ließ mir ein Pferd geben und brachte mich zum Quartier des Generals, Grafen von Soltikoff in Liberose. Er wurde von dem Brigadier und von dem Obristen begleitet, von dem ich vorher geredet habe, so wie noch von einer Menge andrer Offiziere: es war gleichsam eine Art von Triumph. Ein Adjutant des Generals Totleben war vorausgeritten um unsre Ankunft zu melden. Auch kamen verschiedne Generale aus dem Schloß uns entgegen.

Unter diesen war auch der General Romanzow der mich zuerst anredte, um mir zu bezeugen, wie viel Vergnügen es für ihn sei, meine Bekanntschaft zu machen, und daß es ihm bloß unangenehm sei, diesen Vortheil einem Zufall verdanken zu müssen, der mir nicht erfreulich seyn könnte: allein er habe mich so oft sich genüber gesehn und immer in einer so ehrenvollen Stellung und so unerschütterlichem Gleichmuth, daß er mir seine Werthschäzzung und ganz vorzügliche Achtung nicht versagen könne. Ich antwortete so gut als möglich auf alles, was er mir verbindliches und schmeichelhaftes sagte.

Man führte mich dann zum General von Soltikoff. Ich fand bei ihm viel andre Generale und unter andern den General Laudon. Ich ward sehr artig aufgenommen. Man frug mich sehr viel über die Art meiner Gefangennehmung: man sprach vorzüglich mit Behagen von der Schlacht, die man eben gewonnen hatte; und ein jeder brachte sein Scherflein herbei, um sich gel-

tend zu machen. Ich bemerkte, daß der General Laudon, welchem man den Ruhm nicht streitig machen kann, den vorzüglichsten Antheil am Gewinn dieser Schlacht gehabt zu haben, der einzige war, welcher schwieg und seine völlige Kälte behielt.

Noch sah ich einen schwedischen Obristen Herrn von Sandelhielm, der sich bloß bei der russischen Armee befand, um seinen Hof von allen Vorgängen zu benachrichtigen. Er war ein alter Bekanter von mir: und ich muß zu seinem Lobe gestehn, daß er mich mit Artigkeit überhäufte: allein er zeigte mir an daß es seine Schuldigkeit fordere, seinem Hofe den mir eben begegneten Unfall zu melden, wobei er zugleich nicht verheelte, daß er besorge, man würde auf meine Auslieferung dringen.

Ueber diesen Punkt war ich ganz ruhig, überzeugt daß der russische Hof unmöglich etwas thun könnte, was so gerade zu gegen alle Grundsäzze der Menschlichkeit stritte, als meine Auslieferung an meine Feinde; da ich gegen diesen Hof nie etwas verbrochen hatte, und da in dem gescheiterten Komplott zur Regierungsänderung in Schweden, der Minister Ihrer Kaiserlichen Majestät in Stokholm sich ziemlich deutlich zum Besten unsrer Parthei erklärt hatte. Aber das nagte schmerzvoll an meinem Herzen, daß ich kaum in den preussischen Dienst getreten und schon gefangen war.

Den folgenden Tag schien mir mein Unglük nicht mehr unheilbar. Da ich beim General Soltikoff zur

Tafel ging, der mir seinen Tisch für die ganze Zeit meines Aufenthalts bei ihm angeboten hatte, händigte er mir einen Brief ein, den ihm der König diesen Morgen durch einen Trompeter für mich zugeschikt hatte. Er hatte ihn dem Herkommen gemäß geöfnet und sagte zu mir, da er ihn mir übergab. „Da haben Sie einen Brief vom „Könige, welchem ihr Unfall sehr zu Herzen geht, der „aber, ungeachtet seiner verlornen Schlacht uns noch zu „drohen scheint." Ich las sogleich diesen Brief und sein Inhalt war dieser.

„Ich bedaure sehr, daß Sie gefangen genommen „worden sind. Ich habe es an meinen Generalmajor „von Willich in Butau melden lassen, den ich zum Kom„missar wegen der Auswechselung der respectiven Gefan„genen gesezt habe; und ich bin um so mehr überzeugt, „daß Ihre Auswechselung keine Schwürigkeit haben wird, „da ich verschiedene russische Offiziere und selbst Genera„le unter meinen Gefangenen habe. Uebrigens bitte ich „Gott, daß er Sie in seinen höchsten und heiligen „Schuz nehme."

„den 5ten September 1759."

„Friederich."

Der Graf von Soltikoff schwieg unterdessen, als ich diesen Brief las. Ich sagte ihm sogleich, daß es sehr erquikkend und trostvoll wäre, so einen Herrn zu haben, der mitten in seinem eignen Unglük noch so vielen Antheil an den Unfällen derer nähme, welche die Ehre

hätten, ihm zu dienen. Ich frug ihn, ob er mir erlauben wollte, diesen Brief zu behalten und er bewilligte das um so leichter, da er, wie ich nachher erfuhr, hatte Kopie davon nehmen lassen, um sie an seinen Hof zu schikken.

Verschiedene andre Generale, die gegenwärtig waren, wünschten ihn zu lesen; und ich sah, wie viel Eindruk er auf ihre Gemüther machte: so wenig waren sie in ihrem Lande an einem Briefwechsel dieser Art gewöhnt. Da sie nicht wußten, daß es sich der König zum Gesez machte, auch dem geringsten seiner Unterthanen zu antworten; so hielten sie mich für einen Mann von gar grosser Wichtigkeit.

Nach Tische ließ mir der General sehr artig den Vorschlag thun, daß ich möchte mein Gepäk holen lassen. Ich nahm ihn mit Freuden an, da ich nichts, als den Rok auf dem Leibe bei mir hatte. Man fertigte einen Trompeter ab, der mir meinen Kammerdiener und eine Kalesche brachte, worinn meine nöthigsten Sachen und etwas Geld waren.

Ich blieb einige Tage im Hauptquartier, wo jedermann mir artig begegnete. Bloß das einzige kränkte mich, daß ich bei allen Feierlichkeiten, die man bei Gelegenheit der gewonnenen Schlacht gab, zugegen seyn, und Zeuge von allen den Beförderungen seyn mußte, die man im Heer vornahm, so wie von allen Gnaden-

bezeugungen, die man vertheilte, so bald der Kourier von Petersburg angekommen war.

Acht Tage darauf kündigte man mir an, daß ich nach Königsberg in Preussen reisen sollte, das damals den Russen gehörte, und daß ich dort meine weitre Bestimmung zu erwarten hätte.

Ich gehorchte; aber von dem Augenblik an, da ich das Heer verließ, wurde ich ganz anders behandelt, als bis dahin. Einer von den beiden Offizieren, welche den Auftrag hatten, mich zu begleiten, stieg ohne Umstände in meinem Wagen, und der andre stellte sich an die Spizze von zwanzig Husaren, die man mir zur Bedekkung gab.

Wir reiseten durch Posen und Thorn: und wo wir uns aufhalten musten, bewachte mich Tag und Nacht hindurch eine Schildwache.

Bei der Ankunft in Königsberg ließ man mich in ein Haus auf der Vorstadt abtreten und mein Führer meldete mich beim General Korf, Kommandanten der Stadt. Um Mitternacht kam er zurük um mich auf das Schloß zu führen, welches dieser General bewohnte: aber ich sah nur einen Bedienten, welcher mit einem Licht in der Hand, mich in ein Zimmer führte. Mein Offizier gesellte sich zu mir. Eine Schildwach stand an der Thür, und eine zweite bewachte in einem kleinem nahgelegenem Zimmer meine beiden Bedienten. Ich ließ mir ein Bett aufschlagen und legte mich nieder.

Die traurigsten Betrachtungen fingen an, mich zu beunruhigen. In so einer Lage, wie damals die meinige war, mahlen sich alle Gegenstände der Einbildungskraft mit den schwärzesten Farben. Ich dachte, daß ich bald würde an Schweden ausgeliefert werden, um meinen Kopf auf einem Schaffott zu verlieren; oder daß ich ins tiefste Siberien würde verwiesen werden, um dort meine übrigen Tage im Schooße eines Elendes zu verleben, das härter als der Tod ist; ohne daß irgend jemand ersführe, was aus mir geworden wäre. Indessen, sei es die Folge meiner natürlichen Munterkeit, oder sei es eine Art von Ahndung einer bessern Zukunft gewesen, kurz ich überwand jedesmal meine Furcht und entschloß mich zur Gedult.

Den folgenden Morgen kam ein Offizier von der Besazzung in die Stelle dessen, der mich von der Armee hingebracht hatte. Dieser betrug sich besser gegen mich, und ich konnte mich mit ihm unterhalten: es war ein Edelmann von sehr gutem Hause aus Liefland.

Gegen Mittag ordneten die Bedienten des Kommandanten eine Tafel mit drei Gedekken an; und einer seiner Sekretäre nahm die dritte Stelle ein. Dieser war ein Deutscher, der Weltkenntniß besaß; ich merkte, daß er Befehl erhalten hatte, mir in meiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten. Unsre Tafel wurde sehr gut besezt; und ich muß gestehn, daß man mir alle Artigkeit erwies, nur daß ich immer in meinem Zimmer einge-

schlossen blieb, und daß ich stets eine Schildwache an meiner Thüre hatte.

Nach Tische besuchte mich der General selbst. Er war sehr artig gegen mich; er bezeugte mir sein ganzes Bedauern darüber, daß er durch die Befehle seines Hofes gezwungen wäre, mich so zu behandeln; aber übrigens bat er mich, über sein Haus, wie über das meine zu befehlen.

Er ließ hernach keinen Tag vorübergehn, ohne mich zu besuchen; und jemehr wir mit einander bekannt wurden, um desto mehr verdoppelte er seine Aufmerksamkeit und seine Gefälligkeiten gegen mich. Er vertrauete mir sogar an, daß er in wenig Tagen Befehl erhalten würde, mich nach Petersburg zu schikken, wo man mich gern sehn möchte, und daß ich sicher bis zu Ende des Kriegs würde da behalten werden, damit ich nicht wieder dem Könige dienen könnte, der mir in seinem Briefe vom fünften September versprochen hatte, mich bald auswechseln zu lassen. Ich weiß nicht, aus welchen Beweggründen sich der russische Hof so betrug, ich kann bloß diese Thatsache versichern.

Den folgenden Tag rieth mir der General, mich zur Reise zu rüsten: und er war so gütig, mir ein Darlehn von zweihundert Dukaten anzubieten, die ich auch annahm, nachdem ich ihm meine Verschreibung darüber eingehändigt hatte. Er gab mir, obgleich in sehr gemäßigten Ausdrükken, zu verstehn, daß es mir in Pe-

tersburg nothwendig zuweilen am Nöthigen fehlen müsse. Wie viel Erkenntlichkeit bin ich nicht diesem gefälligen Mann schuldig! und wie oft habe ich nicht hernach Gelegenheit gehabt, mich an seine Reden zu erinnern!

Gegen Abend kam er noch einmal zu mir, und stellte mir den General Grafen von Czernichef vor. Der König hatte ihn auf sein Ehrenwort frei gegeben, um meine Auslieferung zu erleichtern. Er war nach seinem Range der vornehmste unter den russischen Gefangenen. Seine Majestät hatten ihm bei seiner Befreiung sagen lassen, daß alle übrigen Gefangenen seiner Nation ihm folgen sollten, so bald die Kommission zu Butow in Pommern über die Bedingungen der respektiven Auslieferungen würde überein gekommen seyn.

Er bezeugte mir die größte Rührung über das Betragen, das der König gegen ihn beobachtet hatte. Er versicherte mich, da er früher als ich nach Petersburg kommen würde; so würde er nicht ermangeln die Kaiserinn zu bitten, daß sie mich gleichfalls zurükschikken möchte, da ich wieder der erste unter den preussischen Gefangenen dem Range nach wäre. Aber er erinnerte sich nachher weder an das, was der König gegen ihn gethan, noch was er mir versprochen hatte.

Der Befehl kam an, daß ich von Königsberg abreisen sollte. Man gab mir zur Bedekkung meinen Offizier und zwanzig Grenadier. Am sonderbarsten wars, daß diese Grenadier diesen ganzen Weg zu Fuß machten,

so daß wir erst den vierzigsten Tag nach unser Abreise in Petersburg ankamen. In meinem Leben habe ich nicht so viel von Langeweile gelitten; aber dieß war nur eine ganz kleine Probe von den übeln Begegnungen, die mir noch bevorstanden.

Wir reisten durch Memel, Riga, Narva. Man behielt mich immerdar im Auge. Ich sah keinen Menschen weiter, als meine Führer, einige Postmeister und einige Gastwirthe, mit denen ich nicht reden durfte. Erst im November kamen wir in Petersburg an.

Der Offizier, welcher mich führte, ließ mich in eine erbärmliche Hütte auf der Vorstadt abtreten; und den andern Morgen erstattete er Bericht von seinem Auftrage. Den Abend kam er zurük. Sein Stillschweigen über meine Bestimmung weissagte mir nichts gutes. Eine Stunde nachher brachte man ein Fuhrwerk von Seiten des Großkanzlers, Grafen von Woronzow, in welches ich nebst meinem Offizier stieg.

Wir machten Halt bei einer kleinen Hinterthür an dem Hause dieses Ministers. Man ließ mich eine sehr enge Treppe hinan in das Zimmer eines Sekretärs steigen, der mich sehr artig empfing. Er ließ mich niedersizzen, um den Großkanzler zu erwarten, der noch am Hofe war, und bot mir Erfrischungen dar, die ich aber, versenkt in tiefe Traurigkeit, nicht annehmen konnte.

Ich beschäftigte mich damit, eine französische Zeitung zu lesen, die auf dem Tisch lag; und wir unter-

hielten uns über die verschiednen Gegenstände, die darin enthalten waren. Ueber dieses frostige Gespräch verlief eine Stunde. Endlich ließ sich eine Klingel hören: der Sekretär ging in ein anderes Zimmer, welches an das anstieß, wo wir uns befanden, und nach einer Viertelstunde kam er zurük, entschuldigte es, daß ich so lange warten müßte, und sagte, der Großkanzler sei nach Hofe zurükgekehrt.

Auf eben diese Art verfloß noch eine Stunde. Es klingelte zum zweitenmal: der Sekretär ging hinaus, kam nach einigen Minuten zurük und führte mich in das andere Zimmer, wo ich den Großkanzler und einen andern Herrn vom Hofe fand. Der leztere war dergestalt mit Edelsteinen bedekt, daß ich nicht daran zweifelte, es sei der Graf von Schwalow, damaliger Liebling der Kaiserinn.

Als ich hineintrat, saßen sie in Lehnstühlen; sie standen mit sehr viel Würde auf und kamen mir entgegen. Der Großkanzler redete mich ganz gerade zu folgendergestalt an: "Obgleich der schwedische Hof unser „treue Bundesgenosse Sie zurükfordert und sehr wichti„ge Beschwerden gegen Sie anbringt; so hat doch ihre „Kaiserliche Majestät mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß „sie nie Ihre Auslieferung bewilligen wird, daß Sie „aber auch nicht nach Preussen in den Dienst des Kö„nigs zurükkehren sollen. Sie wird für Ihren Unter-

„halt, Ihre künftige Lebenszeit hindurch sorgen, und „Ihnen Ihre Bestimmung wissen lassen."

Dieses Kompliment schien mir höchst sonderbar, und beinahe hätte ich mit lautem Lachen darauf geantwortet. Glüklicherweise redete mich jezt der Graf von Schwalow an. „Woher kommt es, sagte er mit dem „Ton der höchsten Würde, daß der König von Preussen „unsre Kriegsgefangnen so hart behandelt, da er mit „den Gefangnen der übrigen kriegführenden Mächte „ganz anders verfährt? und warum hat er einen unsrer „Offiziere rädern lassen?

Ich muß hier anmerken, daß man nach der Schlacht bei Zorndorf im vorigen Feldzuge in der Stadt Küstrin verschiedene Generale, Offizier und Soldaten gefangen hielt, die man den Feinden abgenommen hatte, und daß diese Soldaten, da sie um mehr als drei Viertheile stärker waren, als die preussische Besazzung, eine Verschwörung anzettelten. Der König ließ Kriegsrecht zur Untersuchung dieser Sache halten; man entdekte, daß es beabsichtet war, die Besazzung zu ermorden, sich der Thore zu bemächtigen und davon zu gehn. Ein Lieutenant war der Urheber dieser Verschwörung. Er ward zum Rade verurtheilt, und dieses Urtheil ward auch zum Warnungsbeispiel der Gefangenen an ihm vollzogen. Die Kaiserinn Elisaberth, die das Gelübde gethan hatte, während ihrer Regierung keinen Verbrecher hinrichten zu lassen, glaubte wahrscheinlich, daß alle

übrigen Mächte verbunden wären, sich eben dieses Gesez zu machen. Sie ward so aufgebracht, als der Graf von Czernichef, der mir zuvorgekommen war, ihr diese Nachricht brachte, daß sie den Entschluß faßte, sich an mir deshalb zu rächen: nicht dadurch, daß sie mich zum Tode verurtheilte, sondern indem sie mich in ein Gefängniß sezte, um nach russischer Art darinn behandelt zu werden, welches schlimmer als der Tod ist.

Ich antwortete ziemlich stolz dem Grafen von Schwalow, daß die Strafe, welche der Offizier erlitten hatte, von dem er mir die Ehre erwiese, mit mir zu sprechen, gar nichts ungerechtes an sich hätte, und völlig den Gesezzen aller gesitteten Staaten gemäß sei, weil man ihn überwiesen habe, daß er ein Komplott gemacht hätte, um eine ganze Besazzung zu ermorden: was aber die Behandlungsart der russischen Gefangenen betreffe, so möchte er nur bedenken, daß die übrigen kriegführenden Mächte sich nicht wie die Truppen Ihrer Kaiserlichen Majestät aufgeführt hatten, welche die Hälfte der preussischen Dörfer in Brand gestekt, und sich jede Art von Abscheulichkeiten in den Ländern des Königs erlaubt hätten; es sei natürlich, daß ein Monarch, dessen Unterthanen so behandelt würden, Repressalien brauche, man könne aber nie die Preussen mit Recht anklagen, daß sie irgend eine barbarische und unmenschliche That verrichtet hätten.

Ich war in diesem Augenblik so aufgebracht, theils über die Ankündigung des Großkanzlers, daß ich meine übrigen Lebenstage hindurch unglüklich seyn sollte, theils über den empörenden Ton des Grafen von Schwalow, daß ich gegen jedes Gefängniß, gegen Galgen und Rad trozte.

Der Großkanzler, dessen Karakter von Natur sehr sanft war, änderte den Gegenstand der Unterhaltung und fragte mich nach den verschiedenen Gefechten, die ich gegen ihre Truppen gehabt hatte. Er sagte mir manches schmeichelhafte über die kriegerischen Talente, die er in mir vorauszusezzen beliebte, er sezte hinzu, daß sie mir troz des Ungemachs, welches ich ihnen den Feldzug hindurch angethan hätte, doch ohne Ungerechtigkeit nicht ihre ganze Achtung versagen könnten.

Ich antwortete ihm mit der mir schiklichen Bescheidenheit; aber der Eindruk, den seine ersten Reden auf mich gemacht hatten, war zu stark, als daß ich meine ganze Aufmerksamkeit auf etwas anders hätte richten können. Ich frug ihn, ob die Kaiserinn entschlossen wäre, mich so strenge zu behandeln, als er mir die Ehre erwiesen hätte, mir anzukündigen, da ich doch niemals irgend etwas gethan hätte, wodurch ich mich zum Gegenstande ihres Zorns und ihrer Rache hätte machen können.

Ich stellte ihm vor, was die Regierungsveränderung betreffe, die man in Schweden beabsichtet hätte;

so wüßten Ihro Kaiserliche Majestät besser, als irgend jemand, daß Ihr Minister in Stockholm mit uns über alles einverstanden gewesen sei, was man zum Glük und Heil der Nation zu unternehmen, sich entschlossen habe: wenn Ihre Kaiserliche Majestät sich nachher mit dem Hofe von Frankreich verbunden habe, so sei das kein Beweggrund für sie, mich aufzuopfern: da die in Schweden vorgefallene Angelegenheit gar keinen Zusammenhang mit meiner Lage als Kriegsgefangener habe, so würde Ihro Majestät zu gerecht sein, um nicht diese beiden Umstände völlig von einander zu trennen: wenn Sie an mir die üble Behandlung rächen zu müssen glaube, welche nach Ihrer Behauptung ihren Gefangenen im Preussischen wiederfahren wäre, so sei sie die unumschränkte Beherrscherinn meines Schiksals; allein sie könne gewiß überzeugt sein, daß der König, welchem ich die Ehre hätte zu dienen, unterrichtet von der Behandlungsart, die ich zu erdulden haben würde, gegen die Generale und Offiziers, die seine Gefangene wären, gewiß Repressalien brauchen würde: wenn also meine Person Ihro Kaiserlichen Majestät nicht besonders wichtig wäre, so würden ihr ihre eignen Unterthanen zu lieb sein, um sie in einen Abgrund des Unglüks zu stürzen.

Der Großkanzler begnügte sich damit, statt einer Antwort zu mir zu sagen: „Gute Nacht Herr Graf:" und ich mußte mich also fortbegeben. Der Sekretär folgte sei-

nem Beispiel, führte mich durch den vorigen Weg wieder in die erbärmliche Hütte in der Vorstadt, wo man mich einquartiert hatte.

Den folgenden Tag ging der Offizier allein in die Stadt zurük, und erschien erst den Nachmittag wieder. Er vertraute mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß man noch einmal über mich am Hofe Rath gehalten habe; er sei befehligt, wieder auf seinen Posten zurükzukehren; und er habe einige Verwirrung und Unentschlossenheit bemerkt.

Wir blieben beiderseits in derselben Bestürzung bis um neun Uhr des Abends, wo wir einen starken Mann aus der geheimen Kanzlei hereintreten sahn, welche in Rußland eben das, was in Spanien die Inquisition ist. Er sagte auf russisch zu meinem Offizier, daß wir ihm folgen sollten.

Ich fand an der Thür zwei zugemachte Schlitten. Man ließ mich in den einen und meine beiden Bedienten in den andern steigen. Der Offizier ward mir zur Seite gesezt; zwei Grenadier waren vorn auf meinem Schlitten, und zwei hinten mit aufgepflanzten Bajoneten. Der übrige Theil meiner Wache ward auf den zweiten Schlitten gesezt. Unser Führer ging voran: er allein saß auf einem dritten Schlitten.

Mit diesem Geleit und in dieser Ordnung reiste ich ab, ohne zu wissen wohin. Die ganze Zurüstung brachte mich auf die Gedanken, daß man Willens wäre,

mich in das tiefste Sibirien oder Kamtschatka zu verweisen.

Wir gingen länger als eine Stunde durch die Stadt, und nachdem wir über das Eis der Newa gegangen waren, kamen wir in die Citadelle, wo man, obgleich sonst, wie in jeder Vestung das Thor alle Nacht zugemacht wird, es für uns offen gelassen hatte.

Unsre Schlitten hielten vor einem Hause still, das beinahe der Mittelpunkt der Citadelle war, und in dieses ließ man mich hineingehn. Ich fand nichts weiter als die reinen Wände, einen großen Ofen, einen Schemel, einen gemeinen Tisch und ein Licht. Man brachte meine Sachen. Man stellte eine Schildwache vor meine Thür und eine andre in das äussere Zimmer, wo meine Bedienten und die ganze Wache sich aufhielten. Unser Führer gab seine Befehle und ging fort.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte bei uns; wir sahn uns blos an, ohne nur einen einzigen Laut vorbringen zu können. Der Offizier, der, wie schon gesagt, ein sehr guter Edelmann aus Lifland und von fürtreflichem Karakter war, hatte eben so wol seine Fassung verloren, wie ich selbst. Meine treuen Bedienten zerflossen in Thränen und vorzüglich mein Kammerdiener. Er war ein Schwede: hatte sein Vaterland und seine Eltern verlassen um mir zu folgen, und war seit funfzehn Jahren in meinen Diensten.

Ungeachtet der traurigen Lage, in die ich mich versezt sah, bemühte ich mich, sie zu trösten, nachher wandte ich mich an den Offizier und fragte ihm nach der Ursache seiner Traurigkeit. Er gestand mir aufrichtig, er vermnthe nach diesem ersten Anfange, meine Bestimmung würde seyn, heimlich nach Siberien geschikt zu werden; und gewöhnlich wäre die Wache die den Gefangenen gegeben würde, genöthigt, sie dahin zu begleiten, und dort mit ihnen ihr Leben in Dunkelheit und Elend zu verleben.

Das war für uns eine schrekliche Aussicht. Doch that ich mein möglichstes um mich nicht ganz niederschlagen zu lassen, und beschäftigte mich mit nichts anhaltend, als was meinem Muth und die wenige Hofnung stärken konnte, die mir übrig blieb.

Ich ermahnte diesen beklagenswerthen Offizier, meinem Beispiel zu folgen und seinen Muth wieder zu sammeln: „Wir sind beide keine Verbrecher, sprach ich „zu ihm; seyn Sie gewiß, daß uns Gott nicht verlassen „wird.“ Dieser süsse Gedanke tröstete mich mitten unter den Schrekken, die mich umgaben. Da es schon tief in der Nacht war, so bemeisterte sich der Schlaf unser. Ich hatte eine Matrazze meines Bettes in einen Winkel meines Zimmers legen lassen, und legte mich nebst dem Offizier darauf: meine Bedienten waren in einem andern Winkel, und so entschliefen wir unter dem Schuz unsrer Schildwachen.

Um sieben Uhr früh wekte man den Offizier, der mir zur Seite schlief, und man befahl ihm, sich sogleich auf die geheime Kanzelei zu verfügen, welche in der Citadelle ihre Sizzungen hält. Ich erwartete, bei seiner Rükkunft abreisen zu müssen. Er kam nach der Abwesenheit von einer Stunde zurük, ohne mir aber einige Aufklärung über meine künftige Bestimmung geben zu können. Er sagte mir blos, daß er um seine Ablösung angehalten hätte, unter dem Vorwande, als sei er im Begrif, sich zu verheirathen.

Dieß war ein blosser Kunstgrif, den er wie so viel andre benuzte, um sich vor Siberien zu sichern. Die Kaiserinn hatte einmahl für allemahl verboten, daß man zur Bewachung der Gefangenen, Offiziere oder Soldaten dahin schikken sollte, die verehlicht wären, oder es eben werden wollten; da sie keine Unordnungen in den Familien verursachen oder der Bevölkerung ihrer Staaten hinderlich seyn wollte. Man hatte ihm also in der Kanzlei versprochen, ihn ablösen zu lassen.

Dieses waren alle Neuigkeiten, die er mir brachte. Wir blieben den ganzen Tag einer dem andern gegenüber. Man holte uns aus einem Gasthause ein elendes Mittagessen, das ich bezahlte. Der Kummer hatte meine Eßlust verscheucht, und ich war also bald mit meiner Mahlzeit fertig. Wir dachten an weiter nichts, als was aus uns werden würde. Man kann leicht denken,

daß unsre Gedanken, vorzüglich die meinigen, nicht sehr lachend waren.

Die Nacht brach ein; und wir legten uns eben so zur Ruhe, wie in der vorigen. Den folgenden Morgen sagte er mir bei meinem Erwachen, daß er den erhaltenen Befehl vollbracht habe, sich meines Degens zu bemächtigen. Bis dahin hatte ich ihn immer behalten, ohne daß man irgend einen Versuch darauf gemacht hatte. Er entschuldigte sich darüber, daß er es mir nicht den Tag zuvor gesagt hätte: sein Befehl lautete, ihn mir im Schlaf abzunehmen und auf die Kanzlei zu bringen, „und diesem, sagte er, mußte ich mich doch unterwerfen." Ich scherzte mit ihm über diese Vorsicht und dennoch kränkte es mir in meinem Innersten. Dieser Tag verfloß eben so wie der vorige. Wir sahn keinen Menschen, und legten uns des Abends nieder, ohne etwas mehr von unserm künftigen Schikal zu wissen.

Gegen eilf Uhr weckte man den Offizier und rief ihn heraus, weil jemand mit ihm sprechen wolle. Er kam eine Viertelstunde darauf wieder herein, und sagte mir, daß ein Offizier nebst einer neuen Wache da sei, um ihn abzulösen. Ich frug ihn, ob ich mich auch zur Abreise fertig machen sollte. Er antwortete, es gehe ihn ganz allein an.

Ich nahm also Abschied von diesem Rechtschaffenen: und nachdem ich ihm für die Menschlichkeit gedankt hatte, die er mir, seitdem ich ihm anvertraut war, erwiesen

hatte, so zog ich einen Ring vom Finger, den ich noch behalten hatte, und bat ihn, denselben wie ein geringes Pfand meiner Dankbarkeit anzunehmen, und zum Andenken eines Unglüklichen, den er wahrscheinlich niemals wiedersehn würde. Ich beschwur ihn vorzüglich, daß er Gelegenheit suchen möchte, meiner Frau zu melden, daß ich noch am Leben sei.

Den Augenblik darauf trat der Offizier herein, der in seine Stelle kam. Er machte mir eine tiefe Verbeugung, die ich ihm erwiederte. Er stellte eine Schildwache an meine Thüre, und ging ins andre Zimmer.

Den folgenden Morgen erschien er wieder bei mir. Er bot mir auf russisch einen guten Morgen, und stattete in der geheimen Kanzlei seinen Bericht ab. Hernach habe ich erfahren, daß er dieses alle Morgen gethan habe, so lange meine Gefangenschaft dauerte.

Gegen zehn Uhr kam er in mein Zimmer zurük. Ich war angekleidet und ging traurig umher. Er legte mir einen Rubel auf den Tisch, und gab mir zu verstehn daß man so viel täglich für mich bestimmt habe. Ich gab ihm den Rubel wieder und dankte ihm, und bemühte mich, ihm verständlich zu machen, daß ich ihn nicht nöthig hätte. Meine abschlägige Antwort sezte ihn in Erstaunen. Er stattete Bericht davon ab, und von der Zeit an ließ man mein Mittagessen aus den Speisehause von einem Soldaten holen, und bezahlte es. Auch meinen Bedienten gab man es, und beinah so gut wie das mei-

nige, und ohne daß man ihnen erlauben wollte, irgend etwas für mein eignes Geld zu kaufen.

Es wäre mir unmöglich gewesen, bei dieser elenden Kost lange zu bestehn und meine Kräfte schwanden von Tage zu Tage. Ich versorgte mich mit Thee, Koffee und Zukker und zum Abendessen brachte man mir Birkhüner und Caviar. Da ich den Geruch von Talglichten nicht ertragen konnte; so erlaubte man mir, mir Wachskerzen anzuschaffen. Die Frau meines wachhabenden Offiziers hatte meine Wäsche und ließ sich dafür artig bezahlen. Kurz, ausser dem kläglichen Mittagsessen, das man mir stets brachte, sorgte ich für alles, dessen ich bedurfte.

Auf diese Art lebte ich immerfort in gleicher Erwartung und in gleicher Furcht, und sah niemand als den Offizier, der niemals ermangelte den Morgen zu mir zu kommen, um mich zu sehn, ehe er in der Kanzlei seinen Bericht abstattete. Immer blieb ich, so wie meine Bedienten in tiefe Traurigkeit versenkt, und sah von Zeit zu Zeit aus dem Fenster; allein nur selten ward ich einen Vorübergehenden gewahr, bloß die Feiertage ausgenommen, wo eine Menge von Leuten nach einer Kirche gingen, die meinen Fenstern gegenüber war.

Dieß war für mich eine Zerstreuung und zugleich ein Vergnügen. Ich bemerkte, worinn sich die russische Kleidung von der in den übrigen Ländern unterschied, mit denen ich bekannt war. Die Frauenzimmer hatten

einen Schnupftuch um den Kopf geknürft und waren im Ganzen so geschminkt, daß ich Furien zu sehn glaubte. Sie waren alle mit grossen Pelzen bedekt und fast alle in Pantoffeln. Einige trugen sogar ihre Pantoffeln unterm Arm bis an die Kirchthür, und ich begrif nicht wie sie so leicht durch den Schnee kommen könnten. Was mir aber wenig Vergnügen machte war das Glokkengetöne, welches man in Rußland, so zu sagen, Tag und Nacht hört. Dieses ewige Geklingel ist ohne Zweifel ein griechischer Kirchengebrauch, und nirgends ist es vielleicht so unbequem, dicht an einer Kirche zu wohnen.

Die Wache auf der Citadelle ward alle Woche einmal gewechselt, aber die meine blieb stets dieselbe. Es verfloß ein Monat, ohne daß sich das geringste in meiner Lage änderte. Ich hatte nichts, was mich zerstreuen konnte und mein trauriges Leben war ein erbärmliches Einerlei. Ich empfand immer schwerer das ganze Gewicht meiner Gefangenschaft. Ich bat um die Erlaubniß, Bücher kaufen zu dürfen, um mich mit den Todten zu unterhalten, da mir alle Gemeinschaft mit den Lebendigen abgeschnitten war: man antwortete mir nicht. Nachher habe ich erfahren, daß man nicht glaubte, mir Bücher bewilligen zu dürfen, da der Befehl des Hofes lautete, daß man mir kein Papier geben sollte. Gegen das Ende des Jahrs erlaubte man endlich, daß mir ein Kalender zum Zeitvertreibe diente. Glüklicherweise

hatte ich noch einige Andachtsbücher behalten; das war meine ganze Büchersammlung.

Ich brachte drei Monate in dieser tödtenden Langenweile zu, so daß ich nichts vor mir hatte, als die Zitadelle, die Wände meines Zimmers, meine Wache und meine beiden Bedienten. Eines Morgens aber brachte mir der Offizier, da er mich, wie gewöhnlich besuchte, zwei Briefe, die man entsiegelt hatte. Sie waren von meiner Gattinn. Nachdem ich sie gelesen hatte, bat ich um die Erlaubniß, sie beantworten zu dürfen. Ich wünschte bloß sie zu benachrichtigen, daß ich noch am Leben sei, und dieß war auch die einzige Nachricht, die sie von mir selbst unmittelbar zu wissen wünschte. Man ließ mich wieder drei Monat ohne Antwort.

In dieser Zwischenzeit hatte mir meine Frau einen dritten Brief geschrieben und ihn an den schwedischen Gesandten Baron von Possen geschikt. Dieser Minister dachte so edel, daß er sich dafür verwandte, daß man mir erlauben möchte, ihn zu beantworten. Er stellte vor, daß man diesen Trost unmöglich einer abgehärmten Frau verweigern könne, welche sich der Verzweiflung überliesse; so daß ich endlich nach sechs Monaten Gefangenschaft in mein Zimmer den geheimen Sekretair der Kanzlei und einen Adjutanten des Marschalls von Schmaloff hereintreten sah. Dieser Marschall war Präsident dieses heiligen Tribunals; und sein Adjutant übergab mir den Brief meiner Frau, wobei mir der Sekretär zu-

gleich ein Stük Papier, ein Schreibzeug und eine Feder darbot. Sie sagten mir, ich könne meiner Frau antworten, daß ich ihre drei Brief erhalten hätte und mich wol befände; sie erklärten aber zugleich, daß ich nichts weiter hinzusezzen und weder das Datum noch den Ort bezeichnen dürfte, an welchem ich schriebe.

Ich unterwarf mich diesem strengen Befehl des heiligen Gerichts. Der Sekretär legte meinen Brief zusammen damit ich die Adresse darauf schriebe. Der Adjutant warf einen mitleidigen Blik auf mich, indessen sein Gesellschafter sein Inquisitoransehen ausübte; und darauf begrüßten sie mich sehr ernsthaft und gingen fort.

Zwölf Mouate verflossen noch eben so, wie zuvor. Bücher hatte man mir verweigert. Ich hofte, man würde mir doch ohne Schwürigkeit ein Klavier und Noten bewilligen: ich erhielt bloß das Klavier; da man mir aber keine Noten ohne Papier geben konnte, so besorgte man, die Befehle zu überschreiten und entschied also, daß ich keine bekommen sollte.

Ich handelte um ein sehr mittelmäßiges Klavier. Man forderte dafür zwölf Dukaten. Mir blieb nur noch wenig Geld übrig, und ich sah mich also gezwungen aufs Klavier, wie auf die Noten Verzicht zu thun.

Ich fuhr also fort, ohne irgend eine Erquikkung oder Zerstreuung zu leben; und mein Leben war warlich sehr verschmachtend, sehr eintönig. Indessen fühlte ich damals die Macht der Gewohnheit über den mensch-

lichen Geist. Die drei ersten Monden meiner Gefangenschaft schienen mir so lang, so unerträglich, daß ich mich fähig fühlte, alles zu thun, um mich von der Bürde des Lebens zu befreien. Die drei folgenden waren bei weitem nicht mehr so quaalvoll.

Mein Tag war folgendergestalt eingetheilt. Ich stand um sieben Uhr früh auf; mein Früstük beschäftigte mich bis acht: dann zog ich mich an, las darauf fast eine Stunde: nach vollbrachtem Lesen spazierte ich in meiner Stube beinahe zwei Stunden, bald durch meine traurigen Gedanken beunruhigt, bald in schöne Hofnungen eingewiegt. Um ein Uhr Nachmittags brachte mir ein Soldat von meiner Wache das Essen. Ich war noch zwei Stunden bei Tische; und theilte mein Mittag mit meinen Bedienten, die in einem Winkel des Zimmers assen, und mit welchen ich plauderte, um die Zeit zu tödten: um drei Uhr trank ich eine Schaale Kaffee. Von drei Uhr an spazierte ich wieder zwei Stunden, theils zur Zerstreuung, theils meiner Gesunheit halber. Um fünf Uhr fing ich wieder an zu lesen, und las bis acht. Ein sehr mäßiges Abendessen beschloß meinen Tag, und um zehn Uhr legte ich mich nieder.

Dieß war mein Leben Tag für Tag. Allmählich wurden mir der Offizier und die ganze Wache gewogen, und fühlten alles mögliche Mitleid mit meinem Geschik. Vorzüglich bemerkte ich zwei Grenadier von sehr lebhaftem natürlichen Gefühl: sie gaben mir zu verstehn, daß

sie sehr gern in alles willigen würden, wodurch meine Uebel und meine Bekümmernisse gelindert werden könnten.

Einer von ihnen sagte mir eines Abends, der Offizier sei nicht da, und wenn ich auf den Wall spazieren gehn wollte; so würde ich die ganze Stadt erleuchtet sehn: es war einer von den Galatagen, die in Rußland sehr häufig sind. Ich war entzükt über das Glük, einige Augenblikke frei athmen zu können: wir gingen zusammen fort und durchliefen die ganze Festung.

Sie hat sechs Bastionen und Aussenwerke. Die Bauart derselben ist vortreflich und sehr regelmässig. Peter I hatte sie an der Mündung der Newa bauen lassen da er dort seine Hauptstadt anlegen und eine Seemacht auf dem Belt haben wollte.

Da wir diese Vestung durchliefen, fanden wir auf einen der Bastionen, an welchen die Newa fließt, eine Schanze, von welcher wir völlig die ganze Stadt übersehn konnten: für jeden andern als mich wäre das ein hinreissender Anblik gewesen; für mich, der ich seit langer Zeit nichts als die Wände meines Zimmers gesehn hatte, war es fast ein himmlisches Schauspiel. Die Kathedralkirche reizte meine Neugier. Es ist in Ansehung der Bauart eine der schönsten Kirchen. Mein Grenadier ging mit mir hinein: aber unglüklicherweise verschloß sich die Thür hinter uns, und zwar so fest, daß wir sie unmöglich von innen öfnen konnten. Ich

befürchtete, der arme Soldat würde sich vor Verzweiflung erhenken, um der Strafe zu entgehn, welcher er sich ausgesezt hatte. Ich war blos seinetwegen in Unruhe, und während dem, daß er nach Mitteln suchte, hinaus zu kommen, entdekte ich bei dem Schein einer Lampe, die Tag und Nacht mitten in der Kirche brennt, zwei prächtige Grabmäler, nemlich das Grabmal Peter I und der Kaiserinn Anna. Ich sezte mich in den Zwischenraum der sie von einander trennte, und dort überließ ich mich meinen Betrachtungen über die Unbeständigkeit menschlicher Größe. Unterdessen hatte mein Soldat eine kleine Pforte entdekt, bei welcher eine Schildwache von der Wache der Citadelle stand. Ich drükte demselben ganz leise einen Dukaten in die Hand, und dafür war er so gütig uns hinauszulassen. Wir kehrten frölich zu unserm traurigen Lager zurük, und dieß war das erste und lezte mal, das ich dergleichen wagte.

Als ich achtzehn Monate gefangen gesessen hatte, ward ich sehr gefährlich krank. Mein wachthabender Offizier stattete davon Bericht ab, man schikte mir einen Arzt, dem es nicht an Fähigkeit fehlte und er fand, daß ich das Flekfieber hatte. Man ließ es nicht an Arzneien fehlen und ich genas. Aber mein armer Kammerdiener wurde durch sein vieles Nachtwachen von eben der Krankheit befallen. Der Arzt sparte auch an ihm nichts, um ihn zu retten. Ich war meinerseits eben so sehr für ihn besorgt, als er es um mich gewesen war,

aber alles war vergebens: nach einem vierzehntägigen Krankenlager starb er.

Ich war unendlich gerührt bei dem Verlust eines so guten und treuen Bedienten. Seit funfzehn Jahren hatte ich das Glük ihn in meinen Diensten zu haben, und ich war ihm viel Erkenntlichkeit schuldig für seine Anhänglichkeit und für den Antheil, den er stets an meinem Schiksal genommen hatte. Nur zwei Tage nach seinem Tode erst war sein Grab fertig, und so lange wollte ich auch nicht erlauben, daß sein Leichnam anderswo als in meinem Zimmer läge, wo er stets um mich gewesen war. Ich weiß nicht, wohin man ihn brachte, aber das weiß ich, daß ein Vater, der das Unglük hat sein Kind zu verlieren, nicht trostloser sein kann, als ich es war.

Da ich noch nicht völlig hergestellt war, so fuhr der Arzt noch in seinen Besuchen fort. Ich benuzte dieselben, um meine Bitte in Ansehung der gewünschten Erlaubniß einige Bücher ankaufen zu dürfen, zu wiederholen; und damit man es desto williger zugeben möchte, bat ich blos um zwei oder drei Bücher der Moral und der Religion. Aber man antwortete mir niemals, und so oft ich mit meinem Arzt davon anfing, brachte er das Gespräch wieder auf meine Krankheit und auf die Lebensordnung, die ich beobachten müßte.

Mein Beutel war bald erschöpft, und mein Kleidervorrath war in noch kläglichern Umständen, ob ich

ihn gleich in den achtzehn Monden meiner Gefangenschaft ziemlich hatte schonen können. Ich bat um die Erlaubniß, hundert Dukaten auf einen Wechsel ziehn zu dürfen: aber meine Bitte war ohne Erfolg.

Von diesem Augenblik an entschloß ich mich fest, um keine Gnade mehr zu betteln, alles von dem Schuz der Vorsehung zu erwarten. Ich fezte meine gewöhnliche Lebensart fort, ohne irgend etwas von dem zu erfahren, was ausser meinem Zimmer vorging. Aber eines Morgens kam mein Offizier zu mir hinein, und bat mich, mit ihm ans Fenster zu treten. Er zeigte mir dreihundert von unsern Gefangenen von der Kolbergischen Besazzung. Man hatte sie, wie im Triumph durch die Stadt geführt, um sie auf die Citadelle zu bringen, bis man die nöthigen Verfügungen getroffen haben würde, um sie weiter zu schaffen.

Ein andermal sagte er mir, wie in großem Vertrauen, daß die russische Armee in Berlin wäre. Ich wurde leicht gewahr, daß man ihm dazu Auftrag gegeben hatte, denn er hatte stets sehr redlich gegen mich gehandelt: aber diejenigen, welche Barbaren genug waren, um meines Elendes zu spotten, und die dadurch meinen Kummer zu mehren dachten, erhielten nicht ganz das Vergnügen, was sie davon gehoft hatten. Ich war so gut Herr über mich selbst, daß mich, dem Anschein nach, nichts rührte; und ich hörte diese Neuigkeit mit kaltblütiger und gleichgültiger Mine.

Sechs Monate verflossen noch, ohne daß meine Lebensart und meine Lage sich im geringsten änderten. Zwei Jahre also waren in der härtsten Gefangenschaft überstanden.

Ich näherte mich dem Ende meines Unglüks. Mein Offizier kam eines Morgens mit einer Feder und einem Blatt Papier in der Hand, und mit sehr geschäftsvoller Mine, zu mir herein. „Ich habe Befehl, sprach er, „Sie schriftlich aufsezzen zu lassen, was Sie an Klei„dung oder an Wäsche etwa nöthig haben." Voll Unwillen darüber, daß man mir alles, sogar Bücher verweigert hatte, und fest entschlossen, nicht weiter die Rolle eines Supplikanten zu spielen, antwortete ich mit sehr entscheidendem Ton: „ich habe nichts nöthig." Meine Antwort sezte ihm in Erstaunen und Verwirrung. Er ging fort; und es verflossen noch ungefähr acht Tage, ohne daß ich von etwas reden hörte.

Nach Verlauf dieser Zeit sah ich ihn wieder mit einem großen Ballen erscheinen. „Was ist das?" fragte ich ihn. Ich habe Befehl, antwortete er, Ihnen dieß zuzustellen, damit Sie sich ankleiden. — „Ist es auf Befehl der Kaiserinn?" — das weiß ich nicht. — Ich nahm den Ballen, und warf ihn in eine Ekke des Zimmers. „Niemand, sezte ich hinzu, „außer der Kaiserinn hat hier das Recht mir Geschenke „zu machen."

Nach einer Stunde kommt er zurük und sagt mir, der Ballen sei von Seiten der Kaiserinn selbst geschikt. Sogleich nehme ich das Pak wieder, und bitte den guten Offizier inständig, Ihrer Majestät meinen unterthänigsten Dank, und die Versicherungen meiner Erkenntlichkeit gegen Ihre Gnade zu vermelden.

Ich war sehr neugierig doch zu erfahren, worinn dieses Geschenk bestehe; und eröfnete das Pak, so bald ich allein war. Es enthielt zwei Schlafröke, einen mit Pelz zum Winter, und einen andern von chinesischem Zeuge zum Sommer; vier Oberhemden von Baptist, ein Paar Pantoffeln, zwei Paar seidne und zwei Paar zwirnene Strümpfe.

Ich pakte alle diese Sachen wieder ein, fest entschlossen, sie als ein Fideikommiß meiner Nachkommenschaft zu überlassen, wenn ich je so glüklich sein sollte, zu Hause zurükzukehren; da ich indessen aus diesem unerwarteten Ereigniß schloß, daß in Ansehung meiner eine Veränderung vorgegangen sein müsse; so hielt ich aufs neue um die Erlaubniß an, Bücher zu kaufen. Der Offizier kam sogleich, und kündigte mir mit aller Freude, deren seine Seele empfänglich war, die Erlaubniß an, alles zu kaufen, was ich wollte.

Ich ließ sogleich Bücherverzeichnisse aus den Buchhandlungen holen; ich suchte mir die Bücher aus, die mir anstanden, und bald war mein Zimmer durch eine Bibliothek verziert. Ich war entzükt darüber, mich

endlich mit Vergnügen beschäftigen zu können: aber nur nach vier Wochen erst erfuhr ich, woher diese Veränderung meiner Lage kam.

Der König hatte mich mehrere male vergebens zurükgefordert: man war seinen Forderungen stets unter dem Vorwande ausgewichen, daß ich krank sei; so daß er endlich, aufgebracht über die hartnäkkige Weigerung des russischen Hofes, nicht nur die Auswechselung der Gefangenen abgebrochen, und seinen Kommissair, den General von Wyllich zurükgerufen; sondern sogar den Generalmajor von Tiesenhausen aus dem russischen und den Obrist von Lilienberg aus dem schwedischen Heer auf die Vestung geschikt und förmlich erklärt hatte, daß ihre Köpfe ihm für den meinigen haften sollten. Da man nun in Petersburg wußte, wie fest Seine preußische Majestät auf Ihren Entschlüssen beharrte; so entschloß man sich, mich frei zu lassen, und nach Preussen zurükzuschikken, ob man sich gleich sonst vorgesezt hatte, es nicht zu thun. Um mich also in einen schiklichen Stand dazu zu sezzen, daß ich mich zum Könige begeben könnte, fand es die Kaiserinn rathsam, mir das erwähnte Geschenk zu machen.

Endlich kam der Augenblik meiner Befreiung. Eines Morgens erwache ich und steige aus dem Bett, um meine gewöhnliche Beschäftigung vorzunehmen. Auf der Citadelle wurden drei Kanonen schnell hinter einander abgefeuert. Der Offizier stürzt in mein Zimmer

und meldet mir, daß die Kaiserinn gestorben, und Peter III zum russischen Thron gelangt sei. Mein Erstaunen war um so größer, da ich gar nichts von ihrer Krankheit gewußt hatte; denn man hatte mir dieselbe als das größte Geheimniß verborgen. Man denke sich den Eindruk, den jezt diese Nachricht auf mich machte. Ich kannte seit langer Zeit die Denkungsart des neuen Kaisers, seinen Enthusiasmus für den König von Preussen und seine Anhänglichkeit an Schweden. Ich zweifelte gar nicht mehr daran, daß ich aus meinem Kerker befreit werden würde: aber ich fühlte zugleich, daß ich noch würde etwas Gedult haben müssen, weil ihn in den ersten Augenblikken seiner Regierung wahrscheinlich Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit, als die meinigen, hindern würden, an mich zu denken.

Ich verlebte also den Tag wie gewöhnlich, und blätterte in den Büchern, die ich eben angeschaft hatte. Aber gegen Abend höre ich Geräusch: ein Adjutant des Kaisers tritt herein, und kündigt mir nebst meiner Freiheit an, daß Seine Majestät mir einen Wagen von Hofe schikken, und daß ich mich zu ihm begeben soll. Er befiehlt der Wache fortzugehn, und dem Offizier, bloß eine Schildwache an die Hausthür zu stellen, um aller Unordnung vorzubeugen.

Es wäre unmöglich den Zustand zu beschreiben, in welchen ich bei einer in diesem Augenblik so unerwarteten Neuigkeit gerieth: ich war völlig außer mir. Ich

bat den Adjutanten, die Versicherung meiner unterthänigen Ehrfurcht und meiner lebhaften Dankbarkeit zu den Füssen Seiner kaiserlichen Majestät zu legen, und den Kaiser zugleich zu beschwören, daß er mir erlauben möchte meine Aufwartung bis auf den folgenden Tag zu verschieben, weil mein Gemüth und mein Blut in solch einer Bewegung sei, daß ich wenigstens einiger Stunden bedürfe, um wieder zu Sinnen zu kommen.

Der Adjutant frug mich erstaunt, ob ich im Ernste es noch verschieben wollte, aus dem Kerker hinauszugehn: da er mich aber genauer ansah und gewahr ward, wie blaß ich war, und wie sehr ich zitterte; so gestand er, daß ich wohl daran thäte. Wir redeten ab, daß er mir den andern Morgen um zehn Uhr die Kutsche wieder schikken sollte.

So bald er mich verlassen hatte, fing ich an, Gott für meine Befreiung zu danken, und dann verlor ich mich den übrigen Theil des Abends und fast die ganze Nacht hindurch, in Betrachtungen, welche nothwendig bei so einer Veränderung des Schiksals, sich in meiner Seele hervordrängen mußten.

Wer sich in solch einer Lage befunden hat, mag sich die Verwandlung denken, die in meiner ganzen Seele jezt vorging. Ich stand zwischen zwei Extremen. Seit fünf und zwanzig Monden und drei Tagen seufzte ich im Elende, in vier Mauern eingeschlossen und von jedem Trost entblößt: und jezt sollte ich auf einmal in

die große Welt zurükkehren, Theil nehmen an den Ergözlichkeiten, an den Festen und Huldigungen eines glänzenden Hofes, da ein neuer Kaiser den Thron bestieg.

Den folgenden Morgen ließ mir der Großkanzler Graf von Woronzow sagen, daß er mich in seinem Hause erwarte und mich selbst Seiner kaiserlichen Majestät vorstellen wolle.

Ich kleidete mich an, und gerade um zehn Uhr war die Kutsche des Hofes vor der Thür. Ich ließ meinen Bedienten mit meinen alten Sachen in meinem Zimmer und fuhr geraden Wegs zum Großkanzler. Er umarmte mich; er nahm einen ganz andern Ton an, als zwei Jahr vorher bei unsrer ersten Unterredung, weil sich die Umstände geändert hatten; er sagte mir, er sei entzükt, mich wieder in Freiheit zu erblikken; ich möchte alles Vergangene vergessen; er wolle, so viel in seinem Vermögen stehe, alles anwenden, was zu meiner Zufriedenheit beitragen könnte, und mache sich ein inniges Vergnügen daraus, mich dem Kaiser selbst vorzustellen.

Ich war in Uniform; denn ich hatte eine, die noch ziemlich war, aber ich hatte keinen Degen. Er ward es gewahr. „Ei! Herr Graf! sagte er, was „haben Sie mit dem Degen gemacht, den Sie bei Ihrer Ankunft trugen?" Die geheime Kanzlei, antwortete ich, hat ihn mir bei meinem Eintritt in die Citadelle abnehmen lassen. Ich erzählte ihm auf eine scherzhafte

Weise die Geschichte davon, die ich schon angeführt habe, und ich vergaß die behutsamen Maaßregeln nicht, die man zu nehmen rathsam gefunden hatte, und die mir ein unauflösliches Räthsel waren. Er lachte darüber mit mir.

Er führte mich darauf in ein anderes Zimmer, wo die Frau von Woronzow an ihrem Nachtische saß; und ich unterhielt mich eine halbe Stunde mit ihr, da indessen der Großkanzler nach Hofe gefahren war, um in Betref meiner Vorstellung, vom Kaiser Befehle zu holen. Er brachte mir einen Degen, gerade wie die unsrigen sind. Der Kaiser selbst entäußerte sich desselben, um mir damit ein Geschenk zu machen; er ließ bloß das Port-Epee abnehmen: und da er reichlich mit dergleichen preussischen versorgt war; so ließ er einen andern ummachen.

Meine Vorstellung ward bis auf den folgenden Tag verschoben, welches ein Sonntag war, damit sie desto glänzender würde, weil an diesem Tage sich der ganze Adel am Hofe versammlet. So viel merkte ich dem Großkanzler bei seiner Rükkunft ab. Er behielt mich indessen zu Mittage. Er hatte, wie gewöhnlich, eine Menge von Gästen, und bei dieser Gelegenheit hatte ich das Vergnügen, den General Korf wiederzusehn, der mir in Königsberg so viel Freundschaft erwiesen hatte. Er hatte eine der höchsten Bedienungen in Petersburg, er war Großmeister der Policei. Ich sprang ihm an

den Hals, so bald er hereintrat: ich umarmte ihn zärtlich und dankte ihm herzlich für alle die Güte, womit er mich überhäuft hatte. Wir wurden beide so sehr erweicht, daß wir Thränen vergossen. Ich war von der reinsten Dankbarkeit gegen ihn durchdrungen; und er empfand seinerseits diese süsse Wonne, welche stets den Redlichen und Tugendhaften beim Anblik derer durchströmt, denen er Gutes erwies, und deren Unglüksfälle ihn rührten. Der Großkanzler, der ein Schwager des General Korf war, schien selbst an allen den Empfindungen Theil zu nehmen, die wir bei dieser angenehmen Zusammenkunft fühlten. Beim Aufstehn von Tische bat mich Korf ein Zimmer bei ihm anzunehmen, das er in seinem Hause hätte für mich zubereiten lassen, so lange, als ich in Petersburg bliebe. Ich bezeugte ihm meinen Dank dafür in Ausdrükken, die ihm den Grad meiner Rührung schildern mußten.

Allein ich war, was man kaum begreiflich finden wird, so vollkommen daran gewöhnt, zwischen meinen vier Mauern zu leben, daß ich mich nicht enthalten konnte, darum zu bitten, daß man mich bis zu meiner Abreise nach Preussen darinn lassen möchte; so stark sind die Bande der Gewohnheit über den Geist und über das Herz des Menschen! der Graf von Woronzow und der General Korf erstaunten gleich stark über meinen Entschluß; da sie mir aber vorstellten, daß es der Kaiser vielleicht übel deuten würde, wenn ich noch, da er mir

meine Freiheit wiedergegeben hätte, hartnäkkig darauf beſtände, meine Wohnung nicht zu verändern, ſo verſprach ich den folgenden Tag zum Herrn von Korf zu ziehn.

Ich kehrte den Abend noch zur Citadelle zurük, und machte mich fertig, ſie endlich auf ewig zu verlaſſen.

Bei meinem Erwachen ſchikte der General Korf zu mir, um mich darum zu bitten, daß ich zu ihm kommen möchte, ließ mir auch zugleich ſagen, ſein Schwager ſei krank, und er werde mich alſo, an ſeiner Statt bei Hofe vorſtellen. Ich begab mich alſo zu ihm mit meinem ſämmtlichen Gepäk, welches aus ziemlich viel Büchern und einem ſehr leichten Kleidervorrath beſtand; und zur beſtimmten Zeit begaben wir uns nach Hofe.

Korf ſtellte mich, ſich zur Seite in die Gallerie, durch welche der Kaiſer gehn mußte, um die Meſſe zu hören. Es war eine Menge von vornehmen Herrn da. Sobald der Kaiſer erſchien, ſtellte mich Korf Seiner Mejeſtät vor. Ich warf mich ihm zu Füßen, um ihm für ſeine Güte gegen mich zu danken. Kaum konnte ich einige Töne hervorbringen und dieſe Bewegung drükte mehr aus, als die beredteſte Rede hätte ausdrükken können. Der Kaiſer gab mir nach der Landesſitte ſeine Hand zu küſſen, und ſagte zu mir: „ich bin erfreut, bei meiner Thronbeſteigung ſogleich Gerechtigkeit gegen Sie üben zu können, und dem Könige Ihrem Herrn dadurch einen Be-

„weis von meiner Denkart und von meiner aufrichtigen „Freundschaft gegen ihn zu geben.“

Die Kaiserinn folgte mit ihrem ganzen Hofstaat, um auch in die Messe zu gehn. Korf hatte die Güte, mich Ihrer Majestät ebenfalls vorzustellen. Sie gab mir gleichfalls die Hand zu küssen, und beantwortete in den gnädigsten Ausdrükken das lakonische Kompliment, was ich an sie zu richten die Ehre hatte. Die meisten von denen, welche in der Gallerie versamlet waren, begaben sich in die Kapelle. Korf führte mich in den Stuhl des Hofes. Der Kaiser sprach dort einigemal mit mir, und stets mit demselben gütigen Ton; vorzüglich blieb er bei seiner Anhänglichkeit gegen den König.

Beim Hinausgehn aus der Kapelle kam der Oberstallmeister zu mir und sagte mir, daß ich bei Hofe essen sollte. Mein Führer ward gleichfalls eingeladen.

Die Tafel war sechzig Gedekke stark. Der Kaiser und die Kaiserinn sassen neben einander. Man sezte mich mit Korfen dem Kaiser gegenüber, und kaum hatten wir uns gesezt; so redete er mich an.

„Sie können nicht viel davon wissen, was in „Preussen vorgeht. Es freut mich, Sie versichern zu „können, daß der König sich wohl befindet, ob er gleich „bis jezt gezwungen gewesen ist, sich links und rechts zu „schlagen: aber ich hoffe, alles das soll bald ein Ende „haben.“ Die ganze Gesellschaft war sehr aufmerk-

sam. Ich antwortete blos durch ein ehrerbietiges Stillschweigen.

„Wie lange, sezte er hinzu, haben Sie in der Citadelle gesessen?" Sire, erwiederte ich, fünf und zwanzig Monate und drei Tage. — „Hat man Sie, „fuhr er fort, wohl behandelt und gut gehalten?" Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. „Reden „Sie, sprach er, Sie haben nichts zu befürchten." — Weil Seine Majestät es mir befehlen, fuhr ich fort, so will ich Ihnen nicht verheelen, daß ich mich stets sehr übel befunden habe. Ich war beständig in vier Mauern eingeschlossen, ohne irgend eine Erquikkung, oder Zerstreuung. Ich habe nicht einmal die Erlaubniß erhalten können, einige Bücher zu kaufen.

Bei diesen Worten mäßigte die Kaiserinn, die, wie jederman weiß, das Lesen gar sehr liebt und sehr gelehrt ist, nicht weiter ihren Unwillen. „Das ist barbarisch" rief sie mit lauter Stimme.

Der Kaiser fing wieder an: „Was thaten Sie „denn, um die Zeit zu tödten?" nichts, sagte ich zu ihm, als daß ich mich meinen schwarzen Gedanken überließ, und mich zuweilen noch mit Hofnungen der Zukunft einwiegte. -- „Lassen Sie uns das alles vergessen" sezte er hinzu: und das Gespräch fiel auf allgemeinere Materien.

Hiebei fand ich viel Vergnügen an der Rolle, die in diesem Augenblik Schwalow, der ehmalige Liebling

der Elisabeth spielte, der mich, als ich wie Gefangener gebracht ward, mit so viel Troz und Selbstgenügsamkeit empfangen hatte. Er war bei diesem Mittagsmahl zugegen, wie auch der Marschall von Schwalow Präsident der geheimen Kanzlei. Alle die, welche gegen sie einen persönlichen Haß hegten, oder ihr Ansehn beneideten, richteten ihre Augen auf sie: die ganze Gesellschaft richtete ihre Aufmerksamkeit auf ihr Benehmen.

Nach aufgehobener Tafel ging man in ein andres Zimmer, um Koffee zu trinken und befahl mir, zu folgen. Der Kaiser kam heran, um sich mit mir zu unterhalten. Ich benuzte diesen günstigen Augenblik und erflehte mir zwei Gnadenbezeugungen; nemlich fürs erste, daß ich eine Estafete an den König von Preussen schikken und ihm melden dürfte, nicht nur, was Seine Kaiserliche Majestät mir für Gnade erwiese, sondern auch, was für freundschaftliche Dinge Sie mir in Ansehung Seiner gesagt hätten; fürs zweite daß ich wieder in Dienst gehn dürfe, ehe der Feldzug anginge.

Das erste erhielt ich ohne Schwürigkeit. Der Kaiser antwortete mir, ich könne an den König schreiben, was ich nur wolle, und ihm besonders melden, daß Sein erster Adjutant nächstens abreisen würde, um ihm seine ganze Freundschaft zu versichern, und um ihm die Versicherung zu wiederholen, daß er nicht eher die Waffen niederlegen wolle, bis er ihm den Frieden verschaft haben würde. Meine zweite Bitte bewilligte er aber nur

unter der für mich sehr schmeichelhaften Bedingung, daß ich bei ihm bleiben sollte, bis der König ihm einen Minister geschikt hätte. Ich sollte dem Könige zugleich melden, daß er wünsche, derselbe werde aus den Offizieren des preussischen Heers erwählt. Ich eilte sogleich zu Hause und meldete dem Könige alle Umstände des Vorganges; und da mir nichts mehr am Herzen lag, als bald zurükzukehren, so drang ich vorzüglich darauf, wie nothwendig es sei, die Sendung eines Ministers zu beschleunigen; denn ich war in Verzweiflung darüber, daß ich in den beiden vorigen Feldzügen nicht da gewesen war: ich nahm mir zugleich die Freiheit ihn zu versichern, daß ich unterdessen, nach meinen geringen Einsichten für die Angelegenheiten Seiner Majestät wachen würde; daß mich der Herr von Keith, der englische Minister mit seinem Zutrauen beehre; und daß dieser Minister, der in den Angelegenheiten sehr gewandt sei, ersezzen werde, was mir an Talenten und an Erfahrenheit in der Politik mangle, vorzüglich da ich zwei Jahr eingeschlossen und völlig von der Gesellschaft abgeschnitten gewesen sei. Meine Estafette reisete ab; und den folgenden Tag ward der Adjutant des Kaisers abgefertigt.

Ich war fast täglich bei Hofe; und wenn der Kaiser in grosser oder kleiner Gesellschaft Mittag oder Abends Tafel hielt, so ermangelte er selten, mich einzuladen. Er ging von Zeit zu Zeit des Abends zu verschiedenen Grossen, denen er gewogen war, und bald begab er sich

allein dahin, bald mit der Kaiserinn. Man erwies mir die Ehre, mich und den Minister des londner Hofes zu diesen Gesellschaften zu ziehn.

Das Gespräch wurde zuweilen sehr wichtig. Der Kaiser verheelte niemals seine Denkungsart gegen den König, und da England die einzige Macht war, welche damals mit Preussen im Bündniß stand, so drükte er sich vor dem Minister desselben mit viel Naivetät aus.

Eines Abends sprach er zu mir. „Schlagen Sie „Ihrem Freunde Keith vor, daß er mich morgen Abend „in seiner Wohnung zu Tische bitte. Die Minister der „übrigen Höfe werden sich vielleicht darüber ärgern: allein „daraus mach' ich mir wenig." Ich ging zum Herrn von Keith, und sagte ihm dies wieder. Er fand sich dadurch so geschmeichelt, daß er sogleich zum Kaiser hinantrat und ihm für die auszeichnende Gnade dankte wo:nit er ihn beehren wollte.

Den folgenden Abend ward dieß Abendessen gegeben. Zehn oder zwölf Personen, alle vom Kaiser gewählt, waren eingeladen. Der Fürst war sehr heiter und von sehr guter Laune. Das Gespräch betraf fast blos den König von Preussen. Ich erinnere mich, daß der Kaiser einen Ring vom Finger zog, um ihn mir zu zeigen: „kennen Sie das Gemählde, sagte er zu mir, „das auf diesem Ringe ist?" — Ja, Ihro Majestät, antwortetee ich, es ist das Bild des Königs. — Ein jeder wünschte es zu sehn: der Ring ging rund um die Ta-

fel herum; und ich hatte das Vergnügen, daß alle Gäste einstimmig und um die Wette die Lobeserhebungen des Königs anstimmten.

Den folgenden Tag brachte man mir von Seiten des Kaisers einen Beutel mit 500 Rubeln, und den Befehl nach Hofe zu kommen. Zu gleicher Zeit meldete sich der Offizier von der Wache der Citadelle bei mir: er brachte mir meinen Degen wieder, der bis dahin in der geheimen Kanzlei war verwahrt gewesen, so wie auch die Briefe, die man mir erlaubt hatte, aus meinem Kerker an meine Frau zu schreiben: man hatte sich gar nicht die Mühe gegeben, sie abzuschikken.

Ich schenkte meinen Degen diesem Offizier, über den ich mich nie hatte beklagen können, und legte noch hundert Rubel hinzu: aber ausser mir vor Unwillen darüber, daß man die Briefe an meine Frau zurükbehalten hatte, ging ich sogleich zum Großkanzler um mich über solch ein Verfahren zu beschweren. Er war sehr aufgebracht darüber. „Aber trösten Sie sich, sprach er: der „Kaiser hat so eben diese schrekliche Kanzlei auf ewig auf„gehoben." — Das ist sehr schön, erwiederte ich, allein demungeachtet wird meine Frau bis jezt in der schrekklichsten Ungewißheit über mein Schiksal geblieben seyn. — Das Uebel war geschehn; es gab kein ander Mittel dagegen, als Geduld-

Ehe ich mich beim Kaiser zur Tafel begab, sah ich eine Zeremonie mit an, die am Feste der drei Könige ge-

bräuchlich ist, daß nemlich alle Fahnen der Besazzung eingesegnet werden. Alle Soldaten waren unter den Waffen. Der Kaiser ritt vorauf vor dem ersten Regiment der Leibwache. Vor der Kaiserinn gingen mehr als zweihundert Bischöfe, Mönche und andre Geistlichen und sie begab sich zu Fuß an die Ufer der Newa bis zu dem Gebäude, wo diese Zeremonie immer geschieht, und das man deshalb im Wasser hält. Jedes Regiment schikte seine Fahnen nebst seinen Trommeln und seiner ganzen Musik dahin. Alle Priester fingen darauf an zu singen und der erste Bischof segnete die Fahnen ein, die er nach der Reihe in den Fluß tauchte. Die Citadelle und die Admiralität schossen dreihundert Stükke ab, die Regimenter feuerten dreimal.

Nach geendigter Ceremonie ging die Kaiserinn mit ihrem ganzen Zuge wieder aufs Schloß; und der Kaiser immer an der Spizze des ersten Regiments Leibwache defilirte mit der ganzen Besazzung.

Das darauf folgende Mittagsmahl war hundert Gedekke stark. Man sezte mich wieder den Kaiserlichen Majestäten gegenüber; und der König von Preussen, seine Heere, seine Schlachten machten den vornehmsten Gegenstand des Tischgesprächs aus.

Nach aufgehobener Tafel, da der Kaiser und die Kaiserinn weggegangen waren, that mir der General Korf den Vorschlag die Kaiserinn Elisabeth, deren Tod mein Ungemach geendigt hatte, auf dem Paradebett zu

sehn. In andern Umständen wäre mir dieß Schauspiel gleichgültig gewesen: allein die Art, womit mich diese Fürstinn hatte behandeln lassen, machte mich neugierig, ihre Leiche zu sehn. Ich folgte meinem Führer. Der Graf von Schwalow begleitete uns: und da sein Zimmer an der verstorbnen Kaiserinn ihres stieß; so lud er uns ein, bei ihm Koffee zu trinken.

Wir fanden den Sarg in einem grossen Saal, der schwarz ausgeschlagen und mit Laubwerk und Blumenkränzen von Silberstoff verziert war: man hatte das Zimmer so erleuchtet, daß das Auge kaum den Glanz der Wachskerzen ertragen konnte: der Sarg war mit einem Goldstoff bedekt, den man mit silbernen Spangen eingefaßt hatte, und stand auf einer Erhöhung von einigen Stufen: eine reiche Krone zierte das Haupt der Verstorbnen. An der Seite des Sarges sassen vier Damen in grossen Trauerkleidern mit einem ungeheuer grossen Flor der hinter ihnen schlepte. Auch eine Kammerdame war für immer da. Zwei Offizier von der Leibwache in ihrer Dienstkleidung waren oben und unten: an den Füssen des Sarges war ein Archimandrit. Dieser hatte eine Bibel vor sich, worinn er mit lauter Stimme las, bis ein andrer ihn ablöste. Selbst die Nacht hindurch wird dieses Lesen nicht unterbrochen. Man hatte auf Sesseln und um den ganzen Sarg herum die Kaiserliche Krone, die ausserordentlich prächtig und mit grossen Diamanten besezt ist, nebst verschiedenen andern alten Kro-

nen der Reiche Casan, Astracan und Siberien, alle Orden des Reichs nemlich den des heiligen Andreas, des heiligen Alexander Newski, der heiligen Anna und der heiligen Katharina, so wie auch die preussischen, schwedischen und polnischen Orden umhergelegt.

Der General Korf hatte mir vorhergesagt, daß es gebräuchlich sei, die Hand der Leiche zu küssen; und ich hatte ihm geantwortet, daß ich nicht Willens wäre, mich nach dieser Sitte zu richten, nicht nur, weil mir nichts so ekelhaft schiene, als einen Todten zu küssen, sondern auch, weil ich mich eben nicht sehr über die Behandlungsart zu freuen hatte, die mir von dieser Fürstinn bey ihrem Leben wiederfahren war. Da er sich indessen, so wie alle übrigen, welche hineingingen, dieser Zeremonie unterwarf, so wollte ich mich nicht vor allen andern auszeichnen, und unterdrükte meinen Widerwillen.

Wir unterhielten uns einen Augenblik mit den Damen, die im Dienst waren, und scherzten mit ihnen über den Handkuß. Hernach gingen wir zum Grafen von Schwalow.

Sein Zimmer war ganz unglaublich prächtig. Gold, Silber, reiche Zeuge, Uhren, Gemählde, alles war daran verschwendet. Wir tranken Koffee bei ihm. Er vernachläßigte keine von den kleinen Aufmerksamkeitsbezeugungen, die man Personen, die man achtet, erweiset. Ich sagte zu mir selbst: „ist dieß der Mann, den „ich vor zwei Jahren gesehn habe?"

Der Kaiser hatte mir befohlen wieder in seinem Kabinet zu ihm zum Abendessen zu kommen. Ich fand daselbst eine ganz andere Gesellschaft, als beim Mittagsessen. Es war die Gräfinn W*** die er zur Maitresse gewählt hatte: sie war weder schön noch artig; sie hatte weder Geist, noch feine Lebensart: aber bei dieser Sache, wie bei jeder andern, darf man nicht über den Geschmak streiten, und ein jeder hat den seinigen. Diese Dame gefiel mir um so weniger, da es eine Menge weit schönerer gab. Einige Hofleute waren auch bei dieser Abendtafel, aber von Fremden weiter niemand als der englische Gesandte und ich.

Die Unterhaltung bei Tafel war sehr munter und dieselbe dauerte ziemlich tief in die Nacht. Der Kaiser war ein grosser Liebhaber von dieser Art von Vergnügen; doch hinderte ihn das nicht alle Vormittage auf die Geschäfte zu wenden.

Ich erinnere mich, daß er sich eines Morgens um neun Uhr in den Senat begab: dieß ist das höchste Kollegium im Rußland, und die Vornehmsten des Landes haben darinn ihren Siz. Seine Kaiserliche Majestät wußte wol, daß diese Herren die Angelegenheiten sehr langsam und nachlässig betrieben, und sehr wenig arbeiteten. Er wollte sie also überraschen. In der That waren damals nicht mehr, als zwei Sekretär da. Da man aber in der Stadt sogleich erfuhr, daß der Kaiser im Senat sey; so sah man die Herren sehr schnell herbeieilen.

Seine Majestät gab ihnen keinen harten Verweis, wie sie vermuthet hatten. Er sagte ihnen nur: er hoffe daß sie künftig fleissiger und genauer bei Erfüllung ihrer Pflichten seyn würden.

Ein andersmal ging er gleichmässig auf die Synode oder das Oberconsistorium, um auch die Bischöfe an mehr Fleiß oder weniger Faulheit zu gewöhnen, und indem Seine Majestät jeden Tag, so zu sagen, mit einem neuen Beweise ihres Ansehens und ihrer Wachsamkeit bezeichnete, so erwarb er den Beifall und die Liebe aller Unterthanen.

Einige Zeit nachher erschien er wieder im Senat, um ihm zu erklären, daß von diesem Augenblik an der ganze Adel des Reichs die Freiheit erhalte, zu dienen, oder nicht zu dienen, oder nach Belieben den Dienst zu verlassen, je nachdem es seinem Vortheil und den Umständen gemäß sei. Nichts konnte eine lebhaftere und allgemeinere Freude hervorbringen, denn bis zum Antritt seiner Regierung hub man in den Provinzen die Edelleute mit Gewalt aus, und zwang sie, die Waffen zu tragen.

Es kamen Abgeschikte aus allen Provinzen an, um dem Kaiser zur Thronbesteigung Glük zu wünschen. Er nahm sie gnädig auf, ohne sie aufzuhalten, damit sie, so bald sie wollten, zurükkehren könnten.

Er ging oft, wie ich schon angeführt habe mit der Kaiserinn bei einigen seiner Hofleute zum Abendessen:

weit öfter aber speiste er Abends in seinem Kabinet in kleiner Gesellschaft.

Auch die Kaiserinn hatte alle Morgen ihre Gesellschaft. Ich ging ziemlich regelmässig hin, um ihr meine Aufwartung zu machen. Sie nahm jedermann so huldreich als gesprächig auf. So viel Mühe sie sich indessen auch darum gab, munter zu scheinen; so konnte man doch eine verborgene Traurigkeit bei ihr wahrnehmen. Sie kannte besser als irgend jemand die feurige Gemüthsart ihres Gemahls, und vielleicht ahnte ihr damals schon was nachher geschah.

Jeden Abend war ebenfalls Gesellschaft bei ihr und sie lud jedesmal diejenigen dazu ein, welche sich dabei befanden. Ich war ziemlich oft unter der Zahl dieser Gäste. Da diese Fürstinn unendlich viel Geist besizt, und immerdar am Lesen viel Geschmak gefunden hat, so sprach sie über alles mit solch einer Anmuth, daß ein jeder, der das Glük hatte, sich ihr zu nähern, zur Bewunderung hingerissen ward.

Eines Abends war ich bei ihr. Der Oberstallmeister N... des Kaisers Günstling trat herein und sagte mir ins Ohr, daß man mich in der ganzen Stadt suche um mit ihm bei der Gräfinn zu Abend zu speisen: anders pflegte man die Favoritsultanin nicht zu nennen. Ich bat ihn, es so einzurichten, daß man mich für heute vergässe, da ich mich unmöglich von der Abendmahlzeit bei der Kaiserinn losmachen könnte. Er wußte nicht

wie er das sogleich anstellen sollte: da er aber ein artiger Mann und mein Freund war; so sagte ich ihm ganz offen ohne Umschweife: „Es ist Ihre Sache. Unmöglich „kann ich der Kaiserinn erzählen, was vorgeht; ich blei„be wo ich bin; ziehn Sie sich, so gut als möglich, nebst „mir aus der Schlinge.“ Er ging fort und ich zweifelte gar nicht daran, daß es ihm gelingen würde, meinen Absichten nachzukommen. Aber auf einmal hören wir ein Geräusch: die beiden Thürflügel öfnen sich: der Kaiser tritt herein, grüßt sehr verbindlich die Kaiserinn und ihren ganzen Kreis, ruft mich mit der lachenden und gnädigen Mine, die er stets hatte; nimmt mich beim Arm, und sagt zur Kaiserinn: „Verzeihen Sie, Madam, daß „ich Ihnen heut einen von ihren Gästen entführe: diesen „Preussen habe ich in der ganzen Stadt suchen lassen.“ Die Kaiserinn lachte, ich machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging mit meinem Führer fort.

Bei diesem Abendessen befanden sich wie gewöhnlich alle die Damen, welche die Gesellschaft, oder, wenn man lieber will, den Hofstaat der Favoritinn ausmachten.

Den folgenden Tag kehrte ich zur Kaiserinn zurük, welche ohne die Begebenheit des vorigen Tags zu erwähnen, mir lächelnd sagte: „speisen Sie stets zu Abend bei „mir, wenn Sie keine Abhaltung haben;“ und ich benuzte diese Erlaubniß nachher.

Den folgenden Tag, welches ein Festtag war, speiste ich bei Hofe. Man sezte mich bei Tisch wieder dem

Kaiser gegenüber, der mich nur von seinem Freunde dem Könige von Preussen unterhielt. Ihm waren auch die kleinsten Umstände seiner Feldzüge bekannt: er hatte Nachricht von allen seinen Anordnungen im Kriegswesen: er kannte die Uniform und die Stärke aller seiner Regimenter. Sein Enthusiasmus ging so weit, daß er laut erklärte, er wolle bald alle seine Leute auf eben den Fuß sezzen, so wie er es auch wirklich kurze Zeit darauf that. Alle alten Uniformen wurden verwandelt und der Kaiser selbst legte die seine zuerst ab.

Der Marschall von Rozomowsky war bei dieser Mahlzeit zugegen. Der Kaiser fragte ihn nach Neuigkeiten von seinen Bruder, der Oberjägermeister und erster Günstling der verstorbenen Kaiserinn gewesen war. Er antwortete Seiner Majestät, er sei unpäßlich und müsse das Zimmer hüten. „Geht" (sagte der Kaiser zu einem von den dienstlhabenden Offizieren, deren immer fünf oder sechs hinter seinem Stuhl standen) „geht und „fragt in meinem Namen den Oberjägermeister, wie er sich befände."

Der Bote kam nach wenigen Minuten zurük; denn Herr von Rozomowsky, als ehemaliger Liebling der verstorbenrn Kaiserinn, hatte sein Zimmer im Schlosse behalten. Er sagte Seiner Kaiserlichen Majestät, der Oberjägermeister werfe sich zu seinen Füssen, er danke unterthänigst für seine Gnade, und hoffe innerhalb wenigen Tagen ausgehn zu können. Zugleich sezte er hinzu, daß

ihm diese Gesandschaft ein Geschenk von tausend Rubeln eingebracht hätte. Der Kaiser mußte darüber lachen, und alle, die gegenwärtig waren, ergözten sich ebenfalls daran. Man schloß aus diesem Beweise von ausschweifender Großmuth, daß Herr von Rozomowsky bis dahin wegen der Gesinnungen seines neuen Monarchen sehr in Unruhe gewesen, und durch diese unerwartete Botschaft entzükt seyn müsse.

Nach aufgehobener Tafel erwies mir der Kaiser die Ehre, daß er selbst mich einlud, den folgenden Tag in seinem Kabinet zu speisen, und sagte mir, er freue sich mir dort etwas für mich sehr Neues zeigen zu können. Ich begab mich zur gewöhnlichen Zeit hin, und fand dort den Generallieutenant Werner von unsern Husaren, den die Russen gegen das Ende des vorigen Feldzugs in Pommern gefangen genommen hatten. Der Kaiser hatte ihn aus Königsberg in Preussen kommen lassen, um bei ihm zu bleiben, bis seine Offizier die von unsern Heeren gefangen genommen waren, zu ihm zurükgeschikt würden. Ich freute mich gar sehr, seine Bekanntschaft zu machen und wir verbanden uns um so genauer, da wir ein ganz gleiches Inrereſſe hatten. Ich nuzte diese Zusammenkunft, und bat den Kaiser, mich jezt abreisen zu lassen da er den Herrn von Werner bei sich hatte, und erinnerte ihn an die verschiednen Gründe, die ich schon angeführt hatte. Er antwortete mir ich solle nicht eher nach Preussen zurükkehren, bis der Minister des Königs

angekommen sei, und er sezte im Scherz hinzu, wenn ich noch weiter darum in ihn dränge, so würde er mich wieder nach der Citadelle bringen lassen. Dieß einzige Wort verschloß mir den Mund.

Ich mußte noch vierzehn Tage warten, bis ich Antwort auf meinen Brief an den König erhielt, den ich durch eine Estafette hatte abgehen lassen: unterdessen sah ich auch das Leichenbegängniß der Kaiserinn Elisabeth.

Diese Zeremonie wurde mit viel Pomp und Pracht vollzogen, aber auf die trauervollste Art. Die Leiche der Kaiserinn sollte in der Kirche der Zitadelle beigesezt werden, wo sich, wie ich schon angemerkt habe, die Grabmäler der russischen Regenten befinden; und die Entfernung vom Schloß bis zur Citadelle beträgt ungefähr eine halbe deutsche Meile. Man hatte also von Brettern eine Art von Brükke so wol in den Strassen als über das Eis der Newa vom Schloß bis zur Kirche gelegt. Um zehn Uhr Vormittags wurden alle Glokken der Stadt angezogen, und die ganze Besazzung stellte sich in Reihen, die ganze Strekke lang, wo der Leichenzug vorbei muste.

Dreihundert Grenadier vom ersten Regiment Leibwache eröfneten den Marsch und mehr als dreihundert Priester mit ihrer geistlichen Kleidung folgten ihnen paarweise und sangen Lieder. Alle Kronen und alle Orden, deren ich oben erwähnt habe, wurden von grossen Herren getragen, die immer einzeln gingen und einen Kammerherrn zur Seiten hatten. Ein Reiter, der von den Füssen bis

zum Haupt geharnischt war saß auf einem Paradepferde das von zwei Bereitern geführt ward. Der Sarg wurde auf einer Art von Wagen von acht Pferden gezogen, war mit schwarzem Sammt überzogen und mit einem schwarzen, sehr reich mit silbernen Spangen besezten Tuche bedekt. Der Himmel, eben so reich besezt, ward von Generalen und Senatoren getragen, welche einige Offizier von der Leibwache begleiteten. Der Kaiser folgte unmittelbar nach dem Sarge mit einem grossen schwarzen Mantel umgeben, dessen Schleppe zwölf Kammerherrn trugen, die jeder eine brennende Wachskerze in der Hand hatten. Der Prinz George von Hollstein kam nach dem Kaiser als sein nächster Verwandter, und dann der Prinz von Hollstein-Bek. Die Kaiserinn folgte auch zu Fuß und hielt in der Hand ebenfalls eine brennende Wachskerze und hatte gleichfalls einen Mantel um, den alle ihre Hofdamen ihr nachtrugen. Dreihundert Grenadier endigten den Zug.

Alle Minuten ward ein Stük abgeschossen, von dem Augenblik an, da der Zug aufbrach bis zu dem, da der Sarg in die Kirche gesezt ward; und dann wurden ununterbrochen dreihundert andre von der Citadelle und von der Admirautät abgebrannt.

Man behielt dieselbe Ordnung nach der Beerdigung wie bei der Rükkehr zum Schlosse bei.

Ein jeder speiste zu Hause und brachte den Abend so einsam zu, als ob Betrübniß und Schmerz noch so

aufrichtig und wahr gewesen wären: aber vom folgenden Tage an ward gar nicht weiter an Elisabeth gedacht, als ob sie nie gelebt hätte. Das ist der gewöhnliche Weltlauf: alles geht vorüber; alles wird vergessen.

Der Geburtstag des Kaisers fiel ein. Seine Kaiserliche Majestät wollte ihn auf dem Schloß Czarkozelo feiern, das vier teutsche Meilen weit von Petersburg liegt. Der ganze Hof begab sich dahin. Man bat die vornehmsten Herren und Damen aus der Stadt, und unter den Fremden den englischen Minister, den Herrn von Werner und mich. Auch konnte das Schloß, so groß es auch ist, kaum so viel Menschen fassen. Die Gräfinn von W...., welche den Titel einer Hofdame führte, war gleichfalls da.

Dieses Fest war sehr prächtig. Man fing den Tag mit dem Gottesdienst an; und das Te Deum ward beim Geräusch der Kanonen gesungen. Der Kaiser war dabei zugegen, aber die Kaiserinn, welche um dem Willen ihres Gemahls zu gehorchen, diesen Morgen der Gräfinn den Orden der heiligen Katharine hatte ertheilen müssen, hatte eine Unpäslichkeit, weshalb sie das Zimmer hüten mußte. Sie verließ dasselbe die ganzen acht Tage lang nicht, da dieses Fest dauerte, bis zu dem Augenblik, da man zur Stadt zurükkehrte.

Bis zu dieser Epoche müßte man vielleicht zurükgehn, um den Ursprung von der Staatsveränderung im Juli 1762 zu bestimmen. Man sieht aus den an-

geführten Umständen, daß der Kaiser die Delicatesse der Kaiserinn nicht genug schonte, diese aber auch nicht Herrschaft genug über sich selbst besaß, um ihre Unzufriedenheit und ihren Verdruß ganz zu verheelen.

Die Vergnügen und Feierlichkeiten dauerten in Petersburg fort; und den Tag darauf, daß man dahin zurükgekehrt war, ließ mich der Kaiser in seinem Kabinet zur Mittagstafel einladen. Die Gesellschaft war zahlreich.

Schon waren wir bei Tische, da brachte man mir einen Brief vom Könige von Preussen. Ich wollte ihn in die Tasche stekken, um ihn nach aufgehobener Tafel zu lesen; der Kaiser aber, welcher gewahr ward, daß es ein Brief vom Könige sei, wollte, daß ich ihn sogleich lese. „Sie sehn so heiter aus, sagte er, daß „Ihnen dieser Brief gewiß viel Vergnügen gemacht hat? „Und was enthält er?“ Ich gab ihm sogleich den Brief, und bat ihn, denselben durchzulaufen, wenn er es für rathsam hielte; und das that er auch mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und seinem ganzen Enthusiasmus für den König.

Folgendes war der Inhalt dieses Briefes:

„Ich bin so stark als möglich von den Unfällen ge„rührt, die Sie ausgestanden haben und habe allen er„sinnlichen Antheil daran genommen. Sie wären längst „geendigt gewesen, wenn es blos auf meinem guten „Willen beruht hätte; und Sie hätten ein angenehmes

„Schikſal genoſſen, das Ihren Verdienſten gemäß ge-
„weſen wäre. Urtheilen Sie ſelbſt, mit welchem Ver-
„gnügen ich in Ihrem Briefe vom 19ten des vorigen
„Jänners die Nachricht von den Entſchluſſe las, den
„Seine kaiſerliche Majeſtät, der Kaiſer aller Reuſſen
„gefaßt hat, Sie wieder in Freiheit zu ſezzen, und Ih-
„rer Unſchuld auf eine ſo auszeichnende Art die ſchuldi-
„ge Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Dieſe groß-
„müthige That, womit Seine kaiſerliche Majeſtät Ihre
„Thronbeſteigung bezeichnet hat, befeſtigt bei mir die
„vortheilhafte Vorſtellung, die ich ſtets von ihrer Den-
„kungsart gehabt habe, und wird ein ewiges Denkmal
„ihrer Gerechtigkeit und ihrer großen Seele ſein. Dieſe
„That hat mich in die lebhafteſte Verwunderung geſezt,
„die ich nicht beſſer glaubte zu erkennen zu geben, als
„indem ich auf der Stelle und ohne Löſegeld alle ruſſiſche
„Kriegsgefangne die ſich in meinen Staaten befinden
„freigegeben, und ſie an die ruſſiſchen Generale auf den
„Grenzen habe abliefern laſſen. Auch habe ich nach
„Stettin Befehl geſandt, daß man den ſchwediſchen
„Obriſt Lillienberg in Freiheit ſezze, den ich, um Re-
„preſſalien zu brauchen, in Verhaft hatte nehmen laſſen.

„Uebrigens zweifle ich keinesweges, daß Seine
„kaiſerliche Majeſtät dem gnädigen Verſprechen gemäß,
„welches ſie Ihnen gethan hat, Ihnen nicht auch die
„Erlaubniß ertheile, zu mir zu kommen, wo es für
„mich ein ſehr großes Vergnügen ſein wird, Sie wie-

„derzusehn, und Ihnen Ihr ausgestandenes Unglük „vergessen zu machen. Mein Obrist, Adjutant und „wirklicher Kammerherr, der Baron von Golz, den ich „abschikke um Seiner kaiserlichen Majestät zu ihrem Re„gierungsantritt Glük zu wünschen, und Dieselben von „meiner ganzen Achtung und Freundschaft zu versichern, „wird Ihnen weitläuftiger sagen, daß meine Gesinnun„gen gegen Sie immer dieselben sind; ich beziehe mich „auf das, was er Ihnen in meinem Namen sagen wird, „und bitte Gott, daß er Sie in seinen höchsten und hei„ligen Schuz nehme.

„Breslau, den 10ten Februar 1762.

Friedrich."

So bald der Kaiser diesen Brief ausgelesen hatte, sagte er ganz laut mit Lebhaftigkeit. „Der König will „es mir also zuvorthun? Ich habe einen Gefangenen „frei gelassen, und er giebt mir alle die meinigen wie„der?" Sogleich ruft er einen Adjutanten: „geht, sprach er, „geht sogleich aufs Kriegsdepartement: man soll „Befehle ausfertigen, in allen meinen Staaten, und „allenthalben, wo preussische Kriegsgefangene sind, „(die meisten von ihnen waren nach Sibirien geschikt) „ich will, daß sie nicht nur ihre Freiheit erhalten, son„dern, daß sie hierherkommen, damit sie von hier zu „ihren Fahnen zurükgeschikt werden, wie es sich geziemt.' Darauf wandte er sich zum Generallieutenant Werner,

der mit uns bei Tafel war: „Mein General, fuhr er „fort, Sie haben gleichfalls Ihre Freiheit, Sie kön„nen nach Preussen zurükkehren, so bald es Ihnen be„liebt.“

Da er mir nicht ein gleiches sagte, und mir bloß den Brief wiedergab; so trat ich ihn an nach aufgehobener Tafel, und wiederholte meine Bitte, auch mich abreisen zu lassen. Ich erhielt weiter nichts zur Antwort, als daß mir das erlaubt sein sollte, so bald der Baron Golz ankäme, und daß ich bis dahin nicht wieder davon sprechen möchte; wenn ich nicht Lust hätte, die Citadelle wieder zu sehn.

Ich erhielt bald darauf einen zweiten Brief vom Könige zur Antwort auf denjenigen, den ich ihm mit der gewöhnlichen Post geschikt hatte, um ihm genau alles zu berichten, was zu seinem Vortheil vorging; und ich fand bald Gelegenheit, ihn ebenfalls dem Kaiser mitzutheilen, dessen gute Gesinnungen dadurch sehr bestätigt werden konnten. Er war folgendergestalt abgefaßt.

„Breslau, den 17ten Februar 1762.“

„Ihre Depeschen vom 24ten Jänner habe ich er„halten; und zweifle nicht daran, daß die Antwort, „die ich auf Ihr erstes abgeschikt habe, Ihnen wohl „geworden sei. Ich habe meinem Obersten und wirk„lichen Kammerherrn, Baron von Golz Ihrentwe-

„gen Aufträge gegeben, den ich an den Hof geschikt „habe, wo Sie sich aufhalten, um Seiner Kaiserli„chen Majestät zum Antritt Ihrer Regierung Glük „zu wünschen, und ich hoffe, daß er angekommen „sein wird, ehe Sie diesen Brief erhalten. Die „Neuigkeiten, welche Sie mir melden, sind mir un„endlich angenehm. Ich weiß Ihnen um so viel „mehr Dank dafür, da ich bis jezt keinen eingerichte„ten Briefwechsel in Rußland habe, und alles, was „ich davon weiß, nur durch den englischen Minister „erfahren habe. Besonders bin ich äusserst gerührt „durch die freundschaftlichen Gesinnungen, welche „der Kaiser gegen mich äussert. Ich fühle den gan„zen Werth derselben, und Seine Kaiserliche Maje„stät kann von meiner Seite auf eine vollkommene „Erwiederung rechnen. Ich habe auch Ursach, mir „zu schmeicheln, daß ich durch das Zuvorkommen, „womit ich ihm einen Beweis von meiner persönli„chen auszeichnenden Achtung gegeben, da ich alle „russische Gefangene losgelassen habe, ihm darüber „keinen Zweifel übrig lassen, und ein Grund mehr „sein wird, um Ihnen Ihre völlige Freiheit zu ver„schaffen, daß Sie ungesäumt in mein Hauptquar„tier zurükkehren können. Ich erwarte diesen Au„genblik mit einer Begierde, die eben so groß ist, als „meine Achtung gegen Sie; und ich werde stets Ver„gnügen daran finden, Ihnen Beweise meines Wohl-

„wollens zu geben. Außerdem bitte ich Gott, daß „er Sie in seinen höchsten und heiligen Schuz „nehme."

„Friedrich."

Der König hatte eigenhändig dabei geschrieben:

„Ich erhalte weiter keine Nachrichten aus Ruß„land, außer denen, welche Sie mir schreiben. Also „werden Sie mir Vergnügen machen, wenn Sie mir „alles, so genau als möglich, melden."

Auch ermangelte ich nicht, ihm mit jeder Post die wichtigen Nachrichten einzusenden, die der englische Gesandte und ich sammeln konnten.

Herr von Golz kam nach vierzehn Tagen an, und ich machte mich fertig, bald dem General Werner zu folgen, der schon voraus gereist war. Ich machte meine Abschiedsbesuche; und da mein Reisegeräth sehr leicht war, so entschloß ich mich, als Kourier zu reisen, um meine Reise desto schneller zurükzulegen. Sechs Wochen waren seit meiner Befreiung verflossen, und ich hatte die ganze Zeit hindurch in Petersburg alles mögliche Vergnügen genossen, allein die Erinnerung an die Citadelle beunruhigte noch meine Einbildungskraft; und ich konnte mich nicht schnell genug davon entfernen. Ich gestehe sogar, daß mir, da ich schon lange fort war, noch oft geträumt hat, wie ich noch daselbst eingeschlos-

sen sei, und daß mein Gemüth dadurch so in Bewegung gesezt ward, daß ich fast jedesmal vier und zwanzig Stunden hindurch ein hizziges Fieber darauf hatte.

Ich reiste bis Königsberg, ohne anzuhalten: dort aber, glaubte ich, mich einen Tag aufhalten zu müssen. Ich traf dort den Adjutanten von Peter III, der von da nach Petersburg zurükkehrte. Er war unendlich zufrieden mit der schmeichelhaften Aufnahme beim Könige. Ich sezte mit der vorigen Geschwindigkeit meine Reise hernach fort, und begab mich nach Breslau zu Seiner Majestät. Sie geruheten mich höchst gnädig aufzunehmen. Ich warf mich ihm zu Füssen, um für alles zu danken, was er während meiner traurigen und elenden Gefangenschaft gethan hatte. Doch wußte ich nur erst das wenigste davon. Der König hielt sich nicht lange bei Komplimenten auf, und sprach mit mir bald von wichtigen Gegenständen. Ich erzählte ihm die genauesten Umstände alles dessen, was ich gesehn oder gehört hatte; und nach meinen geringen Einsichten vorzüglich aber auf das Ansehn des englischen Gesandten Herrn von Keith, der mit einer großen Rechtschaffenheit zugleich eine gründliche Kenntniß der Staatsangelegenheiten und unendlich viel Erfahrung besaß, wagte ich es, dem Könige zu versichern, daß nicht nur dieser Feldzug der lezte sei, sondern daß auch der Friede dem Begehren und Wunsche Seiner Majestät gemäß geschlossen werden würde.

Ich war nur zwei Tage in Breslau; so kam ein Kourier von Peter III an. Er hatte Befehl, sich an mich zu wenden, damit ich suchen möchte seine Abfertigung so viel möglich zu beschleunigen, daß er an seinen Bestimmungsort zurükkehren könnte. Er brachte dem General von Czernichef, welcher dreißigtausend Russen als Hülfsvölker im österreichischen Heer unter seiner Anführung, und seine Winterquartiere in Mähren hatte, den Befehl, durch Schlesien nach Polen zurükzukehren, so bald es die Jahrszeit erlaubte, sich in Bewegung zu sezzen: das machte in Wien ein ausserordentliches Aufsehn.

Zwei Tage nachher folgte ein zweiter Kourier diesem ersten. Er sollte den General Czernichef in den Staaten des Königs erwarten, und ihm den Befehl von seinem Monarchen einhändigen, daß er seine Truppen mit den preussischen vereinigen, und in allen Stükken den Befehlen Seiner Königlichen Majestät nachkommen sollte.

Man kann leicht denken, welche Bewegung die Nachricht von dieser Veränderung hervorbrachte. Alles athmete bei uns Zufriedenheit und Freude.

Die acht Tage hindurch, welche ich in Breslau zubrachte, machte ich sehr fleissig Seiner Majestät die Aufwartung, welche, ungeachtet der Strapazen, eine vollkommene Gesundheit genoß, und ich hatte das Glük zugleich den Prinzen von Preussen zu sehn, der von

Berlin gekommen war, um seinen ersten Feldzug zu thun. Die Natur hat ihm alle die Gaben ertheilt, welche dem Krieger nöthig sind, Stärke, Muth, Thätigkeit, einen richtigen Blik und Liebe zum Ruhm: seit seinem Eintritt in diese Laufbahn hat er sich stets so angekündigt, als er sich nachher bei jeder Gelegenheit und besonders im Feldzuge von 1778 gezeigt hat.

Mein Regiment stand unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg, dessen Heer seine Winterquartiere in Meklenburg und schwedisch Pommern hatte; und da ich von Seiner Majestät Abschied nahm, um mich dahin zu verfügen, sagten sie mir, daß ich es, so bald ich könnte, nach Schlesien führen sollte. Ohne Zweifel wollte mich der König nicht der Gefahr aussezzen meinen Landsleuten in die Hände zu fallen; denn mein Regiment war blos während meiner Gefangenschaft gegen das schwedische Heer gebraucht.

Ich reiste über Berlin, und da hatte ich endlich die Freude, meine Frau wiederzusehn, die mir entgegen gekommen war. Man kann sich leicht unser Entzükken denken, wenn man sich an die Umstände erinnert, die bei meiner Gefangenschaft vorfielen, und an alle Gerüchte, die in Betref meiner verbreitet waren. Bald hatte man versichert, daß ich todt, und bald, daß ich an Schweden ausgeliefert sei: alle diese Umstände erfuhr ich von meiner Frau.

Sie erzählte mir auch, daß mich der König durch den General Wyllich hatte zurükfordern lassen gegen die russischen Gefangenen, die er schon los gegeben hatte: daß aber der russische Hof immer Auswege gesucht habe, um es nicht zu thun; bald unter dem Vorwande, ich sei so weit entfernt, daß meine Rükkehr viel Zeit wegnehmen müste; bald unter dem, ich sei unterwegs krank geworden; über diese Ausflüchte wären acht Monat verstrichen, während welcher die Auswechselung der Gefangenen ihren alten Gang gegangen sei: endlich habe Seine Majestät ihrem Kommissar befohlen, alle Verhandlungen dieser Art abzubrechen, und von Butow zurükzukehren, wenn ich noch nicht dort angekommen wäre, und den russischen Kommissarien zu sagen, wie Seine Majestät mit Erstaunen und Unwillen an allen diesem Zaudern und Ausflüchten gewahr werde, wie wenig man gegen sie Achtung und Aufmerksamkeit hegen müsse; daß sie also eben in Spandau den Generalmajor von Tüsenhausen und in Magdeburg den schwedischen Obrist Lillienberg habe in Verhaft nehmen lassen; daß diese beiden Offiziere bis zu meiner Rükkehr in enger Verwahrung bleiben, und daß die Behandlung, welche ich zu dulden hätte, die ihrige bestimmen, und ihr Leben für das meinige stehn sollte.

So bald man in Rußland und Schweden Nachricht davon erhielt, was in Spandau meinetwegen vorgefallen war, so war die Furcht vor gerechten Repressalien allgemein. Ob mir also gleich der russische Großkanzler

im Namen seiner Gebieterinn angekündigt hatte, daß ich mein Leben im Gefängniß enden sollte; und ob man gleich gewiß voraussah, daß ich nach erhaltner Freiheit nicht unterlassen würde, diese verhaßte Erklärung bekant zu machen; so entschloß man sich doch, mich zurükzuschikken.

Bei dieser Gelegenheit schikte mir die Kaiserinn Elisabeth das erwähnte Geschenk, damit ich im Stande wäre, nach Preussen zurükzukehren und dort gehörig zu erscheinen. Die Krankheit dieser Monarchinn machte, daß alles ins Stekken gerieth, und durch ihren bald erfolgenden Tod kamen die Angelegenheiten in solch eine Lage, daß mir, so wie ich schon angeführt habe, kein andrer Wunsch übrig blieb, als meinen Dienst wieder anzufangen.

Meine Frau versicherte mich ferner, sie habe alles gewagt, um zu wissen, ob ich noch lebte, und wo ich wäre: aber nie sei es ihr geglükt, nur einige Aufklärung über mein Schiksal zu erhalten, so geheimnißvoll hatte der russische Hof meine Gefangenschaft gehalten. Mich wunderte das weiter nicht; denn der englische Gesandte, Herr von Keith, der zwei Schritt weit von der Citadelle wohnte, in welcher ich saß, konnte mich, ungeachtet der genauesten Nachforschung nicht entdekken.

Ich hielt mich in Berlin vierzehn Tage auf, um mein Feldgeräth zu besorgen. Darauf reiste ich mit meiner Frau nach Stettin, wo sie sich während meiner un-

seeligen Gefangenschaft angesezt hatte: da sie aber seit unser Trennung nicht in Schweden gewesen war; so reiste sie bald darauf dahin. Wir mußten dort Verfügungen unser Güter wegen treffen, und unsern einzigen Sohn dort abholen, den mein Bruder bei meiner Widerwärtigkeit in Stokholm zu sich genommen hatte.

Ich ging wieder zu meinem Regiment, das unter der Anführung des Prinzen von Würtemberg in Meklenburg in den Winterquartieren stand: da aber Schweden um diese Zeit einen besondern Frieden mit dem Könige geschlossen hatte, so wurde das Heer, welches der Prinz von Würtemberg anführte, für Schlesien bestimmt.

Wir brachen auf und da wir in Breslau ankamen, befahl mir der König mit meinem Regiment zum Generallieutenant Werner zu stossen, der in Oberschlesien ein Korps anführte und Befehl hatte den Einfall zu hindern, womit es von dem Kaiserlichen General Beck bedroht war.

Mein Regiment bestand aus zwei Bataillons: und ausserdem hatte ich noch vier Grenadierbataillons unter mir, die der König an Wernern zur Verstärkung schikte. Ich traf diesen General in Ratibor.

Wir brachen sogleich auf, um den General Beck anzugreifen, aber er zog sich bei unserer Annäherung nach Mähren zurük.

Ich ward abgeschikt, um die Stadt Teschen einzunehmen, worinn dreihundert Mann zur Besazzung la-

gen. Ich bemächtigte mich derselben ohne viel Mühe und faßte Posten daselbst. Nach meinem Bericht kam der General Werner mit seinen übrigen Leuten dahin und befahl mir nach Mähren hineinzudringen und zu brandschazzen. Dieser Auftrag war, nach meiner Denkungsart, der unangenehmste, den er mir geben konnte. Ich bat ihn, dieses Geschäft einem andern aufzutragen, der es gewiß weit besser verrichten würde, als ich: allein er mochte nun glauben, daß ich als Anführer von Freibataillons das Plündern sehr gut verrichten würde, oder er mochte mich für uneigennüzziger ansehn, als viel andre; genug er verlangte Gehorsam.

Ich erhielt blos soviel, daß man mir bei dieser schrecklichen Verrichtung einen Kriegskommissar mitgäbe, der, erfahrener als ich in diesen Angelegenheiten, in den Städten oder Dörfern, durch welche wir kämen, umherliefe, um mit der Liste und dem Anschlage in der Hand, die vorgeschriebenen Summen einzufordern, und der so viel Härte des Karakters besässe, um den armen Einwohnern alles fortzunehmen, was sie an Vieh und Pferden besässen.

So hatte ich nach dieser Anordnung nichts weiter auf mir, als meine Mannschaft anzuführen, ihren Marsch nach meinem Gutdünken anzuordnen, und sie vor jedem Angrif zu sichern.

Wir durchstrichen auf diese Weise einen grossen Theil von Mähren. Man nahm ohne Mitleid den Leu-

ten Vieh und Geld fort. Wuth und Verbitterung waren damals so hoch in diesem Kriege gestiegen, daß man sich nicht darauf einschränkte, den Soldaten allen möglichen Schaden zuzufügen, die Gefangenen einzuschliessen und hart zu behandeln, sondern selbst die Einwohner ihrer Habseeligkeiten beraubte: und leider! war dieses unmenschliche Betragen wechselseitig.

Immer erinnere ich mich nur mit Schmerz an das jammervolle Schauspiel, welches diese Verrichtung mir darstellte. Die Bauern mit Weib und Kind bestanden darauf ihren Heerden zu folgen, und nichts war im Stande, sie davon zu trennen. Sie schrien erbärmlich, und vergossen die häufigsten Thränen.

Wir hielten einst in einem Dorfe an, um auszuruhn. Das Schloß gehörte einer Dame von Stande: Sie nahm mich nebst unsern Offizieren sehr artig auf. Ihr Hauswesen war in sehr gutem Stande, und sie bewirthete uns mit einer treflichen Mahlzeit.

Unterdessen war mein Kriegskommissar bei ihrem Haushofmeister gewesen, um von ihm tausend Dukaten Brandschazzungsgeld, so wie auch alles Vieh und alle Pferde aus dem Dorf und vom Schlosse zu fordern. Dieser berichtete es in aller Eil seiner Herrschaft.

Auf diese Nachricht kam sie mit weinenden Augen zu mir und beklagte sich über diese Grausamkeit. Ich erklärte ihr, es stehe nicht in meiner Macht, bei den Vertheilungen etwas abzuändern. Sie erwiederte, sie wolle

gern die geforderte Summe bezahlen, wenn man nur ihren armen Unterthanen ihr Vieh liesse, das ihr ganzes Vermögen und ihren ganzen Schaz ausmache. Ich gestehe es, ich war in diesem Augenblik eben so betrübt, als sie selbst. Ihre Rede wurde von Schluchzen unterbrochen, und was meinen innern Widerwillen noch mehr vergrösserte, war der Anblik ihrer beiden reizenden Töchter, die ihrer verehrungswerthen, bekümmerten Mutter zur Seite standen und bitterlich weinten.

Alles mögliche hätte ich in diesem Augenblik thun wollen, um vorzüglich diese beiden liebenswürdigen Kinder zu verbinden: ihre Thränen machten in meinen Augen ihre Schönheit noch rührender. Ich dachte auf einen Ausweg, um ihren Kummer wenigstens zu lindern und ihnen zu beweisen, daß ich nicht ein grausamer Barbar sei.“ Madam! sagte ich zu ihrer Mutter, beruhigen „Sie sich: befehlen Sie Ihren Leuten, daß sie ihre Heer„den begleiten und verlassen Sie sich auf mich. Sie sol„len bald Ursache haben, mit mir zufrieden zu seyn.“

Da ich sie verlassen hatte, befahl ich, daß das Vieh was ihr und ihren Unterthanen gehörte, während des übrigen Theils von unserm Zuge, von der ungeheuern Menge andern Viehes getrennt werde, dessen wir uns bemächtigt hatten.

Meine Verrichtung glükte vollkommen und da ich wieder zum Herrn von Werner kam, bezeugte er mir seine Zufriedenheit darüber. Diesen Augenblik benuzte ich

um mein gegebenes Versprechen zu erfüllen. „Mein „General, sagte ich, Sie sehen, daß ich Ihnen eine „Menge von Dingen mitbringe: ich hoffe aber, Sie „werden mir dafür ein Geschenk bewilligen, da ich der „Anführer bei dieser Verrichtung gewesen bin. Ich bit„te nicht um Geld (ich wußte überdem, daß er vom Kö„nige die Erlaubniß erhalten hatte, dieses für sich zu be„halten, und daß er eben nicht ganz fühllos gegen die „Reize des Goldes war) ich bitte blos um dieses Vieh, „das ich von dem übrigen habe trennen lassen.“ Das bewillige ich Ihnen von ganzem Herzen, antwortete er.

Sogleich rief ich alle Leute meiner guten Dame zusammen; und kündigte ihnen an, daß sie ihr Vieh ruhig nach ihrem Dorf zurüktreiben könnten. Ich ließ sie durch einen Trompeter begleiten, damit sie ohne Unfall hinkämen. Ihre Dame war durch dieses mein Verfahren so gerührt, daß sie allen ihren Verwandten in Schlesien auftrug, mir dafür ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Da empfand ich völlig, daß es nächst dem Vergnügen, Gutes zu thun, kein grösseres giebt, als gefühlvolle und dankbare Herzen sich verbindlich zu machen.

Unser Marsch war eben so ermüdend als gefahrvoll gewesen, und wir bedurften gar sehr der Ruhe: aber den Tag nach meiner Rükkehr erhielt der General Werner Befehl, zum Prinzen von Bevern zu stossen, der mit einem andern Korps nach Troppau geschikt war, und dort die fernern Befehle Seiner Majestät zu erwarten.

Wie groß war unsre Verwunderung, da wir bei unsrer Ankunft die grosse eben vorgegangene Staatsveränderung in Rußland erfuhren, in welcher Peter III sein Leben verloren und die Kaiserinn, seine Gemahlinn, unter dem Namen Katharine II den Thron bestiegen hatte. Der General Czernichef hatte bei dieser Gelegenheit von seinem Hofe Befehl erhalten, die Armee des Königs zu verlassen, und ohne Verzug mit den dreißigtausend Russen zurükzukehren. Wir waren also genöthigt, die Lükke auszufüllen, welche diese übereilte und unerwartete Abreise verursachte.

Diese Begebenheit war unter diesen Umständen für den König sehr traurig, vorzüglich da er in Ungewißheit war, was für eine Parthei die Kaiserin ergreifen würde, und jezt auf seine eigne Stärke wieder eingeschränkt wurde.

Wir stiessen zum Heer des Königs in Petersmalde zwischen Schweidniz und Reichenbach, wo Seine Majestät ihr Hauptquartier hatten. Der Herzog von Bevern nahm sein Lager zwischen Reichenbach und dem Dorfe Beil auf den Anhöhen: dahin lagerte sich auch das ganze Korps, das er mitgebracht hatte, ausser meinem Regiment und fünfhundert Husaren, womit mir der König befahl, das Dorf Langenbiel wegzunehmen, das eine halbe Meile von Peterswalde liegt.

Die Kaiserlichen waren dicht neben uns auf einer Anhöhe gelagert, und da sie sich bis zum Anfange die-

ses Dorfs ausdehnten; so gab es täglich kleine Gefechte zwischen beiden Heeren: da sie aber aus der jezt genommenen Stellung des Königs vermutheten, daß er Schweidniz belagern wollte, so machten sie bald Anstalten dazu, diesem Ort zu Hülfe zu kommen.

Der General Beck, der sich auch mit dem Heer des Marschalls Daun vereinigt hatte, ward abgeschikt, um dem Herzog von Bevern in die Seite zu fallen; aber er ward zurükgetrieben.

Der General Brentano kam durch das Ende des Dorfs herab, wo ich stand. Ich machte ihm den Boden Schritt vor Schritt streitig, ob er gleich bei weitem stärker war: aber der König, welcher sah, daß sich alles zu einem ernsthaften Treffen neige, ließ mir sagen, daß ich mich gegen Peterswalde zu ziehen möchte.

Ich ward lebhaft von allen Seiten angegriffen, da ich meine Posten und die vier Feldstükke zurükziehn wollte, die ich an der Seite des Dorfs auf einer erhabenen Spizze hingestellt hatte; und ich hatte alle mögliche Mühe, dem Feinde Widerstand zu thun. Ich eilte funfzig Schritt zurük, und dann stand ich wieder, um meine Mannschaft zusammen zu bringen, und die Kaiserlichen daran zu hindern, daß sie mich nicht ganz in Unordnung bringen möchten. Ein Schuß zerschmetterte mir den Arm; ich zog mich dennoch immer in ziemlicher Ordnung zurük, troz aller Kanonenkugeln, die auf uns

regneten, und obgleich das Musketenfeuer sehr lebhaft war. Endlich kamen wir nach Peterswalde.

Ich war so schwer verwundet, daß ich nicht länger zu Pferde bleiben konnte. Man legte mir den ersten Verband an, und die Wundärzte sagten mir dabei nicht viel tröstliches: allein ich kannte die Stärke meiner Leibesbeschaffenheit und beruhigte mich.

Der König, von meinem Zustande unterrichtet, ließ mir sagen, daß ich nach Breslau gehn und mich dort heilen lassen möchte. Er gab sogar Befehl an seinen Leibarzt Cothenius, der daselbst über seine Krankenhäuser die Aufsicht hatte, daß er selbst für mich Sorge tragen sollte.

Ich ließ meinen Wagen und mein Reisegeräth holen, um abzureisen. Unterdessen erfuhr ich, daß die Kaiserlichen Kolonnen von den Höhen herabkämen um den König anzugreifen, daß Seine Majestät befohlen hätte, sich zu rüsten, und daß er sich in Schlachtordnung stelle, um sie gut zu empfangen. Ich war eben nicht sehr im Stande, wieder ein Pferd zu besteigen, aber die Neugierde, den Ausgang dieser Schlacht selbst mit absehn zu wollen, gab mir neue Kräfte.

Der Marschall Daun ließ seine Reiterei vorrükken, welche sich, von Fußvolk unterstüzt, in der Ebene ausdehnte. Der König befahl dem Prinzen von Würtemberg, sogleich mit vier Regimentern Dragoner und Husaren, die bei der Hand waren, über sie herzufallen;

und dieser Angrif geschah so lebhaft und heftig, daß die feindliche Reiterei genöthigt wurde, sich unordentlich zurükzuziehn, und daß sie beim Weichen ihr Fußvolk in Unordnung brachte, welches in den engen Päſſen war, durch welche sie sich zurükziehn mußte.

Ich will es jezt nicht unternehmen, hier die genauern Umstände dieser glänzenden Schlacht zu liefern: denn meine Lage erlaubte mir nicht, allen Bewegungen beider Heere zu folgen; und überdem kann man sie leicht in verschiednen Nachrichten finden, die über diesen Krieg und die Feldzüge des Königs ans Licht getreten sind. Ich will bloß anmerken, daß Daun genöthigt ward, dem Entwurf, Schweidniz Hülfe zu bringen, zu entsagen, und sich in die Gebirge zurükzuziehn, und daß der König die Belagerung dieses Orts fortsezte und ruhig zu Ende brachte.

Ich begab mich nach Breslau, um dort meinen Arm heilen zu lassen. Man wollte ihn anfangs mir abnehmen: allein ich bat so dringend den Oberchirurgus der bei mir war, ihn mir, wo möglich, zu erhalten, daß er sich damit begnügte, nach Gutbefinden darinn zu schneiden und fortzunehmen, und mir die strengste Lebensordnung vorzuschreiben. Drei Monat waren hinreichend zu meiner völligen Genesung.

Der Prinz Heinrich führte das Heer des Königs in Sachsen an, und er hatte es mit der Reichsarmee, vereinigt mit den Kaiserlichen unter dem General Had=

dik, zu schaffen. Serbelloni und der Prinz von Stolberg hatten die Preussen genöthigt, ihren Posten in Freiberg zu verlassen.

Der König brach nach der Einnahme von Schweidniz auf um den Prinz Heinrich die nöthige Verstärkung zu bringen, damit er sich in Sachsen halten könnte. Eher aber Seine Majestät zum Heere kam, hatte der Prinz, sein Bruder, die Schlacht bei Freiberg geliefert, durch welche er es den größten Feldherrn gleich that: die Verbündeten verloren dabei dreitausend Todte oder Verwundete, viertausend Gefangene, achtundzwanzig Kanonen und neun Fahnen.

Der Wiener Hof bat um Frieden; und da der König ebenfalls keinen heißern Wunsch hatte, als seinen Unterthanen denselben endlich zu verschaffen, so wurden die Unterhandlungen sehr bald in Hubertsburg angefangen. Frankreich und England hatten ihren Frieden zu Fontainebleau den 29ten November 1762 geschlossen. Oesterreich, Sachsen und Preussen schlossen den ihrigen den 15ten Februar 1763. Jede dieser drei Mächte bekam den Besiz alles dessen wieder, was sie durch das Glük der Waffen verloren hatten; und folglich ward Sachsen wieder dem Könige von Polen eingeräumt.

So endigte sich dieser ewig merkwürdige Krieg, der ganzer sieben Jahre dauerte, der dem österreichischen Hofe hundert und sechs und zwanzig Millionen Thaler kostete, und dem Konige hundert und vierzehn; der in

so viel Ländern Verwüstung und Elend verbreitete; in welchem so viel tausend Menschen und eine Menge von großen Offizieren und Generalen blieben.

Vom Anfange des Frühlings an, dachte man auf nichts als die Heimkehr, und alle Regimenter machten sich auf den Weg nach ihren Besazzungen. Der König kam nach Berlin, wo sich in einer siebenjährigen Abwesenheit eine Menge von Geschäften für ihn gehäuft hatte.

Mein Regiment ging mit der pommerschen Kolonne. Ich war von meiner Wunde fast völlig wieder hergestellt. Ich verließ Breslau, um unterwegs zu meinem Regiment zu kommen, und schrieb an den König, und bat ihn um Befehle in Ansehung unsrer weitern Bestimmung.

Wir sollten uns nach Stettin begeben: aber auf unsrer ersten Station vor dieser Stadt händigte mir der Generalmajor Ramin, der diese Kolonne führte, die Befehle des Königs ein: der Inhalt derselben war, mein Regiment solle unter die Pommerschen vertheilt und meine Offiziere verabschiedet werden.

Es giebt wenig Begebenheiten in meinem Leben, die mir unangenehmer gewesen wären. Sie war mir um so kränkender, je weniger ich sie vermuthete. Wir legten funfzehnhundert an der Zahl die Waffen nieder. Ich hatte so viel Sorgfalt auf dieses Regiment verwandt, daß es in eben so guter Ordnung und vielleicht

in besserm Stande war, als viele von den ältern. Man vertheilte die Soldaten: und meine Offizier und ich, vierzig an der Zahl, wovon wenigstens zwei Drittheile die Ehrenvollen Beweise ihrer Tapferkeit an sich trugen, wurden für frei von unsrer Verbindlichkeit erklärt, oder um mich lakonischer auszudrükken, verabschiedet.

Indessen ließ uns der General Ramin in Erwartung näherer Befehle vom Könige, in Stettin Quartiere anweisen. Ich war ohne Zweifel höchst bekümmert, aber meine armen Offiziere waren es noch mehr, als ich selbst. Ich schrieb an den König ungefähr folgendes:

„Sire,

„Seit meiner Ankunft in Damm mit dem Regi„ment, dessen Anführer zu sein ich die Ehre hatte, „habe ich, den Befehlen gemäß, die Ew. Majestät „an den General Ramin geschikt haben, die Waffen „niedergelegt; da die Soldaten unter die übrigen „pommerschen Regimenter vertheilt werden sollen. „Allein, so sehr als billig durch das Schiksal meiner „Offiziere gerührt, nehme ich mir die Freiheit, Ew. „Majestät meine ehrfurchtsvollen Vorstellungen in „Betref ihrer zu Füßen zu legen, und Sie daran zu „erinnern, daß Sie mir am 20ten April 1758 ver„sprochen hatten, sie sollten im Frieden beibehalten „werden. Diese Verheißung hat mir den Vortheil „verschaft, daß ich in meinem Regiment lauter Offi-

„ziere habe, die durch ihr Verhalten, ihren Eifer,
„ihre Tapferkeit sich würdig gezeigt haben, einem so
„großen Monarchen zu dienen: Geruhen Sie, Sire,
„diese braven Männer mit ihrer Gnade zu beehren.
„Durch ihre Verabschiedung würden sie, meisten-
„theils, genöthigt werden, um Allmosen zu flehen.
„Was mich betrift; so bitte ich Ew. Majestät mir
„meinen Abschied und die Erlaubniß zu ertheilen,
„daß ich mich in irgend einem Winkel Ihrer Staa-
„ten begeben dürfe, wo ich ruhig das Ende meiner
„Laufbahn erwarten könne."

„Ich verharre mit der tiefsten Ehrfurcht,

„Ew. K. Majestät,

„Stettin, den 21ten März
1763."

„unterthänigster und gehorsamster
„Diener."

Zwei Tage darauf brachte mir eine Estafette einen Brief des Königs, den er mir bei seiner Abreise nach Berlin geschrieben, den man aber, aus Versehn einen Umweg durch Schlesien und Sachsen hatte nehmen lassen.

Seine Majestät befahlen mir in diesem Briefe mich geraden Wegs nach Berlin zu verfügen.

Ich war in Verzweiflung darüber, daß ich ihn nicht früher erhalten hatte. Dadurch wäre ich der Unannehmlichkeit entgangen, bei Vertheilung meines Regiments zugegen zu sein, und allen den Verdruß zu empfinden, der davon eine unausbleibliche Folge war.

Ich antwortete sogleich dem Könige, daß ich seine Befehle in Stettin allererst erhalten habe, und daß meine Gesundheit so schlecht sei, daß es mir unmöglich wäre diese Reise zu machen: Da ich aber nicht wolle, daß Seine Majestät mich zu den Leuten rechnen, die, unbeständig und unentschlossen, ohne Beweggründe alle Augenblikke ihre Meinung ändern; so bäte ich Sie, mich mit einer Antwort auf meinen Brief vom 21ten März zu beehren.

Ich hatte nicht lange darauf zu warten. Seine Majestät schrieb mir sehr gnädig, daß er nicht habe unterlassen können, mein Regiment unter die alten zu vertheilen, die eine Verstärkung nöthig hätten; daß meine Offizier auf Pension gesezt werden sollten, bis sich Gelegenheit darböte, sie irgendwo anzustellen: was mich ins besondre betreffe, so antwortete er mir nichts auf den Punkt wegen meines Abschieds; sondern befahl mir, so bald es meine Gesundheit erlaube nach Berlin zu kommen und mich dort anzusezzen, mit dem Zusaz, daß das Patent eines Generalmajors mich dort nebst dem Gehalt erwarte, das mit diesem Range verknüpft ist.

Ich traf also mit meiner Frau und meinem Sohn alle erforderliche Verfügungen, mich den erhaltnen Befehlen gemäß verhalten zu können.

Der König war noch in Berlin: er nahm mich auf das schmeichelhafteste auf und ernannte mich zum Generalmajor in der Armee nebst dreitausend Thalern Gehalt. Bald nachher reiste er nach Potsdam, und da ich wegen meines gelähmten Arms das Bad brauchen mußte; so entschloß ich mich nach Freienwalde zu gehn.

Bei meiner Rükkehr riefen mich Seine Majestät zu sich, und behielten mich bis zum zwanzigsten December bei sich, zu welcher Zeit man sich gewöhnlich nach Berlin zum Karneval begiebt.

Niemals sind die Feste, welche dann in dieser Hauptstadt statt haben, zahlreicher oder prachtvoller gewesen. Es befanden sich viel Fremde von verschiedenen Nationen da; und Minister kamen fast von allen europäischen Höfen, um dem Könige zu dem glüklicherfolgten Frieden Glük zu wünschen.

Derjenige, welchen der Großherr in eben dieser Absicht sandte, hielt seinen Einzug zu Pferde, geführt von dem Adjutanten des Königs, der ihn an der Gränze empfangen und auf dem übrigen Theil des Weges für ihn bezahlt hatte. Ein zahlreicher Haufe ging vor ihm her und folgte ihm auch zu Pferde bis zu den Palast, den man zu seiner Wohnung fertig gemacht hatte. Um ihm Ehre zu erweisen und zugleich aller Unordnung vorzubeu-

gen, gab man ihm eine Wache von funfzig Mann unter einem Offizier von der Besazzung. Den Tag nach seiner Ankunft ward er von dem ersten Kammerherrn, Baron von Pöllniz in einer Kutsche mit sechs Pferden, hinter welcher noch einige andre mit Leuten von seinem Gefolge fuhren, beim Könige zur Audienz geführt. Als er im Saal erschien, stellte sich der König an die Seite des Throns und stüzte sich, stehend mit einer Hand auf einen Tisch. Er sezte seinen Hut auf; und da der Baron von Pöllniz den Gesandten vorgestellt hatte; so erklärte der Dollmetscher die Rede desselben.

Im Afange dieser Zeremonie herrschte ein grosses Stilschweigen: aber plözlich drangen die Leute vom Gefolge des Gesandten, denen man den Eintritt in den Saal nicht hatte erlauben wollen, damit nicht das Gedränge zu groß würde, mit Gewalt in die Thüren und schrien, sie müßten den König sehn. Man ließ sie hinein und sie stellten sich hinter den Gesandten.

Das Geräusch hörte auf; und der Graf von Fink, erster Minister des Königs, antwortete auf die türkische Rede vermittelst eben des Dollmetschers.

Der Gesandte, anstatt sich fort zu begeben, erstieg die Stufen des Thrones, näherte sich ohne Umstände dem Könige und küßte ihm den Arm, woran sich alle, die gegenwärtig waren, belustigten. Der König selbst konnte sich nicht des Lächelns enthalten.

Darauf machte der Gesandte die eingeführten Verbeugungen, und ging mit den Leuten von seinem Gefolge fort, die eben so vergnügt als er darüber zu seyn schienen, daß sie den König gesehn hätten. Der Baron von Pöllniz führte ihn wieder in seinen Pallast, wo ein sehr grosses Mittagsmahl auf ihn wartete das Seine Majestät ihm hatten zubereiten lassen, und verschiedene von uns, waren, nach den dazu gegebenen Befehlen, dabei zugegen.

Unsre Gerüchte waren nicht nach seinem Geschmak. Er wünschte daß wir von denjenigen essen möchten, die seine Köche bereitet hätten: allein diese schmekten uns noch weit weniger. So bediente sich also ein jeder nach seinem Belieben; und es schmekte uns allen gut auf diese Weise.

Das Porzelan und der Nachtisch gefielen diesem otomanischen Minister dennoch sehr. Er bemächtigte sich desselben, ließ es durch seine Leute forttragen und sagte, daß ihm das gehöre. Den folgenden Tag ließ er dem Könige die Geschenke des Großherrn übergeben. Sie bestanden in einigen Stükken türkischer Zeuge, und einem Duzzend schlechter Pferde, welche er wie man sprach, in Polen statt der mitgegebenen, die er zu seinem Vortheil verhandelt hatte, wieder angekauft haben sollte. Er besaß eine unglaubliche Geldgierigkeit: Auch kostete er dem Könige, die vier Monate hindurch, die er in Berlin zubrachte, vierzigtausend Thaler; und die prächtigen

Geschenke, welche ihm für den Großherrn mitgegeben wurden, beliefen sich an Werth wenigstens eben so hoch.

Gegen diese Zeit schrieb mir mein Bruder, aus Schweden, daß man dort Anstalten zu einem neuen Reichstage mache; daß die Nation im Ganzen mit der Regierungsverwaltung sehr unzufrieden sei; daß man das eben so sehr über den Krieg sei, den man auf Anrathen des französischen Hofes mit dem Könige von Preussen geführt habe; daß man mit Unwillen auf die ungeheuren Ausgaben blikke, welche dieser Krieg veranlaßt habe, ohne irgend einigen Vortheil zu bringen; daß man endlich eben so sehr durch das schändliche Betragen des schwedischen Heers in Unwillen gesezt, als erniedrigt sei, da, einige tapfre Offizier ausgenommen die an der Spizze kleiner Haufen einige trefliche Thaten verrichtet hatten, der ganze übrige Theil sich bloß durch Uuwissenheit und Unentschlossenheit ausgezeichnet habe.

Seine Meinung war, ich solle jezt für mich thätig seyn und die günstige Stimmung unsrer Nation benuzzen. Er versicherte mich, ihr wären jezt die Augen über die verflossenen Begebenheiten aufgegangen; dennoch habe er, ungeachtet seiner bisherigen Bemühungen, erst einen einzigen Punkt in Betref meiner auswirken können, nemlich die Zurüknahme des Befehls an die schwedischen Minister an freinden Höfen, mich zurükzufordern und allenthalben, wo ich seyn möchte, aufs heftigste zu verfolgen.

Diese Art von zurükgenommnem Schritt geschah äusserst sonderbar. Man erklärte, das Verbrechen, dessen ich beschuldigt und überwiesen sei, sei zwar von der Art, daß es nie vergeben werden könne: allein wegen meiner Familie wolle man mich doch in einem fremden Lande in Ruhe lassen. Ich lasse von dieser Erklärung die beschimpfenden Ausdrükke fort, in denen sie abgefaßt war.

Nach dem Briefe meines Bruders bat ich Seiner preussischen Majestät, ihrem Minister dem Baron von Coccej, der schon nach Stokholm abgereist war, den Befehl zu geben, daß er sich für die Aufhebung meines Processes verwenden möchte. Zu gleicher Zeit wandte ich mich an einige Freunde in Rußland, und auf ihr Bitten gab die Kaiserinn dem Grafen Ostermann ihrem Gesandten in Stokholm, den Auftrag, nach bestem Vermögen die Verwendungen des preussischen Ministers zu unterstüzzen. Der Antheil, den zwei grosse Mächte an meinem Schiksal nahmen, mußte ohne Zweifel meine Feinde auf andre Gedanken bringen, die mich ohne persönlichen Beweggrund haßten und ich schmeichelte mir mit glüklichem Erfolge. Der Baron von Coccej meldete mir bald, daß der Reichstag eröfnet sei; daß der Graf Ostermann ihm die Befehle seiner Monarchinn in Ansehung meiner mitgetheilt, daß sie beide schon bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten eine Vorstellung meinetwegen eingereicht hätten; daß aber dieselbe sehr

überflüssig sei, da auf dem Reichstage nur ein Duzzend einzeln Männer von Adel wären, die noch ihre Feindschaft und Wuth gegen mich beibehalten, alle übrigen Mitglieder dieser Versammlung hätten einmüthig beschlossen, aus dem schwedischen Jahrbüchern die schrekklichen Begebenheiten auf den Reichstage von 1756 auszutilgen; das Vergangene in eine ewige Vergessenheit zu begraben, allen denen völlige Amnisüe zu bewilligen, die in dieser Zeit unglüklich geworden wären, und ihnen alles wiederzugeben, was man ihnen damals genommen hatte; endlich, da man das Leben denen nicht wiederschaffen könne, denen man es damals genommen habe, wenigstens ihre Familien wieder in Besiz ihrer Güter und Würden zu sezzen.

So endigte sich zu meinem Trost eine Angelegenheit, bei welcher ich öfter als einmal in Gefahr gewesen war, meinen Kopf zu verlieren. Ich bezeugte allen denen, die sich so großmüthig für mich verwendet hatten, meinen innigsten Dank; und faßte den vesten Entschluß den übrigen Theil meiner Tage dem Dienst des Königs von Preussen, meines ersten Wohlthäters zu widmen.

Ich sezte mich in Berlin an, wo alle meine Geschäfte darinn bestanden bei den Musterungen zugegen zu seyn, die der König jährlich im Mai mit seinen Völkern vornimmt, und mich im Anfange des Herbsts nach Potsdam zu den Waffenübungen zu verfügen.

Berlin ist ohne Widerrede eine der schönste Städte in Europa. Man findet daselbst eine sehr liebenswürdige Gesellschaft. Der Adel und die Fremden von Stande sind stets einer guten Aufnahme an dem Hofe der Königinn gewiß, einer Fürstinn, die wegen ihrer Frömmigkeit, Menschlichkeit, Liebe zu den Unglüklichen, wegen ihrer sanften, feinen und immer gleichen Sitten unendlich ehrwürdig ist: und alle Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses tragen nicht weniger zu den Annehmlichkeiten dieses reizenden Aufenthalts bei. Allein ich habe stets so viel Geschmak an der Landwirthschaft gefunden, daß ich mich entschloß in der Gegend von dieser Hauptstadt ein Landgut zu kaufen. Ich brachte einen Theil des Sommers daselbst mit meiner Frau zu; und verbesserte meine Besizzung so gut, daß ich meine Einkünfte davon verdoppelte.

Dennoch war dieses patriarchalische meinen Neigungen so angemessene Leben nicht von langer Dauer: der König that mir in einem Schreiben den Vorschlag, eine Reise nach Schweden zu thun. Seine Majestät stand damals in sehr genauer Verbindung mit dem russischen Hofe; und da dieser Hof gewahr geworden war, daß der schwedische an dem französischen Sistem und Interesse blinden Antheil nahm; so glaubte man, daß ich vielleicht geschikter als irgend ein andrer dazu wäre, eine Veränderung in den Gemüthern zu bewirken. Die Königinn von Schweden vermochte sehr viel über den König; und

man wußte, daß diese Fürstinn ehedem in mich viel Zutrauen gesezt hatte.

Ich nahm diese Art von politischer Sendung um so williger an, da ich in den Gränzprovinzen Verwandte, Freunde und Güter hatte die ich gar sehr wünschte, wiederzusehn: aber ich bat den König, daß er mir erlauben möchte, nicht nach Stokholm selbst zu gehn, im Fall daß ich vorausseyn könnte, daß meine Verhandlung unnüz seyn würde. Ich wollte mich bei einem an Frankreich ergebenen Hofe keinem kalten Empfange aussezzen, und überdem war die Wunde meines Herzens noch nicht völlig geheilt. Seine Majestät stellten es mir frei, nach den Umständen zu verfahren.

Ich reiste mit meiner Frau ab und so bald ich den schwedischen Boden betrat, sah ich, daß meine Vermuthung nur gar zu gegründet war. Ich schrieb blos an Seine schwedische Majestät daß ich häuslicher Angelegenheiten halber in mein Vaterland gekommen, daß es mir aber, da ich sogleich nach Berlin zurükreisen müste, unmöglich sei, mich ihm zu Füssen zu werfen.

Seine Majestät antworteten sehr guädig: und legten mir zugleich den grossen Degenorden bei.

Ich besuchte meine Verwandten und einige meiner alten Freunde. Ich traf einige Verfügungen wegen meiner Güter, die seit zehn Jahren von Bedienten verwaltet waren: und hernach kehrte meine Frau nebst mir wieder nach Berlin zurük, wo wir unsre vorige Lebens-

art und unsre gewöhnliche Beschäftigung wieder anfingen.

Indessen faßte der Prinz Heinrich den Vorsaz, die Königinn von Schweden seine Schwester zu besuchen, die er sehr zärtlich liebte. Er sprach mit mir davon und gab mir sogar den Auftrag, daß ich den Antrag übernähme. Also schrieb ich dem Großmarschall des Stockholmer Hofes, dem Grafen von Biellke, der mir antwortete, daß Seine Königliche Hoheit überzeugt sein könne, daß seine Schwester, der König, die ganze königliche Familie und alle Schweden sich eben so sehr dadurch geschmeichelt finden, als entzükt darüber sein würden, wenn sie das Glük hätten, dieselben zu sehn, und einige Zeit zu besizzen.

Nach diesem Briefe entschloß sich der Prinz, die Reise nach Schweden zu unternehmen, und hielt beim Könige, seinem Bruder, um die Erlaubniß dazu an, daß ich ihn begleiten dürfte. Außerdem nahm er in sein Gefolge noch zwei Adjutanten, zwei von seinen Hofkavalieren, einen Sekretär und einen Arzt.

Wir reisten mitten im Sommer von Berlin ab. Da wir in Anklam waren, welches die lezte Stadt in des Königs Staaten an der schwedischen Gränze ist; so besuchte der Prinz die Gräfinn von Schwerin, die Wittwe des Feldmarschalls, der in der Schlacht bei Prag geblieben war, und indem wir ein Frühstük einnahmen, was sie uns vorsezzen ließ, meldete man einen schwedi-

schen Obersten, der gekommen war, um Seine königliche Hoheit zu empfangen, und dieselben bis nach Stockholm zu führen.

Wir reisten nach Greifswalde, wo der Gouverneur von schwedisch Pommern, der Graf von Lieven, den Prinzen empfing und zur Mittagstafel einlud.

Nach aufgehobener Tafel besahn wir die Akademie und Bibliothek; und gegen Abend kamen wir unter Abfeurung des Geschüzzes nach Stralsund. Man erwies dem Prinzen eben dieselben militärischen Ehrenbezeugungen, wie dem Könige selbst, und so hatten Seine Majestät befohlen, ihn allenthalben zu empfangen, wo er durchreisen würde.

Der Contreadmiral, Graf von Wrangel kam mit einem Linienschif von siebzig Kanonen nebst zwei Fregatten, um ihn nach Schweden überzusezzen. Man hatte zugleich den Hofmarschall, Grafen von La Gardie, und zwei Kammerherrn mitgeschikt.

Der Prinz ruhte zwei Tage in Stralsund aus, wo er beim Gouverneur wohnte; und von da an gab der König von Schweden alle Reisekosten, und sorgte dafür, daß wir allenthalben eine sehr wohlbesezte Tafel fanden.

Wir schiften uns auf das Schif des Admirals ein, wo man für den Prinzen ein Zimmer zubereitet und gehörig möblirt hatte. Auch wir wohnten sehr gut im Schiff. Die Wagen und Kutschen wurden auf die bei-

den Fregatten gebracht. In der Nacht lichtete man die Anker und wir seegelten mit einem günstigen, aber so gelinden Winde, daß wir zwei Tage in See blieben.

Der Admiral ließ zur Belustigung des Prinzen während der Ueberfahrt, die Schiffe einige Kriegsübungen vornehmen, und den dritten Tag kamen wir in Carlskron an. Bei der Einfahrt in den Hafen kündigte der Admiral die Ankunft Seiner königlichen Hoheit durch einen Kanonenschuß an, und die ganze schwedische Flotte antwortete darauf. Sie gab mehr als tausend Kanonenschüsse.

Wir legten uns vor Anker: und sogleich kamen einige Schalupen, um den Prinzen nebst seinem Gefolge ans Land zu sezzen. Der Graf von Wrangel sagte mir zum voraus, daß der Feldmarschall, Graf von Fresen komme, um von Seiten des Königs dem Prinzen zu seiner Ankunft Glük zu wünschen, und daß er sich in der ersten Schalupe befinde. So bald er in unser Schiff getreten war, ging ich ihm entgegen, um ihn zu umarmen. Ich wußte sehr wohl, daß er viel Feindschaft gegen mich bezeigt hatte, und daß mein Todesurtheil auf dem Reichstage 1756 durch seine Hände gegangen war: aber durch diesen guten Empfang, den er vielleicht nicht erwartete, wollte ich ihn überzeugen, daß ich alles Vorige völlig vergessen habe, und daß mein Herz unfähig dazu sei, Feindschaft und Haß zu behalten.

Wir wurden hernach gute Freunde: er schenkte mir sein Zutrauen, und ist sich immerfort gleich geblieben. Diese Gerechtigkeit muß ich ihm hier, wie so vielen andern wiederfahren lassen, mit welchen ich bei dieser Reise meine Bekanntschaft und Freundschaft erneuete. Ich beeiferte mich, ihnen bei jeder Gelegenheit zuvorzukommen; und kam allen ihren Wünschen entgegen.

Ich führte den Graf von Fresen zum Prinzen, um ihn vorzustellen. Seine königliche Hoheit befand sich nebst dem ganzen Gefolge in dem Saal des Schiffes um ihn zu empfangen. Der Marschall hielt an ihn eine sehr artige Anrede und der Prinz beantwortete sie mit jener Zaubervollen Anmuth und Feinheit, welche an ihm bekannt ist.

Wir verließen das Schiff, welches uns hinübergefahren hatte, und da der Prinz in die Schalupe stieg, ließ der Admiral hundert Kanonen abfeuern.

Wir gingen in die Stadt durch eine erstaunliche Menge Volks. Die Admirâle, die Offiziers der Flotte, die Besazzung und eine Menge von Vornehmen, die aus ihren Provinzen gekommen waren, um dem Prinzen ihre Aufwartung zu machen, fanden wir auf unserm Wege.

Der Reichsrath, Graf von Sainclair empfing ihn bei dem Hause, das man zu seiner Wohnung zurecht gemacht hatte, und hielt im Namen der Königinn seiner Schwester eine kurze Anrede an ihn.

Wir hielten uns zwei Tage in Carlskron auf, bis die Wagen und Kutschen, die man auf die Schiffe vertheilt hatte, angekommen und wieder in Stand gesezt waren. Der Prinz nuzte diese Zeit um alle Anstalten bei der schwedischen Flotte und die bewundernswehrte Lage des Hafens zu sehn.

Ich glaube nicht, daß irgend einer in der Welt eine vortheilhaftere Lage hat. Das Bekken, wo die Flotte liegt, kann zwei hundert Kreigsschiffe fassen; und der Hafen ist so gebauet, daß man vermittelst einer Brükke, an welcher alle Schiffe befestigt sind, hineingeht, in welches man will. Zwei gegeneinander liegende Forts schüzzen den Eingang dieses Bekkens, welches in dieser Rükficht viel Aehnlichkeit mit der Enge der Dardanellen hat, ihnen aber in Ansehung der Bauart und der Anordnung sehr überlegen ist, wenn man nach den Nachrichten des Barons von Tott darüber urtheilt. Die Entfernung von einem Fort bis zum andern beträgt beinahe einen Kanonenschuß, und an beiden Seiten ist eine Batterie mit der Wasserebene gleich, von hundert Vierundzwanzigpfündern, die von hinten durch gute Wälle gedekt wird.

Die Stadt Carlskron ist auf einen Felsen gebauet, und wenn die Brükken zerstört sind, durch welche sie mit dem festen Lande zusammenhängt; so ist die Stadt unüberwindlich.

Man hat in dem Felsen Hölungen angebracht, in welche die Schiffe, wenn sie ausgebessert werden müssen, durch Schleusen hinein und herausgelangen können.

An allerbewunderungswürdigsten aber ist ein ungeheurer Bezirk, den man am Ufer des Meers erbauet hat, und in welchem vierzig Schiffe im Troknen liegen können, bis man sie ausrüsten und sich ihrer bedienen will. Alsdann öfnet man die Schleuse; und das Wasser, welches durch Kanäle hineintritt, erhebt allmählig die Schiffe, und stößt sie von dem Orte, wo sie erbauet sind, ins volle Meer. Dieses Werk ist warlich des Genies der alten Römer würdig. Wir durchliefen es, indem wir das Wasser des Meers mehr als dreißig Fuß hoch über unsern Häuptern hatten.

Der Prinz fertigte einen seiner Kavaliere ab, um in seinem Namen den König und die Königin zu komplimentiren, und so bald unsre Kutschen im Stande waren, sezten wir unsre Reise fort. Der Graf von Sainclair und der Marschall von Fresen begleiteten uns bis Stockholm.

Der Hofmarschall sorgte dafür, daß wir allenthalben eine vortrefliche Tafel fanden, und immer lieber bei einem guten Edelmann als in den Posthäusern abstiegen, wo wir nicht so bequem hätten wohnen können. Einige von denen, bei welchen wir unterwegs einkehrten, hatten Häuser wo die Anordnung, der Reichthum

und der Geschmak in dem Hausgeräth um nichts geringer waren, als man sie anderswo findet.

Die Königinn kam auf unsrer lezten Station dem Prinzen entgegen, und sie speisten zusammen zu Mittage.

Der Hof war zu Drottningholm, wo er gewöhnlich die angenehme Jahrszeit zubringt. Wir kamen gegen Abend daselbst an. Die Prinzen, die Prinzessinnen und eine Menge von grossen Herren waren beim Empfange des Prinzen zugegen. Die Königinn führte ihren Bruder in des Königs Zimmer; und nachher führte man auch uns hinein, um vorgestellt zu werden. Ich wurde besonders sehr gnädig vom Könige, von der Königinn und dem ganzen königlichen Hause aufgenommen.

Feste, Schauspiele, Spaziergänge, alles ward angewandt, um dem Prinzen seinen Aufenthalt in Drottningholm angenehm und seine Vergnügen mannigfaltig zu machen.

Man hatte festgesezt, vier Wochen dort zuzubringen; und nach der Zeit wollte man sich nach Stockholm begeben, von wo der Prinz sich vorgesezt hatte, gegen den Winter durch Dännemark zurükzugehn: allein man ward bald genöthigt, andre Verfügungen zu treffen.

Da die Kaiserinn von Rußland erfahren hatte, daß der Prinz Heinrich in Schweden sei; so hatte sie an den König von Preussen geschrieben: Sie hoffe, seinen Bruder jezt auch bei sich zu sehn, da er sich in ihrer Nach-

barschaft befände. So bald der König diesen Einladungsbrief erhielt, sandte er ihn sogleich durch einen Kourier Seiner königlichen Hoheit zu; so daß gar nicht weiter die Rede davon war, durch Dännemark zurükzukehren, sondern den Weg nach dem Belt zu nehmen.

Zugleich hatte die Kaiserinn durch ihren Minister in Stockholm, den Grafen von Ostermann das Anerbieten thun lassen, daß sie selbst zur Ueberfahrt nach Petersburg Schiffe schikken wolle; allein der schwedische Hof und die Königinn insonderheit, die mit Bedauern den Zeitpunkt näher rükken sah, wo ihr Bruder abreisen sollte, wollten alles geben, was zu dieser Reise nöthig wäre.

Da ich vorzüglich dieses zu besorgen hatte; so besprach ich mich darüber mit den Offizieren der Flotte. Es war schon spät im Jahr, und zu fürchten, die Schiffe möchten einfrieren, oder Stürme die im Herbst sehr häufig auf dem Belt sind, möchten uns nach einer Insel verschlagen, ohne daß es uns möglich wäre das feste Land zu erreichen. Es wurde beschlossen, auf Galeeren nach Finnland zu reisen, und von dort aus unsern Weg nach Petersburg zu Lande fortzusezzen.

Wir blieben noch vier Wochen in Stockholm, wo man dem Prinzen immerfort Feste, Schauspiele und Bälle gab, um ihm täglich jedes Vergnügen zu verschaffen, das nach seinem Geschmak wäre, und um den Gedanken zu verscheuchen, daß er sich bald von einer Schwe-

ſter trennen würde, die ihm ſo theuer war. Man ließ das Regiment der Leibwache vor ihm Waffenübungen anſtellen: man zeigte ihm ſorgfältig alles, was nur in dieſer Hauptſtadt ſehenswerth iſt, und der Kronprinz begleitete ihn nach Upſal, das zehn Meilen weit von Stockholm liegt, wo er die Akademie beſehn wollte.

Gegen das Ende des Monats September reiſten wir auf zwei Galeeren von Stockholm ab. Der Kronprinz und Prinz Friedrich wollten den erſten Tag unſrer Schiffarth mit ihrem Onkel darauf zubringen. Der Herzog von Südermanland reiſte damals in fremden Ländern und befand ſich gerade in Frankreich.

Den Tag nach unſrer Abfarth erhob ſich ein heftiger Sturm. Der widrige Wind nöthigte uns, einen Hafen zu ſuchen. Wir brachten zwei Tage auf einer Inſel zu, verließen dieſelbe aber wieder, ſo bald es das Wetter erlaubte; und nach einer Farth von achtundvierzig Stunden gelangten wir nach Abo, der Hauptſtadt des Herzogthums Finnland.

Dieſe Stadt hat einen Biſchof und ein Gerichtstribunal; auch hat daſelbſt der Statthalter der Provinz ſeinen Siz: aber ſie iſt wenig bevölkert. Man ſieht dort noch die traurigen Spuren von den Zerſtörungen und Verwüſtungen, die in dem ganzen Reich die blutigen und hartnäkkigen Kriege Karls XII verurſachten.

Im ganzen iſt die Provinz Finnland ſeither immer unglüklich geweſen: und es iſt ausgemacht, daß ſie drei-

mal so viel Einwohner und Einkünfte haben könnte, als sie jezt hat.

So bald unser Fuhrwerk im Stande war, sezten wir unsern Weg fort, immer noch auf Kosten des schwedischen Hofes. Wir legten funfzig Meilen zurük ohne anzuhalten, denn so weit ist es von Abo nach Hellsingfort.

Der Feldmarschall, Graf von Erensword empfing den Prinzen in dieser lezten Stadt unter dem Getöse der Kanonen: er führte ihn zu der Vestung, die er auf einem Felsen zur Bedekkung der Bucht hatte bauen lassen, worinn die schwedischen Galeeren liegen, und da er Seiner Königlichen Hoheit alle Ehrenbezeugungen erweisen wollte, die ihr Rang und ihre vortrefliche Eigenschaften forderten; so verwandte er auf diese Gelegenheit eine ausserordentliche Pracht: denn in dem Augenblik, wo der Prinz in die Vestung eintrat, wurden auf einmal zweihundert Stükke von vierundzwanzig und dreißig Pfunden gelöset; und das donnerte so fürchterlich, daß man allenthalben, außer auf einem Felsen, ein Erdbeben hätte besorgen können.

Die Begleitung aus Schweden folgte uns bis zur russischen Gränze. Dort aber fanden wir einen Kammerherrn der Kaiserinn, der gesandt war, um Seine königliche Hoheit zu empfangen, und ihm alles darzubieten, was er auf seiner übrigen Reise nöthig haben könnte.

Wir kamen nach Friedrichsham, und von Friedrichsham nach Wiburg; und auch die Gouverneurs dieser Stadt empfingen den Prinzen mit Kanonenschüssen. Endlich kamen wir, vier Tage nach der Abreise von den russischen Gränzen, in Petersburg selbst an.

Der Generallieutenant Bibikoff war auf die lezte Station gekommen, um Seiner königlichen Hoheit im Namen seiner Monarchinn Glük zu wünschen und uns in den Palast zu führen, den man zu unsrer Wohnung zurecht gemacht hatte.

Wir trafen daselbst den Großkanzler Graf von Panin, den auch die Kaiserinn dahin geschikt hatte, um in ihrem Namen Seiner königlichen Hoheit ihre Freude über seine Ankunft zu bezeugen. Ich bekam den Auftrag, sogleich Ihro kaiserliche Majestät zu komplimentiren. Der Graf von Panin, der mich sonst schon in Schweden gekannt hatte, nahm mich mit sich, um selbst mich der Kaiserinn vorzustellen, die sich gerade im französischen Schauspiel befand, wo man das „Gespenst mit der Trommel" spielte. Ich ward in ihre Loge gebracht, und indem ich sie eben anrede, rührt man die Trommel auf dem Theater. Ich schwieg still, weil ich glaubte, daß im Hause Feuer ausgekommen sei. Die Kaiserinn und alle die um sie waren, lachten laut auf, und ich that ein gleiches, da ich meinen Mißverstand einsah, und unterließ meine Rede, die ich kaum angefangen hatte.

Der Graf Panin führte mich hernach zum Großfürsten, der in seinem Zimmer war, und nach dem ich ihm im Namen des Prinzen mein Kompliment gemacht hatte, kam ich in unserm Palast zurük, wo man uns ein sehr köstliches Abendessen auftrug.

Den folgenden Tag begab sich Prinz Heinrich gegen Mittag nach Hofe, begleitet von mehreren Wagen mit sechs Pferden, und einer Menge von Pagen, Reitknechten und andern Personen zu Pferde. Die Wachen erwiesen ihm eben die Ehrenbezeugungen wie der Kaiserinn selbst: allein nach dieser ersten Audienz und einem sehr großen Mittagsmahl, das diese Monarchinn ihm an diesem Tage bei Hofe gab, dachten sie untereinander nicht weiter an Etikette oder Zeremoniel. Der Prinz speiste zu Mittag und zu Abend mit der Kaiserinn, wenn er wollte; und in seinem Palast, wir mochten da sein, oder nicht, war die Tafel Mittags und Abends immer gleich gut besezt. Ihro kaiserliche Majestät hatten alles so angeordnet, daß sich der Prinz nach Belieben ohne allen Zwang belustigen konnte.

Sie gab ihm Schauspiele und Feste aller Art.

Die Pracht dieses Hofes geht unendlich weit über die Vorstellung die man sich gemeinhin davon macht. Man urtheile darüber nach einem Fest, das dem Prinzen auf dem Lustschloß Czarkozelo gegeben wurde, welches vier deutsche Meilen weit von Petersburg liegt.

Nachdem wir bei Hofe zu Mittage gespeist hatten, sezte sich die Kaiserinn in einen unermeßlichen Schlitten, woran sechzehn Pferde zogen, und welcher bedekt und allenthalben mit Spiegeln umgeben war, wodurch das Bild aller Gegenstände gleichsam unendlich oft wiederholt ward. Der Prinz, der Großfürst, verschiedene Damen und Herren von Hofe, waren in diesem kleinen beweglichen Palast um die Kaiserinn versammlet, sechszehn Personen an der Zahl, und ich hatte die Ehre dabei zu sein.

Unser Schlitten brach auf, da es Abend ward. Da man zu diesem Fest alle Personen von Rang bei Hofe und in der Stadt eingeladen hatte; so folgten unserm Schlitten über zwei tausend andre, einer hinter dem andern. Alle waren dabei in Domino maskirt.

Ohngefähr tausend Schritt von Petersburg fanden wir einen Triumphbogen der sehr groß und erstaunlich erleuchtet war, unter welchem wir durchfuhren. Alle tausend Schritt hatte man immer einen neuen Ruheplaz angebracht, und so wie man sich demselben näherte; ward man auf der einen Seite eine stark erhellte Pyramide, und auf der andern einen Lustplaz gewahr, auf welchem Bauern und Bäuerinnen tanzten. Auf jedem dieser Lustplätze waren die Tanzenden von einer neuen Nation, die man an ihrem Kostum, ihren Tänzen und ihrer Musik sehr leicht erkannte. An der Spiz-

ze jedes Haufens sah man zwei Neuvermählte, wie auf einer Bauernhochzeit.

Endlich war in einiger Entfernung vom Schloß Czarkozelo ein sehr hoher Berg, der den Vesuv vorstellte, und von der Spizze desselben erhob sich ein Kunstfeuer, welches so eingerichtet war, daß es ununterbrochen brannte, bis alle Schlitten nach der Reihe vorbeigefahren waren.

Wir traten ins Schloß und der Glanz der Kerzen verblendete uns. Man tanzte in zwei weiten Sälen Menuetten, Polonoisen und englische Tänze zwei Stunden hindurch, und beim Schluß des Balls löste man an der Seite des Schlosses hundert Kanonen.

Darauf löschte man in weniger, als einer Minute alle Wachskerzen aus, und bat uns an die Fenster zu treten, von wo wir ein höchst prächtiges Feuerwerk abbrennen sahn, das fast eine Stunde dauerte, und sich wieder mit hundert Kanonenschüssen endigte.

Die Lichter wurden wieder angesteckt, und man tanzte noch bis Mitternacht, dann sezte man sich zur Tafel. Das Abendessen entsprach der Pracht des übrigen Festes. Es waren über fünfhundert Gedekke; hernach tanzte man wieder bis Morgens um vier Uhr.

Die Kaiserinn begab sich in ihr Zimmer. Der Großfürst, Prinz Heinrich und sein Gefolge, verschiedene Damen und Herren von Hofe, für welche man Zimmer im Schloß zurecht gemacht hatte, verschwanden zu

gleicher Zeit; und alle die nicht unterkommen konnten, reisten wieder nach Petersburg. Man ruhte den folgenden Tag aus, und den nachfolgenden kehrten wir in die Stad zurük, wo neue Vergnügen uns wieder erwarteten.

Der Prinz speiste fast täglich zu Mittage bei Hofe: zu Abend aber speiste er gewöhnlich mit der Kaiserinn in dem Gemach, was diese durchlauchtige Monarchinn ihre Einsiedelei nennt.

Diese nimmt einen ganzen Flügel des kaiserlichen Schlosses ein, und besteht in einer Gemähldegallerie, in zwei großen Zimmern zum Spiel, und einem andern wo man an zwei großen Confidenz Tafeln speiset, und diesen verschiedenen Stükken zur Seite ist ein bedekter und wohl erleuchteter Küchengarten. Man spaziert in diesem Garten zwischen Bäumen und einer ungeheuren Menge Blumentöpfe: man sieht und hört darinn Vögel von aller Art, vorzüglich Kanarienvögel. Man heizt vermittelst unterirrdischer Ofen, und troz des strengen Klima genießt man dort die sanfteste und gemäßigte Luft. Auch giebt es dort Ananas, Pomeranzenbäume, Citronen und Blumen von aller Art.

Dieses Gemach was schon an sich so angenehm ist, wird es noch mehr durch die daselbst herrschende Freiheit. Man ist da völlig ungezwungen: die Kaiserinn hat alle Etikette daraus verbannt. Man spaziert, man singt, und ein jeder thut, was am meisten nach seinem Ge-

schmak ist. Die Kaiserinn ißt nicht zu Abende: aber während des Essens spricht sie gewöhnlich mit denen, die zu Tische sizzen.

Ich hatte oft die Ehre, mich mit ihr zu unterhalten: und in einem dieser vertrauten Gespräche hatte sie die Gnade, mir eines Abends die Geschichte der lezten Staatsveränderung zu erzählen. Ihre Sprache, ihre Augen, ihr Gesicht, ihre Stellung, kurz alles an ihr mahlte die heftige Bewegung, welche diese große Fürstinn im Innersten ihres Herzens empfand. Ich sah in ihrer ganzen Erzählung, Reinheit, Rechtschaffenheit, Wahrheit und Kunstlosigkeit.

Diejenigen, welche, wie ich, das Glük gehabt haben, sich ihr zu nähern und ihre wahren Gesinnungen auszuforschen, lassen ihr die verdiente Gerechtigkeit widerfahren: aber der große Haufen, der nie anders, als nach dem Schein zu urtheilen versteht; aber die Boshaften, die nicht an die Tugend glauben, und die allenthalben nur Schwärze und Verbrechen sehn; aber die auswärtigen Nationen, denen die geheimen Triebfedern und wahren Ursachen von Begebenheiten nur sehr spät, und oft nach Jahrhunderten erst bekannt werden. — Diese haben mit einer übermäßigen Strenge über sie gerichtet. Die billigere, partheilosere Nachwelt wird sie ohne Zweifel bloß beklagen.

Peter III war kein Fürst, dessen Genie zur Verwaltung eines so weitläuftigen Reichs, wie das russische,

weitumfassend genug gewesen wäre. Indessen (ich selbst bin ein Zeuge seines Verhaltens beim Antritt seiner Regierung) that er Anfangs nichts, das nicht weise war, nichts, das nicht einen Monarchen ankündigte, der sein Volk liebte und sich mit dessen Glük beschäftigt; nichts, wodurch er nicht die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung fremder Nationen gewann.

Wenn er sich irrte, so erlaubte er, daß diejenige, welche er mit seinem Zutrauen beehrte, es ihm zeigten; und er kehrte gern von seinen Irrthümern zurük, weit entfernt davon, seinen Ruhm in einer steten Untrüglichkeit zu suchen. Ich habe Beweise davon bei verschiedenen wichtigen Thatsachen, die ich aber nicht anführen darf.

Er war starker Zuneigungen fähig; und selbst bei denen, die er nicht liebte, oder über die er glaubte, sich zu beklagen zu haben, erkannte er laut und freimüthig die guten Eigenschaften und die Dienste an, die sie ihm und dem Publikum schäzbar machten.

Auch war man in den ersten Zeiten sehr mit ihm zufrieden: und die Vergleichung seines Betragens mit dem Benehmen der Elisabeth seiner Vorgängerinn fiel gänzlich zu seinem Vortheil aus. Man achtete sich glüklich, ihn zum Monarchen zu haben, und man erwartete jede Art von Glük unter seiner Regierung. Allein sehr bald verwandelte er sich. Er hatte, wie ich schon erzählt habe, die Comtesse W... zur Maitresse, und

unvermerkt überließ er sich ihrem ganzen Eigenwillen, ohne Maaß darinn zu halten. Er ergab sich dem Trunk. Jeder Tag wurde unter Festen und Lustbarkeiten verlebt. Er lebte blos für den Zirkel seiner Günstlinge von beiden Geschlechtern, die seine Neigungen und seinen Geschmak hatten.

Die Kaiserinn mußte das anstößig finden, und es war sehr schwer ihren Unwillen und ihre gerechte Empfindlichkeit völlig in sich zu verschließen. Die Gemüther verbitterten sich immer mehr und mehr. Der Kaiser war, seiner Maitresse halben, unerträglich geworden; und um ungehinderter seine Leidenschaften zu befriedigen, faßte er den Entschluß, sich auf einmal die Kaiserinn und seinen Sohn den Großfürsten vom Halse zu schaffen, besonders sprach er von dem leztern auf eine Art, die sich im mindesten nicht für einen Monarchen ziemt.

Man erfuhr, er habe die Absicht, sie in das innerste Siberien zu verweisen und dort einsperren zu lassen, und dann seine Maitresse zu heirathen.

Der Graf von Panin, Gouverneur des Großfürsten, den der Kaiser seit einiger Zeit ziemlich übel behandelte, und seine Nichte die Prinzessinn von Aschkow, obgleich die Schwester der Favorite, waren die ersten welche die Idee und den Plan zu einer Regierungsänderung entwarfen.

Bald verband sich mit ihnen eine Menge von Mißvergnügten oder vielmehr von Personen, welche der Kaiserinn ergeben waren.

Die beiden Orlow, denen es weder an Kühnheit noch an Muth fehlte, bedienten sich bei dieser Gelegenheit der ganzen Gewalt, die sie über das Gemüth der Kaiserinn besaßen, rissen sie, so zu sagen, ohne ihren Willen hin, und zwangen ihr die Einwilligung dazu ab, daß man für ihre und ihres Sohns Sicherheit besorgt wäre.

Der Kaiser mit seinem Serail in Oranienbaum eingesperrt, machte eine Art von Kapitulation. Er entsagte dem Thron, und verpflichtete sich, bloß in das Herzogthum Hollstein sein Erbland zurükzugehn: allein diejenigen, welche diese Angelegenheit geleitet hatten, überlegten hernach ihren persönlichen Vortheil. Sie befürchteten, wenn sie diesen Fürsten ruhig abreisen ließen; so möchte er einst, durch irgend eine große Macht unterstüzt, wieder den Thron in Besiz nehmen, von dem man ihn verstossen hatte, und dann möchten sie selbst schimpflich auf einem Schaffot ihr Leben enden. Sie entschlossen sich also, ihn aus dem Wege zu räumen, und sein Tod ward als die Wirkung einer Hämorrhoidalkolik oder eines Schlagflusses dem Publikum bekannt gemacht. Ich weiß die besondern Umstände zum Theil von denen, die bei dem elenden Ende Peter III entweder selbst thätig oder Augenzeugen davon gewesen sind.

Seit dieser Zeit sizt Katharine II auf dem russischen Thron; und niemals ist dieses unermeßliche Reich von einer Fürstinn regiert worden, welche mehr die Bewunderung des ganzen Europa und die Liebe aller ihrer Unterthanen verdient hätte. Was hat sie nicht bis jezt geleistet! durch wie viel trefliche Thaten und heilsame Anordnungen hat sie nicht den Ruhm ihrer Regierung verewigt! Wenn die heutigen Russen keine Aehnlichkeit mehr mit ihren Vorfahren in verflossenen Jahrhunderten haben; so muß man Peter I, so muß man Katharinen II vorzüglich diese erstaunliche und unbegreifliche Verwandlung zuschreiben.

Diese erhabene Fürstinn vernachläßigte nichts, was dem Prinzen Heinrich seinen Aufenthalt in Petersburg angenehm machen konnte. Täglich gab sie ihm irgend ein neues Fest, oder verschafte ihm irgend ein neues Vergnügen.

Sie feierte den 18ten Jänner ihren Geburtstag; und bei dieser Gelegenheit schikte sie ihm einen sehr großen Brillianten, welchen die Kenner vierzigtausend Thaler werth schäzten: das Bildniß Ihrer Kaiserlichen Majestät war in diesen Ring eingefaßt.

Sie machte ihm viele andre reiche Geschenke, zum Beispiel den Orden des heiligen Andreas, dessen Platte ganz und gar mit schönen Brillanten besezt war, die vollständige Sammlung aller goldnen russischen Schaumünzen, prächtige Pelze von Zobeln und schwarzen

Füchsen, nebst verschiedenen andern Sachen von großem Werth.

Die Großmuth der Kaiserinn erstrekte sich auf alle die, welche den Prinzen auf seiner Reise begleitet hatten, oder in seinem Dienst waren. Ich erhielt einen Zobel und eine goldne Tabatiere mit Diamanten besezt. Die Adjutanten und die Kavaliere des Prinzen erhielten ebenfalls prächtige Dosen; unter die Bedienten endlich wurden hundert Dukaten vertheilt.

Seine Königliche Hoheit wünschten vor der Abreise aus Rußland noch Moskau zu sehn, das hundert deutsche Meilen weit von Petersburg liegt. Die Kaiserinn befahl sogleich alles, was ihm nur diese Reise angenehm machen konnte, und die Verfügungen wurden so wohl genommen, daß der Prinz innerhalb weniger als vier Tagen in Moskau ankam. Seine Königliche Hoheit verweilten daselbst vierzehn Tage, und man gab unterdessen unaufhörlich die glänzendsten Feste. Der Prinz besah dort alles, was seiner Wisbegiede und seiner Aufmerksamkeit würdig sein konnte, und kehrte hernach eben so schnell zurük, als er hingereist war. Zu meinem grossen Bedauern war ich nicht bei dieser Reise zugegen: eine Krankheit hielt mich in Petersburg zurük. Ich mußte einige Tage das Zimmer hüten; so bald ich aber wieder hergestellt war, ließ mich die Kaiserinn nach Hofe einladen, wo ich meine Zeit sehr angenehm verlebte.

Der Prinz ward bei seiner Rükkehr von Ihrer Kaiserlichen Majestät mit den vorigen Beweisen ihrer Achtung und ihrer Zuneigung empfangen; und die Feste nahmen wieder ihren Anfang. Aber nicht alle Zeit wurde den Vergnügen gewidmet, auch die politischen Angelegenheiten kamen an die Reihe; und damals wurde der berühmte Theilungstraktat von Polen entworfen und zu Stande gebracht, den man hernach mit einem erstaunlichen Glük vollführen sah, ohne daß irgend eine Macht es hätte verhindern können.

Jedermann kennt die Zerstükkung der Republik Polen, durch Oesterreich, Rußland und Preussen.

Was soll man davon denken? Ich kann und will nicht diese politische Aufgabe hier auseinandersezzen. Nur das will ich sagen: jeder Staat, in welchem Zwietracht und innere Kriege herrschen, muß früh oder spät in Nichts versinken oder der Raub seiner Nachbaren werden; und zum Heil der polnischen Nation begnüge ich mich mit dem Wunsch, daß sie einst ihre vorige Verfassung verbessern möge. Wie kann wohl ein Land glüklich werden, wo der Monarch mit den rechtschaffensten und reinsten Absichten fast aller Mittel beraubt ist; wo sich die monarchische Macht mit der republikanischen nicht so wohl gegenseitig mäßigt, als vielmehr durchkreuzt und gerade gegeneinander läuft; wo alles entweder Herr oder Sklave ist, wo die innern Uneinigkeiten ewig sind und sich unaufhörlich erneuen!

Der Prinz wünschte noch vor seiner Abreise die berühmte Insel Kronstadt zu sehn, die vier teutsche Meilen von Petersburg liegt. Hier gründete Peter I die russische Seemacht. Das Gebäude kann funfzig Linienschiffe enthalten; aber das schwedische behält den Vorzug. Die Galeeren befinden sich an einem andern Ort. Ohne alle Nationalvorliebe fand ich, daß die Russen noch weit davon entfernt wären, sich in Ansehung der Seemacht mit uns messen zu können.

Endlich reisten wir gegen Ende des Februars von Petersburg ab. Der Winter war sehr strenge: allein wir hatten vortrefliche Schlitten. Die Wagen wurden auf Schlittengestelle gesezt; und alle diejenigen, welche Seine königliche Hoheit während ihres Aufenthalts in Rußland bedient hatten, begleiteten dieselben bis an die Gränzen von Kurland, wo der Herzog Seine königliche Hoheit mit der größten Pracht empfing.

Wir sahn in Mitau den berühmten Herzog von Biron, den Vater des regierenden Herzogs, welcher unter der Regierung der Kaiserinn Anna so viel Aufsehn gemacht hatte. Er war in Siberien gefangen gehalten worden, bis Peter III zum Thron gelangte, wo er nebst allen übrigen, welche bei den vorigen Regierungsänderungen aufgeopfert waren, wieder zurükberufen wurde.

Er war damals über achtzig Jahr alt, und dennoch hatte er eine frische Gesichtsfarbe und eine in die-

sem Alter sehr seltne Gegenwart des Geistes. Er hatte eben mit Einwilligung der Kaiserinn von Rußland und des Königs von Polen das Herzogsthum an seinen Sohn abgetreten. Er lebte in einer einsamen Ruhe nebst seiner Gemahlinn, die vordem sein Glük und seine Unfälle mit ihm getheilt hatte.

Der Prinz Heinrich hielt sich nur einen Tag in Mitau auf; und wir sezten unsern Weg immer in Schlitten über Memel und Königsberg bis zehn Meilen von Berlin fort, wo wir die Wagen wieder auf Räder sezten.

So bald wir zurükgekehrt waren, begab sich der Prinz nach Potsdam zum Könige und blieb dort zwei Tage. Auch ich ward dahin gerufen, und da die im Frühlinge gewöhnlichen Waffenübungen herannahten; so behielten mich Seine Majestät bei sich.

Ich fing eben die Lebensart wieder an, die ich vor meiner Reise nach Rußland geführt hatte, und theilte meine Zeit zwischen meine Lieblingsbeschäftigungen auf dem Lande und die Gesellschaften in Berlin und Potsdam.

Der Prinz Heinrich begab sich wie gewöhnlich auf sein Schloß in Rheinsberg; und mit dem lebhaftesten Schmerz trennte ich mich von diesem Prinzen, mit dem ich eine so angenehme Reise gethan, der mich mit seinem Vertrauen beehrt, mit so viel Güte überhäuft, und bei dessen lehrreiche Unterhaltung ich so süße Augenblik-

ke verlebt hatte. Vierzehn Tage nach seiner Abreise schikten mir Seine königliche Hoheit ein Päkchen auf der Post, und schrieben mir eigenhändig einen bezaubernden in den gnädigsten Ausdrükken abgefaßten Brief. Ich fand in dem Päkchen eine prächtige goldne Tabatiere mit Diamanten besezt; und was noch bei weitem ihren Werth in meinen Augen erhöhte, so war sie mit dem Gemählde dieses großen Prinzen verziert. Er sagte mir in seinem Briefe.

„Sie haben zu meinem Vergnügen in Schwe-
„den und Rußland die Vertheilung der verschiedenen
„Geschenke übernommen, welche ich auszutheilen
„hatte: jezt ist es billig, daß ich Ihnen endlich das
„meinige schikke. Ich wünsche, daß dieses geringe
„Unterpfand meiner Gesinnungen Ihnen eben den
„Grad von Vergnügen verursache, mit welchem ich
„es Ihnen anbiete."

Er lud mich zu gleicher Zeit ein, ihn, so oft es meine Geschäfte erlauben würden, in Rheinsberg zu besuchen; und das habe ich hernach mit immer gleichen Eifer gethan, und es war mir nichts angenehmer, als wenn ich eine Gelegenheit fand, ihm meine Aufwartung zu machen.

Rheinsberg ist einer der herrlichsten Oerter die ich kenne. Das Schloß daselbst ist nicht groß; aber es hat eine wunderbarschöne Lage. Es würde schwer halten, irgendwo zaubervollere Aussichten anzutreffen,

Einerseits ist ein weitausgedehnter Landsee; und ihn gegenüber sind englische Gärten, gleich verschönert durch Natur und durch Kunst. Man trift die grösstmögliche Abwechselung und einen auserlesenen Geschmak bei der Vertheilung der Alleen, der bedekten Gänge, der Grotten, der Lusthäuser.

Der Park oder das Wäldchen, das man beim Eintritt in die Gärten betritt, ist eben so bemerkenswerth wegen der Auswahl und Schönheit der Bäume, wegen der Länge und Richtung der Alleen, wegen der Menge von Lusthäusern, die man von Zeit zu Zeit antrift. Weit vorzüglicher aber, als alle diese verschiedenen Reize wird dieser so anmuthsvolle Aufenthalt, durch die Aufnahme, auf welche man dort stets bei Seiner königlichen Hoheit rechnen kann.

Man kennt zu Rheinsberg weder Zwang noch Etikette. Der Prinz selbst wacht darüber, daß die Personen, welche bei ihm sind, alles bekommen, was zu ihrer Bequemlichkeit und zu ihrem Vergnügen dienen kann: und er mischt so viel Feinheit in sein Betragen, und seine Aufmerksamkeiten, daß alles aus der Natur des Orts herzukommen scheint, den man bewohnt, und nicht von der Ueberlegung des großen Prinzen, den man besucht.

Seine Unterhaltung ist so anziehend, daß man nicht müde wird, ihn zu hören. Gewöhnlich betrift sie die mancherlei Materien der Staatskunst, und der Re-

gierung; daß Interesse der verschiedenen Mächte in Europa gegen einander; den Karakter großer Männer aus den vergangnen Jahrhunderten, oder derer, die jezt am Ruder der Staatsangelegenheiten stehn; die Ursachen und wichtigsten Ereignisse der lezten Kriege; die Sitten, Gebräuche, Gesezgebung, Handel, Betriebsamkeit, Macht und Reichthümer der ansehnlichsten Nationen; endlich Künste und Wissenschaften, alte und neue Litteratur. Man sieht nicht allein, daß der Prinz viel gelesen, viel beobachtet, viel gedacht hat; sondern daß man auch schwerlich weisere und partheilosere Urtheile fällen kann.

Er hat eine sehr leichte Aussprache: nie fehlt es ihm an angemessenen Ausdruk; und dieses beweist am besten die Klarheit und Deutlichkeit aller seiner Vorstellungen.

Um diese Zeit starb der König von Schweden, und der Erbprinz sein Sohn und Nachfolger, der nebst dem Prinz Friedrich seinem Bruder eine Reise nach Frankreich gemacht hatte, wollte von da durchs Brandenburgsche zurükkehren, und einige Zeit in Berlin verweilen, um den König seinen Onkel, und die ganze königliche Familie von Preussen kennen zu lernen.

Der König trug mir auf, ihm entgegen zu reisen, für alles auf seiner Reise Sorge zu tragen und mich zu erkundigen, wie er aufgenommen zu werden wünsche.

Der Erbprinz erklärte mir, daß er das Inkognito verlassen würde, das er gegen seinen Onkel nicht nöthig habe. Er gab mir bloß den Auftrag, Seine Majestät zu bitten, daß sie ihm bei seiner Ankunft in Potsdam erlauben möchte, gerade zu ihm zu gehn, um ihm nebst seinem Bruder seine ehrfurchtsvolle Liebe zu bezeugen.

Ich richtete seinen Auftrag aus und deshalb richtete ich mich so ein, daß ich einige Stunden vor Ankunft des neuen schwedischen Monarchen in Potsdam ankam.

Alle Generale und alle Offiziere des Oberstabes von der potsdamschen Besazzung waren bei seiner Aufnahme auf dem Schlosse. Ich nahm mir die Freiheit Seine Majestät an die Bitte ihres Neffen zu erinnern: allein anstatt ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, ging der König hinaus, um ihn beim Aussteigen aus der Kutsche zu empfangen.

Eben so sehr geschmeichelt als überrascht durch eine so freundschaftliche Aufnahme, schwang sich der König von Schweden, so zu sagen, aus seinem Wagen. Der Prinz Friedrich that desgleichen: die beiden Könige umarmten sich zärtlich; und Seine preussische Majestät führten ihre beiden Neffen in ihr Zimmer, wo sie eine halbe Stunde zusammen zubrachten.

Man ging zur Tafel; und nach Aufhebung derselben führte der König von Preussen selbst seinen Neffen

in das Zimmer, das er für ihn hatte zurechtmachen lassen: und hernach zeigte der Prinz Heinrich, der nach Potsdam gekommen ward, um seine beiden Neffen zu sehn, die er schon seit seiner Reise nach Schweden kannte, ihnen alles sehenswerthe in der Stadt, in Sans-Souci und im neuen Palais.

Den folgenden Tag ruhte man sich aus; aber am dritten Tage ließ der König die Besazzung vor seinen Neffen Waffenübungen anstellen. Die Truppen hatten Befehl, beim Vorbeigehn Seine schwedische Majestät zu salutiren und ihm alle bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Ehrenbezeugungen zu erweisen. Den vierten Tag reisten wir nach Berlin. Der König von Preussen kam bei dieser Gelegenheit um acht Uhr aus seinem Zimmer, und da er mich im Vorzimmer traf, so mußte ich ihn begleiten. Wir gingen nach der andern Seite des Schlosses, wo sein Neffe wohnte, und da niemand in dem Vorzimmer desselben war; so blieb der König daselbst. Er wollte nicht, daß ich hineinginge, um Seiner schwedischen Majestät seinen Besuch zu melden. Wir spazierten also länger als eine halbe Stunde zusammen, ohne irgend jemand zu sehn oder zu hören. Endlich aber öfnete der Senator, Graf von Scheffer, der den König von Schweden begleitete, die Thüre; und erstaunt darüber, den König von Preussen mit mir ganz allein spazieren gehn zu sehn, wekte er sogleich den König von Schweden auf, der in weniger als zehn Mi-

nuten angekleidet war, sich bei seinem Onkel entschuldigte und sein Bedauern darüber bezeugte, daß er nicht gewußt habe, daß er sich in seinem Vorzimmer befinde.

Diese an sich so unbedeutende Anekdote dient doch zum Beweise, wie wenig man am preussischen Hofe Sklave der Etikette sei; oder vielmehr wie sehr man sie verachte. Ich habe die Ehre gehabt viele Jahre bei Seiner Majestät zuzubringen, und könnte davon eine Menge von Anekdoten anführen, die eben so merkwürdig sind.

Der König von Schweden ward eben so gut in Berlin von der Königinn seiner Tante, und dem ganzen königlichen Hause aufgenommen. Sein Onkel, der ihn dahin begleitet hatte, ließ auch die Regimenter der Garnison vor ihm ihre Uebungen machen. Sie brachten noch einige Tage zusammen zu; und darauf reiste der König von Schweden nach Rheinsberg, wohin ihn der Prinz Heinrich vor seiner Reise nach Stockholm zu kommen bat.

Ich folgte Seiner preussischen Majestät nach Potsdam, um nach meiner Gewohnheit bei den Musterungen zugegen zu seyn.

Kurz darauf kam die verwittwete Königinn von Schweden, die Schwester des Königs, die vor kurzem ihren Gemahl verlohren hatte und seit seinem Tode in die tiefste Traurigkeit versunken war, ebenfalls an, um einige Monate in dem Schooß einer Familie zu verleben,

die ihr so theuer war und von welcher sie nicht weniger geliebt ward. Der König sandte ihr seinen Oberhofmarschall, Grafen von Reuß entgegen, um sie auf der Gränze zu empfangen und nach Berlin zu begleiten.

Sie wurde, so wie auch ihre Prinzessin Tochter, die sie bei sich hatte, mit der lebhaftesten Freude und den aufrichtigsten Freundschaftsbezeugungen aufgenommen. Man hatte auf dem Schloß eine Wohnung angewiesen und ihr dort ihren Hofstaat errichtet. Der König befahl mir dafür zu sorgen, daß sie gut bedient würde.

Sie brachte einige Tage in Potsdam beim Könige ihren Bruder zu, und dann begab sie sich zum Prinz Heinrich nach Rheinsberg, für den sie bis zum lezten Augenblik ihres Lebens alle mögliche Achtung und Zärtlichkeit empfand.

Gegen den Frühling kehrte sie nach Schweden zurük: vor ihrer Abreise aber ernannte der König ihr Bruder, um ihr einen neuen Beweis seiner Zärtlichkeit zu geben, die königliche Prinzessinn von Schweden ihre Tochter zur künftigen Abtissinn von Quedlinburg nach dem Absterben der Prinzessinn Amalie von Preussen.

Die Königinn von Schweden fand bei ihrer Ankunft in Stralsund dort einen Brief vom Könige ihren Sohn vor, worinn er ihr meldete, wie er jezt mit dem glüklichsten Erfolge ohne einen Tropfen Menschenblut vergiessen zu dörfen, die Regierungsform geändert habe.

Ich will es nicht unternehmen diese glükliche und wichtige Begebenheit zu beschreiben, durch welche die Regierungsform meines Vaterlandes völlig umgeändert; und wodurch nicht nur alles auf den Fuß, wie es zu Zeiten Gustav Adolphs war, gesezt, sondern die königliche Macht noch weit über die Gränzen ausgedehnt ward, welche sie zur Zeit jenes Fürsten beschränkten.

Wer begierig ist, die genauern Umstände davon zu erfahren, darf nur das Werk des Italieners, Abt Micheleſi über die Revolutionen von Schweden nachlesen: dieser war damals gerade als Reisender in Stokholm und starb auch daselbst kurz nachher. Vorzüglich aber können sie das Werk des Herrn Karl, Franciskus Scheridan dazu benuzzen, der damals Sekretair des englischen Gesandten an unserm Hof war. Es führt den Titel: Geschichte der lezten Staatsveränderung in Schweden, worinn erzählt wird, was auf den drei lezten Reichstagen dort vorgegangen ist, nebst einer kurzen Geschichte von Schweden, worinn man die wahren Ursachen dieser Begebenheit enthüllt, und einer Einleitung über das Schikſal der bürgerlichen und politischen Freiheit in Europa. Man hat es aus den englischen ins Französische übersezt und diese Uebersezzung ist zu London im Jahr 1783 erschienen.

Ich habe gefunden daß diese eben so vortreflich geschriebene als tief durchdachte Schrift über diese grosse Be-

gebenheit nichts weiter zu wünschen läßt: dennoch habe ich einige gewagte Thatsachen und grundlose Muthmassungen darinn gefunden; ungeachtet deren es doch immer verdient, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

Auch brauche ich nicht anzuführen wie vielen Antheil der Graf von Vergennes, damaligen Gesandten des französischen Hofes in Schweden, an dieser Staatsveränderung nahm. Wie kann ich die hohe Meinung vermehren, die Europa und die ganze Welt seit so langer Zeit von den seltnen Talenten dieses grosses Ministers hegt? Nur sei es mir vergönnt, mich einen Augenblik bei einigen sonderbaren, bemerkungswerthen Umständen zu verweilen. Die Staatsveränderung, die wir 1756 entworfen hatten, war fast eben dieselbe die 1772 eingeführt wurde. Jene zerscheiterte uns, ob wir uns gleich aller Mittel zu ihren Erfolge zu versichern suchten: diese gelang durch, dem Anschein nach, höchst schwache Mittel. Zum Behuf der erstern hatten wir eine mächtige Parthei, verschiedene grosse Herren vom Hofe, das Volk und Waffen: bei der leztern sieht man blos zwei grosse Männer, den König mit seinem ganzen Muth, und den Minister eines auswärtigen Hofes mit der ganzen Weisheit, welche ihn auszeichnet. Bei der erstern mußten gute Bürger und getreuen Unterthanen, die nach dem Ruhm geizten, für das Beste des Staats und des Vaters des Vaterlandes mitzuwirken, auf dem Schafott sterben, oder in einer schimpflichen Verbannung leben: durch die

andern haben sich der Monarch, welcher die Leidenschaften und Laster zügelte, die das öffentliche Wohl zerstörte, und der grosse Mann, der ihn bei diesen Unternehmen durch seinen Rath und seine Klugheit unterstüzte, die Unsterblichkeit erworben. Endlich regierte eben die auswärtige Macht, durch welche der vorige Entwurf fehlschlug die geheime Triebfedern, durch welche der lezte glüklich vollführt ward.

So ist die Welt: so ist das Spiel oder die Laune des Glüks. Jezt sah' ich sie nur mit einem stoischen Blik an; und der einzige Wunsch, den ich mir noch erlaube ist der, daß sich mein Vaterland, das ich immer geliebt habe, selbst damals als es einen Preis auf meinen Kopf sezte und mich blutdürstig von Land zu Lande verfolgte, auf ewig in dem glüklichen Zustande erhalte, in welchen es durch diese Begebenheit gesezt ist.

Die uneingeschränkte monarchische Gewalt ist oft in Despotißmus ausgeartet: nur zu sehr ist mir das aus der Geschichte vergangner Jahrhunderte und aus den Begebenheiten des gegenwärtigen einleuchtend: allein die übrigen Regierungsformen scheinen mir mit noch grössern Fehlern verknüpft; und nichts ist in meinen Augen gefahrvoller, als Zügellosigkeit und Anarchie, fruchtbare Urquellen jedes Uebels.

Als der König von Schweden seiner Mutter diese Nachricht von der eben vollbrachten Staatsänderung gab; so bat er sie zugleich in seinem Namen in Stralsund

die Huldigung von Schwedischponimern anzunehmen. Die Fürstinn erfüllte seine Wünsche und schifte sich dann ein, um nach Stokholm zu reisen.

Bei der Musterung, die in Berlin gegen Ende des Monats Mai gewöhnlich gehalten wird, ernannte mich der König zum Generallieutenant unter der Armee, so wie auch den Herrn von Möllendorf, jezzigen Gouverneur dieser Hauptstadt, der es sich zum Glük und zur Ehre rechnet, diesen Titel in dieser Würde zu führen.

Diese Beförderung war mir um so angenehmer, da sie nie unmöglich in besserer Gesellschaft hätte werden können. Ganz Europa kennt die kriegerischen Talente dieses Generals; und sein schon so glänzender und wohlverdienter Ruhm würde sich nur noch vermehren, wenn er je durch die Umstände an der Spizze grosser Heere erscheint.

Wir waren die einzigen Offizire, die Seine Majestät geruheten, bei dieser Musterung zu Generallieutenants zu erheben. Einige Zeit nachher übertrug mir der König das durch den Tod des Generallieutenant von Bülow erledigte Gouvernement von Spandau und vermehrte meine Besoldung um funfzehnhundert Thaler.

Ein zweiter Vortheil, den ich von der Ernennung zu dieser ehrenvollen Stelle hatte, bestand darinn, daß ich so oft ich wollte, auf mein Gut reisen konnte, das zwischen Spandau und Potsdam lag; und das war für mich kein geringes Vergnügen. Als Gouverneur lag es

mir aber auch ob, die Vestung und die Gefangenen zu besuchen, wo so viele Unglükliche seufzen. Ohne Zweifel haben die meisten von ihnen Verbrechen begangen, die eine exemplarische Strafe verdienen. Doch giebt es auch viele, deren Fehler nicht so schwer, oder die wegen eines falschen Anscheins mit zu viel Strenge verdammt sind. Die Natur gab mir ein gefühlvolles Herz und durch die Leiden, die ich in meinem Leben erduldet habe, habe ich gelernt bei dem Elende von meines Gleichen mit zu leiden. Nie betrat ich diese schrekkenvolle Oerter, die doch zur öffentlichen Sicherheit nothwendig sind, ohne daß ich unendlich viel dabei empfand. Indessen wagte ich es zuweilen, mich für diejenigen zu verwenden, deren Fehler mir weniger sträflich schienen; und ich habe das Vergnügen genossen, ihre Begnadigung zu erhalten.

Der König erfuhr durch seine Minister, daß die Gesinnungen des russischen Hofes nicht mehr dieselben waren: und daß seine Feinde daran gearbeitet hatten, die vertraunvollen und freundschaftlichen Gesinnungen zu schwächen, welche die Kaiserinn bis dahin bei jeder Gelegenheit gegen ihn bezeugt hatte. Er wünschte also, daß der Prinz Heinrich eine neue Reise nach Petersburg thäte, da er wußte, daß diese durchlauchtigste Monarchinn die aufrigtigste und lebhafteste Neigung für ihn hatte; überzeugt, wie er es seyn mußte, daß niemand mehr als er im Stande seyn könnte, die gute Harmonie zwischen beiden Höfen zu unterhalten, und die, seinem Interesse wi-

drigen Vorurtheile zu zerstreuen, die andere Höfe dem russischen konnten beigebracht haben.

Dieser Prinz bat sich wieder vom Könige aus, daß ich ihn begleiten möchte; und ich erhielt dazu von Seiner Majestät Befehl. Ich hatte in meinem Leben schon so viel Reisen gemacht und hatte bei dieser Gelegenheit so viel eigennüzzige und wenig ehrenvolle Handlungen bemerkt, theils um Geschenke zu erhalten, theils um ungestraft noch gehässigere Räubereien zu verüben, daß ich sehr entfernt davon war, mich zum zweitenmahl darum zu beeifern, in das Gefolge eines grossen Herrn zu kommen. Allein ich konnte den Befehlen des Königs nicht ausweichen und noch weniger einen Prinzen erzürnen, der mich mit so viel Güte überhäuft hatte, und dessen Vertrauen so schmeichelhaft für denjenigen seyn muß, der den ganzen Werth davon kennt.

Unsre Reise war sehr glüklich; und wir kamen den heiligen Abend vor Ostern mit Einbruch der Nacht in Petetsburg an. Der Prinz bekam eben die Wohnung und wurde eben so empfangen, wie das vorigemahl.

Ich sollte noch die Kaiserinn im Namen Seiner Königlichen Hoheit komplimentiren: allein sie hatte sich früh niedergelegt, um früh um zwey Uhr aufzustehn und beim Gottesdienst zugegen zu seyn. Der Generallieutenant Raskein der oberste Offizier des Prinzlichen Hauses redete mit mir ab, daß er um diese Zeit mich abholen und nach Hofe bringen wollte.

Ein Kanonenschuß gab das Zeichen, daß man sich in die Kirche begeben solle. Mein Führer kam zu mir hinein und führte mich zu der Kapelle, die erstaunlich erleuchtet war. Die Messe war angegangen. Die Kaiserinn war in ihren Stuhl und hielt eine angezündete Kerze in ihrer Hand, eben so wie der Großfürst und alle übrigen dort befindlichen Personen; ein jeder war in Galakleidern: und von allen Seiten blizten Diamanten.

So bald mich Ihro Kaiserliche Majestät unter den Haufen gewahr ward, ließ Sie mir sagen, sie sei erfreut mich wieder zu sehn; und da Sie vermuthe daß ich die Absicht haben würde, mit ihr zu sprechen; so möchte ich nur den Augenblik wahrnehmen, wo die Bischöfe und alle übrigen Geistlichen sich nähern würden, um ihr Glük zu wünschen.

Ich blieb ruhig beim Gottesdienst, und nach der Messe oder dem Te Deum, was ohne Begleitung aller Instrumentalmusik, den griechischen Kirchengebräuchen gemäß, gesungen ward, folgte ich den Priestern zum Stuhl der Kaiserinn.

Ich ward, wie sie', zur Ehre des Handkusses gelassen. Sie geruhete, mich sehr gnädig aufzunehmen und gab mir den Auftrag den Prinzen das Vergnügen zu melden, welches sie darüber empfände, ihn wieder bei sich zu sehn.

Gegen vier Uhr des Morgens verließ sie die Kirche, und vorher sagte sie mir noch, daß sie den Prinzen bei der Mittagstafel erwarte. „Ihro Kaiserliche Majestät,

„antwortete ich, meinen ohne Zweifel das Abendessen, „denn da Sie die Nacht den Andachtsübungen geweiht „haben, so werden Sie den Tag hindurch ruhen wol„len? „Nein, erwiederte sie, kommen Sie nur zur ge„wöhnlichen Zeit: das Vergnügen, den Prinzen wie„derzusehn wird mich für alles schadlos halten.“

Wir erschienen gegen ein Uhr bei Hofe. Die Käiserinn war schon angekleidet. Alles ging ohne Zeremonien her, so wohl bei der Aufnahme als bei Tafel.

Nach Aufhebung derselben besuchte der Prinz den Großfürsten und die Großfürstinn, gebohrne Prinzessinn von Darmstadt und Schwester der Prinzessin von Preussen.

Die Großfürstinn träfen wir der Entbindung nahe, und ehe wir noch acht Tage in Petersburg waren, kam der schrekliche Augenblik derselben: sie war tödlich für die Mutter so wohl, als für das Kind; beide vereinigte ein einziges Grab.

Diese junge Prinzessinn ward unter den heftigsten Schmerzen entbunden: aber sie starb mit einer so heldenmüthigen Ergebung und Standhaftigkeit, daß dadurch nur der Schmerz über ihren Verlust vermehrt wurde. Die Kaiserinn war ganz untröstlich und das ganze Reich nahm um so mehr an ihrem gerechten Schmerz Antheil, da es sich zugleich einer, ihm so theuer Prinzessinn und eines Prinzen beraubt sah, der vielleicht einst sein Beherrscher geworden wäre.

Die Kaiserinn begab sich, sogleich nach dem Tode der Großfürstinn nach Czarkozelo. Sie nahm den Großfürsten mit in ihren Wagen, und bat den Prinz Heinrich, ihnen dahin nachzukommen.

Den folgenden Tag reisten wir hin: nur wenige Leute waren da; und wir kehrten nicht eher, als bei unsrer Abreise nach Preussen, in die Stadt zurük. Der Prinz that alles mögliche, um die tiefe Traurigkeit, worinn die Kaiserinn versenkt war, zu verscheuchen.

Endlich beruhigten sich die ersten Schmerzen ein wenig; und sie beschäftigte sich jezt mit der wichtigen Sorge, dem Großfürsten eine zweite Gemahlinn zu geben. Sie sprach ohne Umschweife mit dem Prinz Heinrich darüber, und erklärte ihm, es sei ihr Wunsch, daß ihr Sohn seine Nichte die Prinzessinn von Würtemberg heirathete.

Diese Prinzessinn war an den Erbprinzen von Darmstadt versprochen; und es kam darauf an, sie von dieser Verbindung zu befreien, damit sie in Rußland die Rolle spielen könte, die ihr bestimmt war.

Der Prinz Heinrich fertigte sogleich einen Kourier an den König seinen Bruder ab, um ihm die guten Gesinnungen der Kaiserinn zu melden; und wir erwarteten um so sehnsuchtsvoller die Antwort Seiner Majestät, da sie wegen der Entfernung zwischen Petersburg und Berlin nicht früher, als nach sechs Wochen ankommen konnte.

Alle Morgen machte man einen Spaziergang zu Fuß, woran die Kaiserinn immer vielen Geschmak gefunden hat. Man frühstükte im Garten und nach der Mittagstafel fuhr man in den umliegenden Gegenden von Czarkozelo herum. Zuweilen ritt der Großfürst, der ein sehr guter Reiter ist, und vorzüglich, da die Zeit ein wenig die außerordentliche Betrübniß über seinen Verlust geschwächt hatte; und dann frühstükten wir in irgend einem benachbarten Landhause. Diese Art von Einsamkeit worinn wir lebten gab mir Muße um über die verschwiedenen Veränderungen bei Hofe nachzudenken. Bei unsrer ersten Reise stand der Prinz Orlow in der höchsten Gnade; und bei dieser hatte der Prinz Potemkin die Stelle dieses vorigen Günstlings, der zwar eigentlich nicht in Ungnade gefallen war, aber doch nur die zweite Rolle spielte.

Man erzählte mir von ihnen eine sehr scherzhafte Anekdote.

Herr von Potemkin stieg einst die Treppe zum Schloß hinauf, um sich zur Kaiserinn zu begeben; und Prinz Orlow stieg sie hinab, um nach Hause zu gehn. Der erste wollte nicht den Anschein haben, als ob er in Verlegenheit geriethe, und wußte doch auch nichts zu sagen; fragte ihn also: „was giebts neues bei Hofe?“ „nichts, „erwiederte Prinz Orlow kaltblütig, als daß Sie hin„aufsteigen, und ich steige hinab.“

Von diesen leztern erfuhr ich zugleich einen Zug von Muth und Unerschrokkenheit, der ihnen unendlich mehr Ehre macht, als alle wizzige Einfälle, die er je gehabt haben kann.

In Moskau regierte die Pest und richtete die grösste Verheerung in dieser ungeheuren Stadt an. Der Prinz Orlow, damaliger Günstling sammelt alles auf, was er von Aerzten und Wundärzten zusammenbringen kann. Von allen seinen Eskulapen begleitet, reist er von Petersburg ab, kommt nach Moskau, wirft sich mitten in die Stadtviertel, welche durch die Seuche am meisten angegriffen und verheert sind, er führt so gute Ordnung ein, nimmt so weise Maaßregeln, daß die Pest nach Verlauf einiger Wochen aufhört, und diese vorige Hauptstadt völlig von diesem Ungemach befreiet ist.

An dergleichen Zügen erkennt man die Männer, die in ihrem Karakter wahre Stärke haben; und Männer von dieser Seelenstärke sind leider! so selten in jedem Welttheil: allenthalben trift man nur kleindenkende Egoisten, kalte und unempfindliche Seelen.

Der Prinz Orlow erzählte mir selbst eine sehr sonderbare Geschichte, die in Moskau eben damals vorfiel, als er, durch die Pest veranlaßt, sich dort aufhielt.

Der Erzbischof dieser Stadt ein guter, ehrwürdiger Greis, ließ einst in ein Kloster einige Heiligenbilder aus einer seiner Kirchen bringen, wo sich eine zu

große Menge davon befand. Der Pöbel, der allenthalben unwissend und abergläubisch ist, der aber nirgends vielleicht fanatischer gesinnt ist, als in Rußland wo das Licht, so zu sagen, eben erst anbricht, sieht dieses Wegnehmen oder vielmehr dieses Versezzen der Bilder für eine irreligiöse, gottlose That an. Er rottet sich zusammen, überläßt sich seiner ganzen wilden Wuth, und faßt den Entschluß, den Erzbischof für diese vermeinte Entheiligung zu bestrafen. Der gute Mann flieht aus seiner Behausung, flüchtet in die Kirche eines Klosters, und verstekt sich in die Sakristei, wo nach den griechischen Kirchengesezzen niemand außer dem Geistlichen hineingehn darf. Unglüklicherweise hatte ihn ein junges Kind gehn sehn, und zeigt es sogleich an. Der Pöbel läuft herbei, dringt in die Kirche, fällt über den ehrwürdigen Prediger her, und schleppt ihn zur Thüre heraus, um ihn zu ermorden. Der unglükliche Greis, der den Tod als unvermeidlich vor sich sieht, beschwert seine Henker, daß sie ihm wenigstens erlauben möchten, ans Altar zu gehn, um noch einmahl das Abendmahl zu nehmen. Der Pöbel bewilligt ihn das, und sieht während dieser gottesfürchtigen Zeremonie mit der größten Ruhe auf dieses beweinenswürdige Opfer des Aberglaubens und des Fanatismus, welches er sich bereit macht, jezt hinzurichten. Endlich fällt der Pöbel noch einmahl über den unglüklichen Greis her, schleppt ihn, wie das vorige mahl, zur Kirche hinaus und zerfleischt ihn in tausend Stükke.

Die Wache und Offiziere von der Polizei kamen zu spät, um ihn zu rächen: aber die vornehmsten Anstifter dieses abscheulichen Mordes wurden eingezogen, gefesselt, ins Gefängniß gebracht und bald nachher wurden sie alle gehangen oder gerädert, nachdem sie mehr oder weniger schuldig waren.

Der Kourier, den Prinz Heinrich an den König, seinen Bruder abgeschikt hatte, kam nach Czarkozelo zurük, und brachte Antwort von Seiner Majestät, völlig so, wie man sie wünschen konnte.

Der Erbprinz von Darmstadt war gerade in Potsdam gewesen, als dieser Kourier dort angekommen war; und der König leitete die ihm aufgetragene Unterhandlung so gut ein, und sezte sie so vortreflich fort, daß der junge Prinz ohne Erniedrigung freiwillig sich entschloß, seine Versprochene abzutreten, ungeachtet der Zuneigung und der Liebe, die er für sie empfand.

Was die Einwilligung der Eltern der Prinzessinn von Würtemberg und die übrigen mancherlei Anstalten beträfe, die man zu dieser Vermählung noch treffen müsse, schrieb der König, da möchte man sich nur völlig auf ihn verlassen.

Es war also beschlossen, daß Berlin der Ort der Zusammenkunft zwischen dem Großfürsten und der Prinzessinn von Würtemberg sein solle, und wenn sie sich

wechselseitig gefielen, so sollten sie zusammen nach Petersburg kommen, um sich zu vermählen.

Prinz Heinrich übernahm es gern, Seine kaiserliche Hoheit nach Berlin zu bringen, und zugleich wies die Kaiserinn vierzigtausend Thaler zu der Reise der Prinzessinn von Würtemberg und derjenigen von ihren Verwandten an, welche sie zu begleiten wünschten.

Diese durchlauchtige Monarchinn hat stets die lebhafteste Zärtlichkeit gegen ihren Sohn bezeugt, aber vielleicht haben sich nie ihre mütterlichen Gesinnungen so glänzend, wie bei dieser Gelegenheit, offenbart. Sie war höchst entzükt, und bezeugte unaufhörlich dem Prinzen Heinrich ihre Erkenntlichkeit gegen seine und seines Bruders Sorgfalt.

Sie gab dem Marschall, Grafen von Romanzow, der damals in der Ukraine als Statthalter dieser Provinz seinen Siz hatte, den Befehl, den Großfürsten auf seiner Reise zu begleiten.

Indessen man sich mit allen nöthigen Zurüstungen beschäftigte, entschlossen sich Prinz Heinrich und der Großfürst nach Peterhoff zusammen zu reisen, einem Lustschloß, das Peter I an den Küsten der Ostsee hatte bauen lassen, und das sieben teutsche Meilen weit von Petersburg entfernt ist.

Dieß Schloß ist nicht groß, und ist sehr vernachläßigt. Die Kaiserinn Elisabeth, Tochter Peters I, welcher es niemals da gefiel, hatte das in Czarkozelo

bauen lassen, um die angenehme Jahrszeit dort zuzubringen; und das thut auch noch die jezzige Kaiserinn.

Dennoch ist Peterhoff äußerst angenehm: es hat eine treflich schöne Lage: der Garten ist prächtig und die Springbrunnen vorzüglich geben denen zu Versailles nichts nach.

Von Petersburg bis Peterhoff trift man ununterbrochen Schlösser und Gärten an, die verschiedenen Privatleuten gehören. Man genießt auf diesem ganzen Wege die zaubervollsten Aussichten.

Auch sahn wir eine Meile von Petersburg das Schloß Oranienbaum, das in der russischen Geschichte durch das Unglük Peter III ewig berühmt sein wird. Es ist sehr wohl gebauet und liegt noch besser, als Peterhoff.

Man findet nirgends vielleicht zwei Oerter, wo man sich den Sommer hindurch mehr Vergnügen verschaffen könnte. Aber die angenehme Jahrszeit ist in Rußland so kurz und das Klima so rauch, daß man nur immer sehr kurze Zeit auf dem Lande ist.

Da wir nach Czarkozelo zurükkehrten, war schon alles zu unsrer Abreise veranstaltet und bereit. Der Großfürst reiste voraus und wollte uns in Riga erwarten. Prinz Heinrich folgte ihm vierundzwanzig Stunden nachher.

Die Kaiserinn schien durch diese doppelte Trennung gleich gerührt. Sie empfahl ihren Sohn dem Prinzen in Ausdrükken, die zugleich die Güte ihres Herzens und das ganze Gefühl der zärtlichsten Mutter bewiesen.

Sie hatte einige Briefe an den König von Preussen und die Familie von Würtemberg zurechtgemacht; aber die Traurigkeit, die sie über die Abreise des Großfürsten und des Prinzen Heinrichs empfand, erlaubte ihr nicht, sie fertig zu machen; und sie entschloß sich, sie mit einem Kourier uns nachzuschikken.

Dieser Kourier holte uns in der That den dritten Tag ein, und übergab Seiner königlichen Hoheit das Pak mit den Briefen. Allein die Kaiserinn hatte noch einen besondern Brief dabei gelegt, den sie eigenhändig an den Prinzen Heinrich geschrieben hatte, und da dieser Brief eben so viel Ehre der erhabenen Monarchinn bringen muß, als den Prinzen, an den er gerichtet war, so will ich ihn hier ganz einrükken.

„Ich nehme mir die Freiheit, Ew. königliche Hoheit die vier Briefe zu schikken, wovon ich mit Ihnen gesprochen, und die Sie gütigst haben besorgen wollen. Der erste ist an den König, Ihren Bruder, und die andern für die Prinzen und Prinzessinnen von Würtemberg. Ich bin so frei, Sie

„zu bitten (wenn sich das Herz meines Sohnes für „die Prinzessinn Sophia Dorothea bestimmt, wor„an ich nicht zweifle) daß Sie die drei lezten ihrer „Bestimmung gemäß abgeben, und mit jener über„redenden Beredsamkeit unterstüzzen, womit Gott „Sie begabt hat."

„Die überzeugenden und wiederholten Beweise, „die Sie mir von ihrer Freundschaft gegeben, die „hohe Achtung, die ich gegen Ihre Tugenden gefaßt, „und das unbegränzte Zutrauen, welches Sie mir „eingeflößt haben, lassen mir keinen Zweifel über „den gewünschten Erfolg einer Angelegenheit, die „mir so sehr am Herzen liegt. Konnte ich sie wohl „bessern Händen anvertrauen?"

„Ew. königliche Hoheit sind warlich in Unterhand„lungen der einzige in Ihrer Art: verzeihen Sie die„sen Ausdruk meiner Freundschaft. Allein ich glau„be nicht, daß es ein Beispiel einer Verhandlung „von dieser Natur giebt, das so wie diese wäre be„handelt worden. Auch ist sie die Frucht der herz„lichsten Freundschaft und des innigsten Vertrauens.

„Diese Prinzessinn sei das Unterpfand derselben. „Nie werde ich sie sehn, ohne mich daran zu erin„nern, wie diese Angelegenheit zwischen den königli„chen preussischen Hause und zwischen den russischen

„angefangen, fortgeführt und vollendet ist. Möch„te sie die Bande auf immer befestigen, die uns ver„einen!

„Ich danke Ew. königlichen Hoheit zum Schluß „noch aufs zärtlichste für alle Sorgfalt und Mühe, „welche Sie sich gegeben haben; und bitte Sie, über„zeugt zu sein, daß meine Dankbarkeit, meine „Freundschaft, meine Hochachtung und die hohe „Werthschäzzung, die ich für Sie empfinde nur mit „meinem Leben aufhören werden.

„Ew. königlichen Hoheit,"

„geneigte Kousine]und Freundinn"

„Katharine."

„Czarkozelo den 11ten Juny 1776."

Dieser so ungekünstelte, so liebevolle, und dabei so wohl geschriebene als wohl gedachte Brief muß einst dem Augen der Nachwelt die Seele dieser durchlauchten und großmüthigen Fürstinn mahlen.

Wir fanden den Großfürsten in Riga, hielten uns dort einen Tag auf und besahn ein dicht neben der Stadt aufgeschlagenes Lager.

Es bestand aus zwei Regimenter Reiterei und vier Regimenter Fußvolk. Der Großfürst musterte sie und ließ sie vor dem Prinz Heinrich einige Waffenübungen machen.

Von Riga reisten wir nach Mitau, wo der Herzog von Kurland die beiden Prinzen mit vieler Pracht aufnahm. Der Großfürst verweilte daselbst eine Nacht; aber Prinz Heinrich reiste voraus, um selbst Seine kaiserliche Hoheit bei ihren Eintritt in des Königs Lande zu empfangen.

Wir fanden in Memel alle die, welche seinen Hof ausmachen sollten, auch alle Köche und den Vorrath von Getränken und Eßwaaren, die für den übrigen Theil des Weges nothwendig waren.

Der Großfürst kam vierundzwanzig Stunden nachher an; und wir blieben noch einen Tag da, um etwas auszuruhn. Wir reisten alle zugleich ab. Der König hatte veranstaltet, daß der Großfürst allenthalben mit allen den Ehrenbezeugungen empfangen wurde, die man den künftigen Thronfolger von Rußland, seinem Bundesgenossen schuldig war.

Zwei Tage blieb man zu Königsberg in Preussen; und die Besazzung, welche aus zehn Schwadronen Dragoner und sechs Bataillon Fußvolk bestand, hielt in Gegenwart Seiner kaiserlichen Hoheit Waffenübungen.

Das Gedränge war allenthalben, wo wir durchreisten, entsezlich. Allenthalben erschienen junge schön gekleidete Mädchen, die mit vollen Händen in den Wagen der Prinzen Blumen warfen; und in den Städten, wo Besazzungen lagen, bestrebten sich die Anführer der Regimenter mit allgemeinen Wetteifer, Seine kaiserlichen Hoheit alle die kleinen kriegerischen Feste zu geben, die ihn ergözzen könnten.

Nichts mangelte seinem Empfange beim Markgrafen Heinrich in Schwedt: aber vorzüglich war sein Einzug in Berlin äußerst glänzend. Man hat damals die genauern Umstände davon bekannt gemacht; und ich enthalte es mir, sie hier zu wiederholen.

Der König empfing den Großfürsten, den Prinz Heinrich begleitete in seinem Zimmer; und sie unterhielten sich etwa eine halbe Stunde. Alsdann begaben sich die beiden Prinzen zur Königinn, wo alle Prinzessinnen und alle Damen vom Hofe und aus der Stadt versammlet waren.

Die Prinzessinn von Würtemberg gefiel dem Großfürsten unendlich; und noch denselben Abend, da er von Tafel aufstand, erklärte er sich darüber gegen den Prinz Heinrich, der auch am folgenden Tage die Anwerbung that, zu welcher er von der Kaiserinn mit Vollmacht versehn war, und die Briefe abgab, die er mitgenommen hatte.

Die Veranstaltungen wurden bald in Richtigkeit gebracht. Man brachte einige Tage mit Festen und Lustbarkeiten zu. Der Prinz Ferdinand, des Königs Bruder, gab eine sehr schöne Fete auf seinem Schloß in Friedrichsfelde. Der Großfürst und die Prinzessinn von Würtemberg benuzten jeden Augenblik, um sich zu unterhalten; und man bemerkte leicht, daß ihre gegenseitige Liebe von Zeit zu Zeit wuchs. Der König gab ein sehr großes Mittagsmahl in Charlottenburg und am Abend desselben Tages reiste man nach Potsdam.

Der ganze Hof versammelte sich in dem neuen Palais von Sanssouci, wo man die ganze Zeit hindurch, welcher der Großfürst dort zubrachte, ununterbrochen Feste, Schauspiele und Erleuchtungen sah.

Seine Majestät liessen die Potsdammer Besazzung vor Seiner kaiserlichen Hoheit in den Waffen üben; und was eben so schmeichelhaft für sie als für den Feldmarschall von Romanzow war, das Manöuvre wurde in verschiedenen Vierekken gemacht, um die Schlacht bei Kayal nachzuahmen, wo die Russen im lezten Kriege die Türken geschlagen hatten.

Der König schenkte dem Großfürsten zwölf Reitpferde, die er besonders in den preussischen Stutereien hatte aussuchen lassen, und ein prächtiges Porcelänservice aus der Berliner Fabrik.

Auch alle Herren vom Gefolge des Großfürsten erhielten prächtige Geschenk, und der Großfürst gab dagegen welche an alle diejenigen unter uns, die zu seiner Bedienung gebraucht waren.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich wieder alle die Niederträchtigkeiten, die eine niedrige Geldsucht hervorbringt. Ich will nur ein Beispiel davon anführen.

Der Großfürst beehrte mich mit seinen Zutrauen und zeigte mir alle Geschenke, die er vertheilen wollte. Eine von den Personen, für die sie bestimmt waren, erhielt eine Tabatiere, und beklagte sich mit sehr übler Laune gegen mich, daß sie nicht prächtig genug sei. Unwillen über sein Murren und mit den Werth des Geschenks bekannt, bot ich ihn tausend Thaler dafür, wenn er sie mir abtreten wollte. Er erröthete vor Schaam, stekte sein Geschenk in die Tasche und schwieg.

Man überlegte in Sanssouci, wie der Großfürst nach Rußland zurükreisen sollte, und machte aus, daß er mit seinem ganzen Gefolge vorausreise, und die Prinzessinn von Würtemberg mit ihren durchlauchten Eltern ihm folgen sollte.

Da das Schloß Rheinsberg auf ihren Wege lag; so bat sie Prinz Heinrich, einige Tage da zuzubringen. Sie reisten dahin, und Seine königliche Hoheit gab ih-

nen vier Tage hindurch höchst glänzenge, mannichfaltige und aufs beste angeordnete Feste.

Auch ich war auf Einladung des Prinzen daselbst und ging nach Potsdam zurük, so bald der Großfürst von Prinz Heinrich Abschied genommen hatte. Ihre Trennung war warlich rührend; und alle, welche dabei zugegen waren, freueten sich gleichmässig über die Beweise der Zärtlichkeit und des Zutrauens welche sie sich beiderseits gaben. Man hätte glauben sollen, der eine sei ein zärtlicher Vater, der nur mit Schmerz den geliebtesten Sohn sich entfernen sähe; und der andre entrisse sich seinen Umarmungen nur weil die Nothwendigkeit es gebiete und mit der Furcht, ihn nie wieder zu sehn.

Der Großfürst nahm mich beiseits, bevor er mich verließ, und spazierte einige Augenblikke mit mir ganz allein. Er sagte mir seinen Lebewohl in der zuneigungsvollsten Ausdrükken. Dieser Auftritt ist einer von denen in meinem Leben, bei denen ich am meisten bewegt gewesen bin.

Wenn je diese Blätter vor seine Augen kommen, so erflehe ich von Ihm, sich an meine ungeheuchelten Wünsche für sein Wohl, für das Glük seiner Regierung, wenn ihn einst die Vorsehung auf den Thron sezzen würde, und für die Fortdauer jener, vertrauenvollen, anhänglichen und erkenntlichen Gesinnungen zu erinnern, wo-

von ich ihn gegen das königlichpreussische Haus durchdrungen sah.

Den folgenden Tag reiste er ab, und den Tag nachher brach die Prinzessin von Würtemberg auf. Ihre Eltern begleiteten sie bis nach Memel, wo sie ihren ganzen Hofstaat, von der Kaiserin zu ihrem Empfang geschikt, vorfand.

Der Prinz und die Prinzessinn von Würtemberg reisten von da nach Mümpelgardt ab, wo sie ihren gewöhlichen Siz haben. Prinz Heinrich blieb in Rheinsberg.

Ich ging hernach wieder nach Berlin zu meiner armen Frau zurük, die seit einigen Jahren sehr krank war.

Eine Brustwassersucht entriß sie mir; und das war für mich eine höchst schmerzvolle Trennung.

Wir lebten seit dreissig Jahren zusammen; und hatten uns immerdar mit Aufrichtigkeit geliebt. Sie hatte alle zwei Umfalle mit mir getheilt, worinn ich durch die Staatsveränderung in Schweden im Jahr 1756 verflochten war, und ich muß ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie dieselbe mit einer Vestigkeit, mit einer Standhaftigkeit und mit einer heldenmüthigen Gesinnung ertragen hat, die bei Personen von ihrem Geschlecht fast ohne Beispiel ist.

Ihrer angenehmen Gesellschaft beraubt fand ich meine neue Lage sehr traurig, ich ward finster und melancholisch.

Zu meinem Glük verschafte mir der König einige Erleichterung. Er nahm mich mit sich zu den Musterungen in Schlesien und diese Reise zerstreuete mich ein wenig.

Ich kehrte mit Seiner Majestät nach Potsdam zurük, und der König behielt mich bis zum zwanzigsten Dezember bei sich, wo er des Karnawals wegen nach Berlin reiste.

Um diese Zeit starb der Kurfürst von Baiern; und der König vernahm diese Nachricht nicht ohne Unruhe: denn er hatte Vermuthungen und sogar ziemlich starke Wahrscheinlichkeiten, daß zwischen diesen Fürsten und den Wiener Hofe eine geheime Verabredung getroffen war, vermöge deren ein grosser Theil von Baiern nach des Kurfürsten Tode an das Haus Oesterreich fallen solte

Seiner Majestät lag viel daran, die Zerstükkung dieses Kurfürstenthums und diesen Zuwachs der Macht für einen Hof zu hindern, der sein Nebenbuhler und fast immer sein Feind war. Der König gab also eine förmliche Erklärung dagegen; und da er voraussah, er würde bald gezwungen seyn, offenbare Gewalt zu gebrauchen; so gab er allen seinen Truppen Befehl, sich marschfertig zu halten. Zu gleicher Zeit ließ er Freibataillons

anwerben, und ich insbesondre erhielt den Auftrag, so ein Regiment auf die Beine zu bringen, als ich im vorigen Kriege angeführt hatte.

Ich betrieb das mit so viel Hizze und Eifer, daß bei unsrer Abreise von Berlin, zur Eröfnung des Feldzugs, meine beiden Bataillons nicht nur vollständig, sondern auch völlig mit Waffen und völlig mit Kleidern versehn waren.

Mit Anfang des Mai begab sich der König nach Schlesien, um sich an die Spizze des Heers zu stellen, das von dieser Seite in Böhmen eindringen; und Prinz Heinrich zog in Berlin ein zweites Heer zusammen, welches durch Sachsen, mit den Völkern dieses Kurfürstenthums verbunden, ebenfalls nach Böhmen gehn sollte.

Ich gehörte zu den Generallieutenants, welche man dazu bestimmte in diesem lezten Heer zu dienen.

Als der Wiener Hof alle Zurüstungen sah, welche der König machte, um seine Plane zu zerstören; so schlug er den friedlichen Weg ein. Die Unterhandlungen wurden in Berlin zwischen den Ministern des Königs und zwischen den Grafen von Cobenzl, damaligen österreichischen Minister an unserm Hofe eingeleitet. Sie schienen anfangs eine gute Wendung zu nehmen: aber bald wurden die Verhandlungen abgebrochen und der Krieg ward unvermeidlich.

Prinz Heinrich ließ uns ankündigen, daß wir den andern Tag aufbrechen sollten; und damit nichts von seinen Befehlen kund würde, und die auswärtigen Minister keine Kouriere abfertigen konnten um ihre Höfe davon zu benachrichtigen; so ließ er in eben dem Augenblik alle Thore sperren, wo uns die Verfügung über den Marsch eingehändigt wurde.

Die ganze Stadt gerieth in große Bewegung, weil man den Grund von dieser Vorsicht nicht wußte: aber der Graf von Cobenzl, der ihn errieth, wollte darüber zur Gewißheit kommen. Ich hatte ihm immer meine Reitpferde geliehen, wenn er Lust hatte, spazieren zu reiten. Er ließ mich also bei dieser Gelegenheit um eins bitten. Ich ließ ihm antworten, es thue mir leid, seine Bitte abschlagen zu müssen, allein ich müsse es selbst gebrauchen. Er wußte jezt, wie er daran war; da aber die Thore gesperrt waren, so verhielt er sich, wie alle übrigen Minister und blieb ruhig zu Hause.

Den folgenden Tag stieg Prinz Heinrich mit Tagesanbruch zu Pferde; und wir brachen mit allen Regimentern der Besazzung auf. Alle übrigen, die zu seinem Heer kommen sollten, stießen unterwegs zu uns, und in Dresden vereinigten wir uns mit den sächsischen Truppen.

Der Einmarsch Seiner königlichen Hoheit in Böhmen ist mit Recht als ein Meisterstük der Kriegskunst berühmt.

Man hat über diesen Krieg verschiedene Tagebücher und verschiedene Erzählungen ans Licht gestellt. Ich werde also nicht weiter davon sprechen: überdem fielen dabei nicht viel wichtige Thaten vor, deren Erzählung ich nöthig fände.

Ich führe also bloß an, daß der König mit hunderttausend Mann, und Prinz Heinrich mit einem fast eben so starken Heer so lange, als sie nur den Feldzug halten konnten, in Böhmen blieben, sich dann zurükzogen und der eine in Schlesien, der andre in Sachsen seine Winterquartiere nahm.

Ich folgte den Prinz Heinrich nach Dresden.

Die Unterhandlungen nahmen mit Frankreichs und Rußlands Vermittelung wieder den Anfang. Der Friede ward zu Teschen geschlossen und ein jeder kehrte nach einer Abwesenheit von ungefähr einem Jahr, nach Hause zurük.

Ich kam nach Berlin zurük, wo ich gewöhnlich wohnte. Meine Gesundheit hatte durch die Strenge des Klima in den böhmischen Gebürgen sehr gelitten. Ich war oft abgeschikt und oft gezwungen gewesen, unterm Zelt mich zu lagern. Ein Gichtfluß hatte sich an meinen vor dem verwundeten Arm gesezt, und verursachte mir entsezliche Schmerzen.

Zu meiner Kränklichkeit kam noch Kummer und Mißvergnügen, deren Ursache vorzüglich mir sehr em-

pfindlich war; so daß Geist und Körper gleich viel litten.

Ich entschloß mich also, außer Dienst zu gehn, und das um so viel lieber, da allem Anschein nach in langer Zeit kein Krieg zu vermuthen war. Ich bat den König um meinem Abschied: Seine Majestät waren Anfangs etwas empfindlich darüber: aber nach einigen Monaten, während deren ich meine Bitten wiederholte, bewilligten sie mir denselben.

Von diesem Augenblik an hing ich von niemand ab, und dachte auf nichts weiter, als auf die Wiederherstellung meiner Gesundheit. Ich reiste nach Aachen und nach Spa.

Durch diese Reise genaß ich. Die Bäder in Aachen bekamen mir sehr wohl, und mein nachheriger Aufenthalt in Spa, wo ich sehr viel Vergnügen genoß, stellte mich völlig wieder her, in ungefähr sechs Wochen.

Ich wurde wieder munter und faßte den Entschluß, auf einige Zeit nach Paris zu gehn. Ich wollte dem Hof zu Versailles kennen lernen, den ich bis dahin nur aus den Erzählungen anderer kannte.

Ich reiste durch die Niederlande, wo ich meine Bekanntschaft mit vielen Personen erneuerte, die ich vordem, als ich in dem Heer der Verbündeten diente, gekannt hatte. Ich besah die verschiednen Oerter wieder,

wo man damals die Schlachten geliefert hatte, bei denen ich zugegen gewesen war; und ich empfand dabei um so mehr Vergnügen, da ich seitdem Kenntniß genug erworben hatte, um die Fehler unsers Heers, das sie verloren hatte, einzusehn.

Ehe ich nach Paris kam, hatte ich das Vergnügen Chantilly, das Lustschloß des Prinzen von Conde, zu besehn. Da der Prinz abwesend war, so hatte ich die erwünschte Gelegenheit, alles ganz genau zu besehn und zu bewundern. Es ist nicht wohl möglich, irgendwo ein Schloß zu finden, wo alles lauter den Wohnsiz eines grossen Herrn verkündigte.

Ich kam in Paris unter dem Namen des Freiherrn von Stein an. Ich wollte nicht von gar zu vielen Personen erkannt sein, um desto mehr Freiheit zu behalten; und ich fürchtete, wenn ich mich als preussischer General ankündigte, so möchte ich dadurch einen Verdacht oder eine Neugierde erregen, die mir lästig würden.

Die Freunde und Bekannte die ich da traf, erwiesen mir sehr viel Artigkeit, bewiesen mir unendlich viel Aufmerksamkeit und verschafften mir alle Bequemlichkeit, die ich mir wünschen konnte, um ein Land zu sehn, das, in den Augen eines aufgeklärten Reisenden, wenn ich den Ausdruk wagen darf, ein Abriß der ganzen Erde ist.

Den dritten Tag nach meiner Ankunft bekam ich die Gelbsucht. Ich hatte, ich weiß nicht woher, ein Vorurtheil gegen die französischen Aerzte und fühlte Widerwillen dagegen, mich ihren Händen anzuvertrauen: meine Freunde aber, die besser als ich sahen, daß mein Fieber ernsthaft wurde, brachten einen zu mir, ohne es mir einmahl zu sagen. Ich erkannte ihn sogleich beim Hereintreten an seiner schwarzen Kleidung, an seiner langen Perüke und an seinem langen Rohr mit den goldnen Knopf. Er hatte völlig die Tracht, die alle Aerzte auf dem italienischen Theather haben. Indessen nachdem ich mit ihm Bekanntschaft gemacht hatte, mußte ich seinem Einsichten und seinem angenehmen Betragen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er führte ein angenehmes Gespräch, und hatte gar nichts von der Pedanterie an sich, die man seinem Stande sonst vorwirft. Er stellte mich in weniger als vierzehn Tagen wieder her, und ohne mich mit allen Arten von Arzneimitteln zu quälen, wie fast alle seine Zunftgenossen thun.

So bald ich wiederhergestellt war, ließ ich mich als Freiherr von Stein bei Hofe vorstellen; ich benuzte die Freiheit, die man den Fremden dort zugesteht und besah in diesem unermeßlichen Schloß von Versailles alles was meine Aufmerksamkeit verdienen und meine Neugierde befriedigen konnte.

Ich kehrte nach Paris zurük, wo sich meine Freunde bestrebten mich allenthalben hinzuführen, wohin mich irgend ein wichtiger Gegenstand rief. Vorzüglich verweilte ich mit Vergnügen beim Invalidenhause, einem ganz einzigen Denkmal von der Größe und Pracht Ludewigs XIV. Ich fand auf einer Gallerie dieses weitläuftigen Gebäudes die Modelle von allen Vestungen in Frankreich und von allen denen, welche die Franzosen in andern Ländern seit den Anfange dieses Jahrhunderts belagert und eingenommen haben. Diese Modelle schienen mir vollkommen gut ausgeführt.

Ich sah in der Kirche der königlichen Kriegsschule den Bruder des Königs einen Bischof zum Ritter des Ordens vom heiligen Lazarus aufnehmen, und diese Ceremonie geschah mit vielem Pomp. Der Anführer des Bataillions vor der Schweizergarde, die da war, kannte mich unter meinem wahren Nahmen und war so artig, nach der Ceremonie der Aufnahme des Prelaten, dieses Bataillon vor mir manövriren zu lassen.

Der Graf von Artois erlaubte mir, daß ich nach seinem Schloß Bagatelle ginge, welches im Boulogner Walde liegt. Es ist in weniger als sechs Wochen gebauet, aber die Kunst hat alles an diesen Orte gethan.

Ich besuchte nach einander die öffentlichen Spaziergänge, die Kirchen, die Schauspiele. Die Oper ist sehr bezaubernd. Man spielte gerade die Iphigenia vom Ri-

ter Gluk. Die Musik, die Ballets, die Verzierungen des Theaters, alles entzükte mich. Das französische und italienische Schauspiel machte mir viel Vergnügen: aber ich muß offenherzig gestehn, daß ich oft in andern Ländern eben so gute Schauspieler gefunden habe, als damals auf diesen beiden Theatern.

Meine Freunde führten mich in viele Häuser ein, und unter andern grossen Herrn, deren Bekanntschaft sie mir verschaften, stellten sie mich auch dem Prinzen von Monbarrey damaligen Kriegsminister vor. Ich fand verschiedne liebenswürdige Frauenzimmer bei ihm. Seine Tochter schien mir eben so einziehend durch ihre Schönheit als durch ihre Jugend. Sie war so eben mit dem Prinzen von Nassau Saarbrük vermählt. Ich sagte zu ihr, ich glaube vor einigen Jahren in Berlin den Prinzen ihren Gemahl, als Obersten im französischen Diensten gesehn und mit ihm beim Könige von Preussen zu Mittage gespeist zu haben. „Daß muß wohl mein „Schwiegervater gewesen seyn, erwiederte sie lächelnd, „denn mein Gemahl ist noch im Kollegium.“ Ich erstaunte gar sehr: aber ich erfuhr, daß diese Art von frühzeitigen Vermählungen in Frankreich nicht selten ist.

Ich verlebte meine Zeit ganz angenehm in Paris und behielt immer mein Incognito; und wahrscheinlich wußte man troz aller Nachforschungen der Polizei nicht, wer ich war. Eines Morgens meldete man mir

den Sekretär des Grafen von Vergennes, der mit mir zu sprechen verlange. Ich ließ ihn hereinkommen. Er war zu mir geschikt, um sich zu erkundigen, ob ich nicht eine Gräfinn von Stein kenne, die vor drei Monaten nach Tionville gekommen, mit zwei jungen Töchtern in einem Gasthofe eingekehrt, nach einigen Tagen, unter den Vorwande, daß sie die Pariser Aerzte wegen ihrer Gesundheit um Rath fragen wolle, verschwunden sei, und unterdessen ihre beiden Töchter der Wirthinn gelassen und sie gebeten habe, bis zu ihrer Rükkunft für sie zu sorgen.

Der Sekretär sezte noch hinzu, diese Dame habe nachher gar keine weitere Nachricht von sich gegeben; man wisse nicht wo sie hingekommen sei; die beiden kleinen Waisen befänden sich also verlassen, und die Wirthinn getäuscht.

Die Anfrage konnte mich in Verlegenheit sezzen. Ich antwortete, ich kenne keine Gräfinn von Stein; aber ich würde die Ehre haben, mich Morgen zum Herrn Grafen von Vergennes zu verfügen um ihn selbst die Antwort zu bringen.

Ich ging auch wirklich hin. Ich sagte ihm, wer ich sei, auch die Gründe, warum ich den Namen Stein angenommen habe. Ich bat ihn zugleich um die Erlaubniß, diesen Namen auch fernerhin führen zu dürfen.

Was die Frau von Stein anlangt; so erfuhr ich nachher, daß man nie hat entdekken können, wohin sie geflüchtet sei, und daß der König von Frankreich die unglüklichen Kinder dieser grausamen Mutter in eine Erziehungsanstalt gegeben hatte, wo sie auf seine Kosten erzogen werden sollten.

Endlich verließ ich Paris und reiste nach Berlin zurük, von wo ich, noch vor dem Winter, nach Schweden zu reisen, die Absicht hatte. Seitdem ich unabhängig, und von meiner Krankheit völlig hergestellt worden war, blieb ich immer unentschlossen über dem Ort, wo ich mein übriges Leben hindurch wohnen wollte. Bald überwog in meinem Herzen die Liebe zum Vaterlande, und bald war ich geneigt mich auf immer in Berlin niederzulassen, wo ich seit mehr als zwanzig Jahren gelebt und stets jede Art von Annehmlichkeit genossen hatte.

In dieser Unentschlossenheit war ich noch, als verschiedene von meinem Freunden mir sagten, es gehe das Gerücht, ich wollte mich wieder vermählen. Diese Reden waren mir um so auffallender, da die Dame, welche man als meine Zukünftige angab, mir seit langer Zeit nichts weniger als gleichgültig war. Ich antwortete, die erwähnte Vermählung wäre zur Hälfte in

Richtigkeit, denn ich wäre von ganzem Herzen damit zufrieden.

Diese angenehme Vorstellung begleitete mir allenthalben und quälte mich. Ich entschloß mich also, die erste Gelegenheit zu ergreifen, die sich mir darbieten würde, um mein Geheimniß der liebenswürdigen Dame zu entdekken, welche das Publikum so gütig gewesen war, für mich zu bestimmen. Diese Gelegenheit erschien: mein Vorschlag ward genehmigt, und ich hatte das Glük, mich mit einer Frau zu verbinden, die jezt das Glük meines Lebens ausmacht.

Durch diese Verbindung machte die Vorsehung mein Glük vollkommen, da sie mir die sehr beträchtlichen Güter gab, welche meine Frau besaß: und ich glaube hier doch noch eine Anekdote hersezen zu müssen, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist.

Eine Herrschaft in Sachsen war ihr durch Absterben ihres Onkels zugefallen. Da ich außerordentlich das Land und die Landwirthschaft liebe, so begab ich mich dahin, um einige nöthige Veranlassungen dort zu treffen. Ich besah alle die Dörfer, welche dazu gehören, und wie groß war nicht mein Erstaunen, da ich bei einem dieser Dörfer gerade eben den Flek fand, wo ich von den Russen vor zwei und

zwanzig Jahren gefangen genommen war. Dieser Ort war damals höchst unglüklich für mich, und schien mir eine Reihe von Unfällen anzudeuten, die ich vorher beschrieben habe. Jezt bin ich der Besizzer davon, und kann damit nach meinem Gutdünken schalten.

Den süßen Banden dieser glüklichen Ehe verdanke ich die Ruhe und den Frieden, die ich geniesse, und ich kann sogar sagen, die Vergessenheit meiner erlittenen Unglüksfälle. Ich habe keinen Wunsch mehr. Wie! Könnte ich glüklicher sein, als ich es bin? Gern sage ich jezt:

Satt des Hoffens, satt der Klagen
Ueber Erdengroße und Geschik,
Richt' ich ohne Wunsch und ohne Zagen
Auf den Tod hier meinen Blik.

Ende.

. Braidt
ebbieder el
iinchen

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hård, Johan Ludvig, / Bartholdy, Georg Wilhelm, / Pitra, Samuel.

Denkwürdigkeiten oder Lebens-Geschichte eines Schwedischen Edelmanns

Berlin 1788
Biogr. 3115 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068754-2
VD18 11408103